Das

Testament von St. Helena.

Historischer Roman in drei Bänden

von

Otfrid Mylius.

Erster Band.

Stuttgart.
Vogler und Beinhauer.
1869.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Das Testament von St. Helena.

Erstes Buch.

Vorspiel.

1.

Das Testament von St. Helena! jenes merkwürdige Aktenstück, welches angeblich die künftigen Geschicke von Europa regelt und die Richtschnur der Politik jenes Mannes bildet, von dessen Stirnrunzeln das Fallen oder Steigen des Geldmarktes in ganz Europa abhängt, dessen Neujahrsgrüße der harrenden Menschheit Europa's ein Jahr des Krieges oder der Ruhe verkündigen. Wen sollte dieses Dokument nicht interessiren, aus dessen Schooße vielleicht die Entwicklung von Europa's Zukunft hervorgeht, von welchem die Gruppirung der Reiche, die Gestaltung der künftigen Karte Europa's abhängt? Daher wird es nicht uninteressant sein, unseren Lesern vorzuführen, was der Abfassung jenes Testaments voranging, auf welche Weise es entstand, und welche die ersten Folgen desselben waren, als es zu Händen dessen kam, den der große Welteroberer zum Vollstrecker bestellt hatte. Ziehen wir also die Gardine auf, den Beginn des Vorspiels zu zeigen.

Es war ein trüber regnerischer April-Abend des Jahres 1814. Der Wind heulte und stürmte um die Giebel des Schlosses von Blois, in dessen weiten aber düsteren Räumen schon so manches Blatt der Geschichte von Frankreich mit blutiger Schrift beschrieben worden ist. Im Schlosse selbst herrschte eine unruhige Bewegung denn im Laufe der letzten Tage war die Kaiserin Marie Luise mit dem dreijährigen König von Rom, dem zarten kleinen Kinde des großen Napoleon, in Blois angekommen, aus ihrer Residenz in den Tuilerieen vertrieben durch Pöbelhaufen ihrer aufgeklärten Pariser, welche bis unter die Fenster der Kaiserin gedrungen waren, durch

wüstes Geschrei und Drohungen von ihr zu verlangen, daß sie entweder mit dem Feinde unterhandle, um Paris die Schrecken einer Belagerung zu ersparen, oder daß sie ihre Hauptstadt verlasse, weil man sonst nicht mehr für ihre und ihres Kindes Sicherheit stehen könne. Die Reise nach Blois hatte mehr das Ansehen einer Flucht gehabt, denn in Paris hatten die Minister wie die Besitzenden offenbar den Kopf verloren, und jedermann ahnte schon, was die nächsten Tage der von den Heeren der Verbündeten eng cernirten Stadt bringen würden: die verrätherische Kapitulation der Hauptstadt, die ja nach dem Ausspruch des Marschalls Marmont Herzogs von Ragusa nicht mehr zu vertheidigen sei, und damit den Zusammensturz der Herrschaft Napoleons. Nicht einmal die mit einer Reise der Kaiserin sonst verbunden gewesenen Aeußerlichkeiten waren dießmal beobachtet worden, denn man war schon so weit, anzunehmen, daß man am Anfang des Endes angekommen sei. Die Nachrichten, welche ein vom Kaiser direkt eingetroffener Courier mit eigenhändigen Briefen Napoleons an die Kaiserin überbracht hatte, waren bereits unter dem Hofstaate bekannt geworden; man wußte, daß die Schlacht von Arcis-sur-Aube verloren und das kaiserliche Heer getrennt und zersprengt, daß das Corps des Marschalls Marmont von dem übrigen Heere abgeschnitten war, daß Napoleon selbst ernste Befürchtungen hegte, und namentlich darin sich selber ungetreu geworden zu sein schien, daß er einer Schlacht auswich, um nicht von der Masse erdrückt zu werden, während vielleicht ein einziges siegreiches größeres Gefecht den Muth des Heeres und das Vertrauen der wankelmüthigen pariser Spießbürger wieder aufgerichtet hätte, welche, von Bourbonisten aufgewiegelt und durch übertriebene künstliche Gerüchte eingeschüchtert, schon laut gegen das Vorhaben der Generale murrten, die Hauptstadt vertheidigen zu wollen. Welch ein Umschlag in dem Loose des großen Kaisers war im Verlaufe weniger Monate eingetreten! Der Mann vor dem die halbe Welt gebebt, saß in Fontainebleau in düsterer Einsamkeit, von seinen letzten Getreuen umgeben (und wie wenige echte waren noch darunter?) und zerbrach sich grübelnd den Kopf, wie er sich der Uebermacht der Alliirten erwehren könnte; aber selbst sein sonst so erfinderi-

scher Genius wußte dießmal keinen Ausweg mehr gegen die Gewalt zu finden. Er konnte weder neue Heere aus dem Boden stampfen, noch die Treue der abgefallenen Heerführer und Bundesgenossen wieder erkaufen, noch dem Beispiele des Abfalls steuern; das seine eigenen Angehörigen gaben, welche er groß gemacht hatte, noch vermochte er der Natur zu gebieten, welche sich mit seinen Feinden verschworen zu haben schien, um die Straßen schier unwegsam zu machen und so das Heranziehen der noch in den Provinzen stehenden Armeecorps zu verzögern, noch konnte er den Verrath hemmen, der überall hinter seinem Rücken das tückische Haupt erhob! Und welche Sorgen stürmten auf den Kaiser jetzt ein, wo er, getrennt von seiner Gemahlin und seinem Kinde, auch für diese das Schlimmste befürchten mußte, denn der von Napoleon empfindlich gekränkte Talleyrand, dieser feinste und treuloseste aller Diplomaten, conspirirte offen mit den Alliirten und den Bourbonen gegen seinen ehemaligen Herrn, und Fouché, der Herzog von Otranto von Napoleons Gnaden und dessen Polizeiminister, selbst ein Verräther, hatte ihm in seinen Berichten keinen jener tückischen Vorschläge vorenthalten, womit die Kleinmüthigen, die Intriguanten, diejenigen welche sich für alle künftigen Ereignisse und Wendungen freie Hand behalten wollten, die erhabene Frau bestürmten, um durch einen raschen unüberlegten Schritt die Verhältnisse noch mehr zu verwirren. Fouché meldete getreulich, wie die Einen der Kaiserin zusetzten, sie solle Paris verlassen und sich in den Schutz der verbündeten feindlichen Heere begeben, während die Anderen sie bereden wollten, sich irgendwo mit ihrem Kinde heimlich zu verbergen oder gar über die Grenze zu flüchten und nach Wien zurückzukehren. Aber der heimliche Verräther hatte seinem kaiserlichen Herrn nicht gemeldet, wie Marie Louise alle derartigen Rathschläge und Propositionen entschieden verworfen und abgelehnt und bestimmt erklärt hatte, daß sie fest entschlossen sei, das Schicksal ihres Gatten zu theilen, gleichviel wie dasselbe auch immer ausfallen möge.

Das schwache Weib findet oft im Mißgeschick einen Muth der Ausdauer und eine Kraft der Hoffnung, welche den Mann beschämen kann, und diesen Heroismus fand die Kaiserin nun auch

als Gattin wie als Mutter in diesen schwersten Tagen ihres Lebens, obschon sie, die Tochter eines Kaisers, in Glanz und Glück aufgewachsen war und in ihrer vierjährigen Ehe mit dem Welteroberer meist nur die sonnige Seite des Lebens gesehen hatte, denn die ersten Jahre ihres Ehestandes waren ja in die Zeit gefallen, wo der kühne Corse auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes gestanden, wo er eines Glückes genossen hatte, das kein Ende mehr nehmen zu können schien.

Es war Abend; die Dämmerung vermählte sich mit den Nebeln, die aus der angeschwollenen Loire aufstiegen und wie düstere Schleier über das flache Gelände sich hinbreiteten. In einem der Gemächer des Schlosses von Blois, welche man in der Hast zum Empfang der Kaiserin hergerichtet hatte, war die hohe Frau an das Fenster getreten und starrte in gedankenvollem Sinnen in den dunkelnden Abendhimmel, in den langsam herunter rieselnden Regen. Hinter ihr brannten die Kerzen auf einigen Armleuchtern, warf das funkensprühende Feuer im Kamin einen röthlichen Glast auf die reichen Fußteppiche und auf den dreijährigen Prinzen, der unter den Augen seiner Bonne mit Soldaten von Papiermaché spielte, während die Gouvernante des Prinzen, Frau v. Montesquiou, in wahrhaft fieberischer Aufregung in Zeitungen blätterte, welche der Kammerdiener vorhin hereingebracht hatte.

Die hohe Frau, welche dort in der Fensternische lehnte, war schön trotz ihrer Blässe; ein edler Ausdruck von Schmerz und Trauer und Unruhe lag auf ihrem regelmäßigen Antlitz, und doch war in ihren Augen und um ihren Mund noch eine Entschlossenheit, die auf einen festen Willen deutete. Wenn ihre Blicke jetzt auf den trüben nebelverschleierten Umrissen der Ferne hingen, welche im Grau der Nacht zu verrinnen begann, so folgte sie nur dem Instinkte, welcher den Menschen antreibt, in Stimmungen, wo sein innerer Friede gebrochen und das schmerzliche Bewußtsein menschlicher Ohnmacht gegenüber dem allgewaltigen unerbittlichen Schicksal in ihm reger ist, in die Natur zu flüchten und an deren ewigen Gesetzen und unerschütterlicher Ordnung sich der höchsten Macht zu erinnern, deren starker Wille Welten und Menschengeschicke lenkt. Dieser Aufblick zu einer höchsten gewaltigen Macht

hatte der Kaiserin jene Kraft gegeben, unter den aufregenden und entmuthigenden Ereignissen der jüngsten Tage ihre gefaßte Haltung und Würde zu bewahren, und der laute Seufzer, der eben jetzt unwillkürlich ihrem Busen sich entrang, galt vielleicht mehr dem Gram und dem schmerzlichen Bewußtsein des Alleinstehens, als der ganzen Schwere des Lebensgeschicks überhaupt, das jetzt auf ihr lag.

„Geruhten Eure Majestät etwas zu äußern?" fragte Frau von Montesquiou aufstehend.

— „Nein, meine liebe Montesquiou," entgegnete Marie Louise und kehrte sich wieder nach dem Zimmer um, wo ihr Auge mit wehmüthiger Zärtlichkeit auf dem kleinen Prinzen ruhte. „Ich seufze nur, denn meine Nerven vermögen kaum mehr die Spannung zu ertragen, in welche mich das Ausbleiben aller Nachrichten vom Heere versetzt. Mein Körper ist müde von all dem Sprechen und Diktiren, womit ich den ganzen Tag für die Interessen des Staats und der Dynastie thätig war, und ich bedürfte der Ruhe so sehr, allein die bange Ungewißheit läßt mich nirgends Ruhe finden. Zwei lange schwere Tage sind wir schon hier, und welche Fülle von Aufregungen und schmerzlichen Enttäuschungen brachten sie mir! O wäre ich lieber in den Tuilerieen geblieben, bis mein Gemahl mir direkt den Befehl gegeben hätte zu ihm zu eilen, denn ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß die Weisung des Kaisers in jenem Briefe vom 20. März an König Joseph, worin er mich für bestimmte Fälle nach Blois eilen hieß, von meinem Schwager Joseph verfrüht angewendet wurde! Großer Gott, wie arm und verlassen fühle ich mich nun! Wie richtig sag Baco, daß die Könige keine Freunde haben können!"

„O Majestät, dieß trifft doch bei Ihnen nicht zu," entgegnete Frau von Montesquiou; „Sie sind ja noch umringt von treu ergebenen Freunden. Diese Herren von der Regentschaft . . ."

— „Sind meistens Selbstsüchtlinge, die in diesem Augenblicke sicher mehr an die eigene Zukunft, als an die meinige denken," fiel ihr die Kaiserin in's Wort. „Was können diese Männer mir sein? sie hatten ja nicht einmal einen vernünftigen Plan für mich, und ich selbst mußte sie erst aufrichten mit der Hinweisung auf das

Genie meines Gemahls, dem es nie an Hülfsquellen fehlt, auf die Tapferkeit der Franzosen, die ihren eigenen heimischen Heerd sicher mit allem Opfermuthe vertheidigen würden! — O mein Gott, wie klein erschienen mir diese kalt vernünftigen Staatsmänner mit ihrem Klügeln und Wägen und Erwägen, wenn ich ihre Saumseligkeit und Unschlüssigkeit mit den Empfindungen verglich, welche mir der Anblick dieses Kindes eingibt? Die paar jungen Ordonnanz-Offiziere ausgenommen, die sich selbst zur Verschickung als Kuriere erboten, war keiner von diesen hochgestellten Herren großdenkend genug, mir anzubieten, daß er zu meinem Gemahl eilen und dessen Befehle und Anordnungen selbst entgegennehmen werde! O mein Gott, wie arm an Liebe ist doch eine Kaiserin?"

„Wollen Eure Majestät nicht wenigens geruhen, einen Blick auf die Zeitungen zu werfen, die so eben angekommen sind?"

— „Pfui, mich eckelt dieses beschmutzte übelriechende Papier voll Lüge an, seitdem mir der Zufall auf der Herreise in jenem Posthause zu Epernon die Zeitung in die Hand gespielt hat, worin es hieß, daß man in Paris das Gerücht verbreite, der Kaiser sei nicht einmal ein rechter Bonaparte, sondern der Enkel eines schweizerischen Bauers. Mein Himmel, wie tief muß unser Glücksstern stehen, wenn die Censoren solche Ausfälle auf den Monarchen zulassen! Es ist das charakteristische Zeichen des Endes, wenn das Unglück anstatt Sympathie Hohn findet. Aber Sie haben wohl die Zeitungen gelesen, meine liebe Montesquiou? Was fanden Sie darin? wie steht es zu Paris?"

„Die Abreise Eurer Majestät mit dem Könige von Rom scheint eher beunruhigend als beruhigend gewirkt zu haben, Madame. Man wagt sogar, Seiner kaiserlichen Hoheit, dem Könige Joseph, Schwäche vorzuwerfen . . ."

— „Oh, darin haben diese Zeitungen nur allzu recht," entgegnete die Kaiserin lebhaft; „mein königlicher Schwager scheint das Vertrauen nicht zu rechtfertigen, womit ihn mein Gemahl auszeichnete, als er ihn zum Generalstatthalter des Reiches machte, und ihm die Vertheidigung von Paris anvertraute. Es ist mein Unglück, daß ich einwilligte, mich von meinem Gemahl zu trennen. Jene Nacht vom 25. auf den 26. Januar, wo er von mir und

unserem Sohne Abschied nahm und ich leider zu frühe in meinen Bitten nachließ, ihn begleiten zu dürfen, wird mir ewig unvergeßlich sein. Ich hätte dem Kaiser in's Feld folgen sollen, denn der Anblick des Sohnes und der Gemahlin ihres Kaisers, welche ihre Geschicke theilten, würde auf die Soldaten unseres Heeres gewiß den tiefsten Eindruck gemacht haben! — Was bringen Sie, Belliard?" wandte sich die Kaiserin dann zu dem Huissier, der soeben eingetreten war.

„Majestät, Seine Durchlaucht der Erzkanzler Herzog von Parma bittet um die Gnade einer Audienz!"

— „Cambacérès?" fragte die Kaiserin und wechselte die Farbe, als ihr Auge die Pendule auf dem Kamin streifte und daran bemerkte, daß der Abend schon ziemlich vorgerückt war; „Cambacérès zu dieser Stunde? Das hat etwas zu bedeuten. Sind Briefe und Depeschen angekommen? Der Herr Herzog Erzkanzler ist mir willkommen!" Und die 22jährige, trotz ihrer Blässe wunderhübsche Frau wandte sich der Thüre zu, in welche der sechzigjährige Großwürdenträger des Reiches mit einer sichtlichen Bewegung trat, und sich mit der Gewandtheit eines Höflings vor seiner Herrin verbeugte.

„Sein Sie mir gegrüßt, Herr Herzog! was bringen Sie mir? Bitte, reden Sie unumwunden, Sie sehen mich auch auf das Schlimmste gefaßt."

Cambacérès sah die Kaiserin mit seinen dunklen Augen forschend an, als wollte er sich überzeugen, daß diese Festigkeit auch wirklich vorhalte, und sagte dann: „Zürnen Eure Majestät dem Munde nicht, der Ihnen so viel Unglück auf einmal verkündet; der Himmel leihe Eurer Majestät Stärke, es zu ertragen."

„Zur Sache, Herr Herzog! ich bitte ... Sie sehen mich schon gefaßt und resignirt!"

— „Nun denn, Majestät! es hat dem Schicksal gefallen, uns auf eine schwere Probe zu setzen," sagte Cambacérès. „Ich vermag meiner Kaiserin nicht länger die schlimmen Nachrichten vorzuenthalten, welche wir gestern schon erhalten hatten, aber noch nicht glauben konnten, weil ... weil sie allzu unwahrscheinlich klangen. Aber nun ist leider alles bestätigt: Paris hat am Tage

nach Eurer Majestät Abreise kapitulirt, und am 31. März um Mittag sind Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze der verbündeten Heere in Paris eingezogen . . ."

„Gott, meine Ahnung!" stammelte die Kaiserin tieferschüttert; „sehen Sie nun, Herr Erzkanzler, wie sehr ich recht hatte, darauf zu bestehen, daß wir in Paris blieben? Meine Anwesenheit mit dem Prinzen hätte das Volk und die Soldaten zu energischerem Widerstand begeistert. Aber hinter unsrem Rücken hatte die Kabale freies Spiel . . . Großer Gott, so ist nun Alles verloren!" sprach sie mit tiefstem Schmerzenstone und sank, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in einen Stuhl.

— „Nein, noch nicht alles, Majestät, denn dem Kaiser bleiben noch die Garde und die beiden Armeecorps. Was verloren ist kann ja wieder gewonnen werden. Paris ist nicht zum ersten Mal in den Händen des Feindes."

„Nicht doch, Herr Herzog Erzkanzler! versuchen Sie nicht mich mit Hoffnungen zu täuschen, die Sie selbst nicht theilen," entgegnete die Kaiserin und richtete sich mit Würde wieder auf. „Wo ist der Kaiser, mein Gemahl?"

— „In Fontainebleau, Majestät, damit beschäftigt, die Garden und die verschiedenen Divisionen der beiden Armeecorps zusammenzuziehen, um dem Feinde noch eine letzte Schlacht anzubieten. Die Garden verlangten bei Ankunft der Nachricht von der Einnahme von Paris dorthin geführt zu werden, um die Verbündeten daraus zu vertreiben. Aber Seine Majestät lehnte dieses Anerbieten ab, um seine ganze Macht auf den bevorstehenden Hauptstreich zu concentriren, der noch alles gewinnen kann . . ."

„Nimmermehr, Herr Herzog!" sagte die Kaiserin; „Sie fühlen besser als ich, daß dieser Streich niemals geführt werden wird. Die Verbündeten sind Herren der Hauptstadt; ihr Ziel ist erreicht, und die Federn der Diplomatie werden nun das Werk vollenden, welche das Schwert soweit gefördert. Herr Herzog, wir stehen auf der Schwelle des Endes. — Und wo ist Seine Majestät mein Vater? Sie nannten ihn vorhin nicht unter denen, welche in Paris als Sieger eingezogen."

— „Nein, Majestät, Kaiser Franz war nicht darunter, aber Hochdieselben waren vertreten durch den Fürsten v. Schwarzenberg. Der Marsch unseres kaiserlichen Herrn auf Fontainebleau hat Seine Majestät von Oesterreich in Burgund zurückgehalten, und dieser widrige Zufall hat uns unermeßlich geschadet. Die Anwesenheit des Großvaters des Königs von Rom würde für unsere Sache mehr Sympathieen erregt und günstigere Bedingungen erzielt haben. Die provisorische Regierung in Paris würde nicht so kühn und eigenmächtig vorangegangen sein, dem Feinde Avancen zu machen.“

„Eine provisorische Regierung in Paris?!“ fragte die Kaiserin bestürzt; „was sagen Sie da, Herr Herzog? und wer sind denn diese Empörer? wann haben sie es gewagt, sich zu constituiren?“

Cambacérès zauderte. „Eure Majestät wissen also nicht? ... Am Tage nach Dero Abreise trat auf Anregung des Fürsten von Benevent (Talleyrand), der in seiner Eigenschaft als Vice-Großwähler des Reiches sich dazu berufen glaubte, eine solche zusammen, bestehend aus den Herren von Talleyrand, Beurnonville, Jaucourt, Dalberg und dem Abbé Montesquiou ...“

„Madame Guiou, warum weint denn Mama?“ fragte der Prinz, sich von seinem Spiele aufrichtend, und kam zu seiner Gouvernante heran.

— „Sein Sie ruhig, mein Prinz, Mama spricht mit dem Herrn dort von Ihrem Papa,“ versetzte Frau v. Montesquiou beschwichtigend, obschon auch ihr dicke Thränen in den Wimpern hingen.

„Es ist zu Ende mit uns, Herr Herzog, wenn wir uns nun selbst verlieren,“ sprach die Kaiserin mit Festigkeit und Würde. „Was soll aus Frankreich werden, wenn wir die getrennten Gewalten nicht wieder vereinigen? Der Kaiser mit einer durch Schlachten geschwächten Armee in Fontainebleau, wir mit dem Regentschaftsrathe hier in Blois, in Paris die verbündeten Monarchen und eine provisorische Regierung, an deren Spitze Herr v. Talleyrand, dieser aalglatte potenzirte Egoist steht! ... Ich fühle nun recht deutlich, daß ich nicht meinen beiden Schwägern hätte folgen sollen, sondern meinem eigenen Kopf und Herzen! Ich bin nicht

abergläubisch, Herr Herzog Erzkanzler," fuhr die junge Kaiserin fort, die in diesem muthig getragenen Leid und der mütterlichen Fürsorge edler und königlicher erschien, als je zuvor, — „ich bin fürwahr nicht abergläubisch; allein als wir an jenem Morgen des 29. März die Tuilerieen verlassen sollten, als mein Sohn wie in einem Vorgefühl dessen, was ihn bedrohte, sich schreiend und weinend an die Gardinen seines Zimmers anklammerte und ausrief: ‚Ich will nicht fort, ich will dableiben!‘ als er sich so sehr sträubte, daß Herr von Canisi, mein Stallmeister, ihn auf den Arm nehmen und zum Wagen tragen mußte . . . da, Herr Erzkanzler, in jenem Augenblicke, ward mir im Geiste furchtbar klar, daß wir beide, mein Sohn und ich, nicht wieder in die Tuilerieen zurückkehren würden, und ich ward," setzte sie mit einem leisen Schauder hinzu, — „ich ward unwillkürlich an den Abschied der unglücklichen Marie Antoinette von dem Königsschloß erinnert. — Doch genug von diesen persönlichen Eindrücken, Herr Erzkanzler! Sie wissen, wie sehr ich in Rambouillet verlangte, daß wir wieder umkehrten, und wie meine Herren Schwäger, Joseph und Jerome, von deren Muth und Willensstärke ich keine allzu hohe Meinung habe, mich daran verhinderten. Wären wir sogleich wieder umgekehrt, so hätten wir vielleicht noch alles hintertreiben können, und der Verrath wäre nicht ermuthigt worden. Statt dessen schleppte man mich zwei Tage in Rambouillet hin, brachte mich dann hieher, und hielt mich hier abermals zwei Tage auf, — fünf kostbare Tage, die nun ganz verloren sind! Barmherziger Gott, was hat in diesen Tagen nicht alles geschehen können!" Sie konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und schluchzte krampfhaft. Der Knabe kam scheu und bänglich heran und in seinen großen unschuldigen Augen standen ebenfalls Thränen, als er sich mit einem furchtsamen Aufblick zu dem fremden Manne an seine Mutter anschmiegte.

Marie Louise beugte sich mit einer Regung unaussprechlicher Muttersorge und Zärtlichkeit zu dem Kinde herab, nahm es auf die Arme, drückte es an ihr Herz und rief in einem Tone, der selbst dem kalten Staatsmann durch Mark und Bein drang; „Ach, mein armes Kind! wir beide sind nun am meisten zu beklagen!"

„O Mama, was ist Dir?" flüsterte das Kind erschrocken,

klammerte sich mit beiden Händen an den schönen und vollen Nacken der Mutter und brach in jenes schmerzliche sympathische Weinen der Kinder aus, das noch unbewußt fremdes Leid begleitet.

Mutter und Sohn ahnten nicht, daß man sie vielleicht in diesem Augenblick um zwei Kronen beraubte. Aber Marie Louise überließ sich nicht lange diesem Schmerz. Die Frauen des Hauses Habsburg waren von jeher meist den Männern an Willenskraft und Seelengröße überlegen, und so richtete sich die Kaiserin auch jetzt an der Größe ihres eigenen Leids und Unglücks auf, trocknete die Augen, hielt den Knaben fest umschlungen und fragte: „Und was soll nun weiter geschehen, Herr Herzog?"

„Eure Majestät sehen mich untröstlich ob der traurigen Mission, Hochdero Herzen nur immer neue Prüfungen auferlegen zu müssen," entgegnete Cambacérès; „der Regentschaftsrath ist in diesem Augenblick in den Gemächern Seiner Majestät des Königs Joseph versammelt, um alle weiteren Maßregeln zu berathen, und hat mich mit der Sendung betraut, Eurer Majestät die dringende Nothwendigkeit der Fortsetzung der Reise nach dem südlichen Frankreich unterthänigst vorzutragen."

— „Wie?" rief die Kaiserin; „man will mich noch zu weiterer Entfernung von der Hauptstadt, zu einer wahren Flucht treiben?"

„Eure Majestät werden die Nothwendigkeit einer solchen einsehen, wenn ich Hochdenselben bemerklich mache, daß Blois kein sicherer Aufenthalt mehr ist, da jede Stunde Kosaken und andere Truppen von der Vorhut der Verbündeten hier eintreffen können, bemerkte Cambacérès. „Die Kaiserin und der König von Rom dürfen keine G e f a n g e n e werden."

— „Wohlan, so bringen Sie mich nach Fontainebleau zu meinem Gemahl!" sprach die Kaiserin mit einer festen Entschlossenheit. „Dort, an seiner Seite, ist mein Platz; dort im Schooße der Armee, unter den Adlern der Regimenter, ist alles was in Frankreich übrig geblieben, und dort inmitten des Heeres wird unser Anblick die Tapferen zum letzten äußersten Widerstand ermuthigen. Wollen Sie dieß, Herr Herzog, wohlan so folge ich Ihnen!"

„Eure Majestät wollen mir nicht zürnen, wenn ich mich unterthänigst erkühne, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Straße nach Fontainebleau schwerlich mehr frei ist, daß Eure Majestät und deren erlauchter Sohn mir von jeher allzu theure Personen waren, um sie den Wechselfällen einer solch gefahrvollen Reise durch die Marschkolonnen eines feindlichen Heeres hindurch..."

— „Großer Gott, also so weit ist es schon gekommen, daß der Kaiser Gefahr läuft, mit dem Rest seiner Armee umgangen und eingeschlossen, von der Uebermacht erdrückt zu werden?" fiel ihm die Kaiserin erschrocken ins Wort. „Kein Wort weiter, Herr Herzog, ich bitte! Marie Louise weiß was sie sich und ihrer Stellung schuldig ist. Keine Flucht mehr, die sie noch weiter von ihrem Gemahl entfernte, an dessen Seite sie jetzt am sichersten wäre! Sagen Sie meinen erlauchten Schwägern, daß ich hier in Blois bleiben werde, mag kommen was da will! Geben Sie dem Regentschaftsrath meinen festen Entschluß kund, mich so lange jeder Abreise von hier zu widersetzen, bis ich durch einen eigenhändigen Brief des Kaisers die bestimmte Weisung hiezu empfange, und daß diesen Entschluß nichts mehr erschüttern soll!"

Eine bedeutsame Geberde belehrte den Erzkanzler, daß seine Audienz zu Ende sei, und Marie Louise legte sich mit dem Prinzen auf dem Arm auf ein Ruhebett, das vor dem Kamin stand, und überließ sich einem stummen schmerzlichen Hinbrüten; der Prinz weinte sich auf ihrem Arm und Schoos in Schlaf. Dann bat sie Frau von Montesquiou, den Knaben zu Bette zu bringen, küßte ihn zum Abschied noch zärtlich, und begab sich in einen anstoßenden Salon, wo einige ihrer Palastdamen beisammen saßen und ebenfalls Zeitungen und Briefe lasen und sich flüsternd und in sehr gedrückter Stimmung über die neuesten Ereignisse unterhielten. Es waren die Herzoginnen von Montebello und Castiglione und die Marquise von Brignole.

„Meine Damen," sagte sie mit einem Tone unnennbarer Herzensgüte; „ich sehe, Sie haben ebenfalls Nachrichten aus Paris und vom Heere. Die Ereignisse sind so erschütternd, daß jede von uns Frauen der Sammlung, der Ruhe, der Einkehr in sich selbst bedarf, um sich mit den Geschicken vertraut zu machen, welche die

Zukunft uns vielleicht noch aufgespart hat. Auch ich bedarf einiger Stunden einsamen Nachdenkens; auch ich habe noch Briefe zu schreiben und mancherlei zu ordnen. Ich entlasse Sie für heute Abend, meine Damen! Gott schenke uns Fassung und Muth, das Unabwendbare zu ertragen!"

Die Kaiserin hatte sich kaum in ihrem Zimmer allein gesehen, als sie sich durch die Kammerfrau ihr Schreibepult bringen ließ, und nach kurzem Sinnen nachstehenden Brief schrieb, welcher ebenso sehr ihrem mütterlichen Herzen wie ihrem hohen Sinne zur Ehre gereicht:

„Sire, mein theurer Gemahl! Das Schicksal hat mir die grausame Prüfung auferlegt, gerade in diesen Tagen, wo die ehernen Würfel über die Geschicke unsers Reiches und unsers Hauses fallen, von Ihnen ferne zu sein. Und doch wäre meine Stelle und diejenige unsers Sohnes jetzt bei Ihnen, an Ihrer Seite, um alle jene Loose mit Ihnen zu theilen, welche die Vorsehung über uns verhängen wird. Ich beklage von ganzer Seele diese Trennung, Sire, denn unser Beisammensein würde uns wechselsweise zum Troste und zur Stärkung gereichen und den erprobten Muth der Armee aufrecht erhalten und deren Thatkraft zu neuen Anstrengungen herausfordern. Aber Gott hat es mir versagt, in Ihrer Nähe zu sein und unsern Sohn den Truppen zu zeigen, als den künftigen Erben des Thrones, den Sie sich mit den Bajonnetten Ihrer Heere erobert haben. Mein Herz blutet, aber ich murre nicht, denn ich bin voll der besten Hoffnung, voll Vertrauen, daß es nicht zum Aeußersten kommen wird. Ein Reich wie das Ihrige kann nicht so schnell zertrümmert werden, denn es wurzelt zu tief in den Herzen der Völker, in dem Boden der Geschichte. Was Ihr Genius geschaffen, mein theurer Gemahl, das kann wohl augenblicklich erschüttert, aber nicht ganz vernichtet werden, denn es trägt die Keime einer ungeheuren Zukunft in sich, es ist die Mutter von Ideen, welche noch Jahrhunderte lang fortleben. Wie beklage ich daher, Sire, daß die Vorsehung es mir nicht vergönnt hat, jetzt an Ihrer Seite zu sein, damit Sie mich einweihen in die Pläne, welche Ihr mächtiger Geist, den ich erst jetzt in diesen Tagen drohenden Unglücks in seiner ganzen Riesenhaftigkeit erkenne, für die

Schicksale Frankreichs, ja ganz Europa's gefaßt hat. Sie haben mich zur Gefährtin Ihres Glanzes und Ruhmes erwählt, mein theurer Gemahl, Sie haben mich der Ehre gewürdigt, die Mutter Ihres Sohnes zu sein, und ich bin Ihnen dafür lebenslang dankbar. Möchten Sie mich, die einfache Frau, die Ihnen nichts bieten kann als die Liebe und Bewunderung der Gattin und die mütterliche Zärtlichkeit für Ihren Sohn, in Ihre großen und weittragenden Pläne einweihen! Es wäre das schönste Geschenk, das mir der Himmel machen könnte. Ich würde die treue Bewahrerin Ihrer Geheimnisse sein und diese Ihre Ideen von frühe auf unserm Sohne einprägen und ihn so erziehen, daß er zur Ausführung derselben befähigt wäre. Ich würde dieses hohe ehrende Vertrauen niemals täuschen, mein theurer Freund, denn eine Mutter thut ja alles für ihr Kind, zumal wenn es das Kind eines solchen Vaters ist!...

„Aber ich bin leider ferne von Ihnen, Sire, und wer weiß ob es mir wieder vergönnt sein wird, an Ihrer Seite zu leben? Wie gefaßt ich auch bin, so erfüllt mich der Gang der jüngsten Ereignisse doch mit düsteren Ahnungen. Ich würde zu Ihnen eilen, Ihnen unsern Sohn zu bringen; allein man hält mich beinahe gewaltsam zurück. Die nächsten Tage können mit furchtbaren Ereignissen schwanger gehen, deren bloßer Gedanke schon mich mit Entsetzen erfüllt, ohne jedoch meine Hoffnung auf die Zukunft zu zerstören. Darum beschwöre ich Sie im Namen unsers Sohnes, mein theurer Gemahl, nützen Sie den ersten freien Moment, den Ihnen diese aufregenden Ereignisse lassen, um Ihre Pläne für die Zukunft niederzuschreiben, und senden Sie mir dieses allfällige Vermächtniß für unsern Sohn durch eine vertraute Hand. Es soll bei mir aufbewahrt werden wie ein Heiligthum; kein fremdes Auge soll es je erblicken; ich selber werde mir seinen Sinn einprägen, um unsern Sohn mit diesen Ideen vertraut und zu deren Werthung und Ausführung befähigt zu machen, falls mir je die schwere Pflicht auferlegt würde, Sie zu überleben. Vertrauen Sie der Liebe einer Mutter, welche die Bewunderung für Sie, mein geliebter Freund, und die Zärtlichkeit für unser Kind weit über das Niveau der übrigen Frauen erhebt. Mein Herz sagt mir, Sire, daß diese meine

Bitte von Ihnen verstanden und richtig gewürdigt werden wird, und in dieser Ueberzeugung nenne ich mich selbst jetzt mit Stolz

Ihre dankbare und eigenste treuliebende

Marie Luise.

Blois, den — April 1814. Abends 11 Uhr."

Die Thränen der Kaiserin floßen wieder, als sie diesen wichtigen Brief geendet — wohl den längsten, den sie je an ihren Gemahl geschrieben hatte. Aber dießmal waren es nicht der Gram oder die Angst vor der nächsten Zukunft, welche ihr dieses heiße Naß aus den schönen Augen trieben. Es war vielmehr der erhebende, tief erschütternde und feierliche Gedanke der Verpflichtung, welche sie auf sich nahm, wenn ihr kaiserlicher Gemahl auf diese ihre Bitte eingehen würde; es waren Thränen der innigsten Andacht, denn sie bat in ihrem Herzen Gott, daß er diese Bitte erfüllen und den Kaiser überzeugen möge, wie ernst und angelegen ihr der Zweck ihrer Bitte sei, und sie flehte zu Gott um Kraft und Umsicht zu dem Werke, das sie damit auf ihre eigenen Schultern nahm, und ihr Auge haftete fest auf dem trefflichen Aquarell-Gemälde von Isabey, das vor ihr auf dem Schreibtische stand und ihren kleinen Sohn in der Uniform der pariser Nationalgarde darstellte. Und mit Einem Male zog ein Gefühl durch ihre Seele, wie sie es noch nie empfunden — eine Art Weihegefühl in dem Bewußtsein, daß wenn ihr Gemahl sie zur Bewahrerin eines derartigen politischen Vermächtnisses erkläre, er ihr eine Stellung anweisen würde, wie sie keine andre Frau in der Geschichte einnehme.

Ein Ausdruck hehrer Freude und Selbstgefühls leuchtete über ihr schönes Antlitz hin, und mit einer Art begeisterter Inspiration schob sie den fertigen Brief beiseite, ergriff ein neues Blatt und schrieb hastig in der ersten Glut dieses Impulses folgenden Entwurf einer Proclamation, an welchem sie hernach kaum ein Wort mehr veränderte.

„Franzosen!

„Die Ereignisse des Krieges haben die Hauptstadt in die Gewalt des Feindes gebracht. Der Kaiser war schon herbeigeeilt, sie zu vertheidigen, und steht an der Spitze seiner siegreichen Heere.

Sie sind unter den Mauern von Paris dem Feinde gegenüber. Die einzigen Befehle, welche ihr anerkennen dürft, kommen aus der von mir gewählten Residenz und von den Ministern des Kaisers. Jede Stadt, die in der Gewalt des Feindes sich befindet, hört auf, frei zu sein; jedes Wort, das daraus kommt, ist die Sprache des Fremden, oder von der Art, daß die Verbreitung seinen feindlichen Absichten zusagt. Ihr werdet Euern Eiden treu sein und die Stimme einer Fürstin hören, welche Eurer Treue anvertraut war, die sich's zum Ruhme rechnete, Französin und mit dem Schicksale eines Monarchen verbunden zu sein, den ihr frei gewählt habt. Mein Sohn war Eurer Herzen in den Tagen des Glücks weniger sicher als jetzt. Seine Rechte und seine Person stehen unter Eurem Schutze!"

Mit begeisterten Blicken überflog sie das Papier, und ihre Züge verklärte ein Hochgefühl des Enthusiasmus. „Diese Proclamation sende ich dem Kaiser; er wird wenigstens den guten Willen darin erkennen, mich seiner würdig zu zeigen. Und an den Herzen der Franzosen wird der Aufruf einer Mutter nicht erfolglos verhallen, die sich aus allen Kräften für ihren Gatten und ihren Sohn verwendet. Diese Worte aus dem innersten Herzen einer Mutter müssen wirksam zu empfänglichen Herzens sprechen, und Gott segne sie mit Erfolg!"

Diese Hoffnung erfüllte das kummerschwere Herz der hohen Frau wenigstens mit einigem Troste, und nach einigem Nachdenken berührte sie die silberne Glocke, welche auf ihrem Schreibtische stand. „Rufen Sie mir Herrn von Haussonville!" sagte sie zu dem Kammerdiener, der dem Ruf der Glocke gefolgt war.

Es währte nicht lange, so trat der Gerufene ein, etwas betroffen über die späte Vorladung, und versuchte in den bewegten Zügen der Kaiserin zu lesen, was ihr Begehren in dieser späten Stunde der Nacht sei.

„Mein lieber Haussonville," hub Marie Louise an und in ihrer Stimme klang die tiefe Bewegung hindurch, unter welcher ihr Gemüth erbebte; „ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen einen besondern Beweis meines Vertrauens zu geben. Ich will mit

meinem Sohn zum Kaiser, der sich in Fontainebleau befinden soll. Ich bitte Sie, bringen Sie mich zu meinem Gemahl."

— „Jetzt in später Nacht, Majestät?" fragte Haussonville; „mitten durch das feindliche Heer hindurch? Ich fürchte, Eure Majestät verlangen etwas Unmögliches."

„Was ist unmöglich, mein Freund, wenn man es nur ernstlich will?" rief die Kaiserin. „Glauben Sie denn, es sei meine Absicht, mit diesem ganzen Gefolge zu reisen? Im Gegentheile, ich will nur allein mit meinem Sohne und Frau v. Montesquiou mich Ihnen anvertrauen; wir wollen incognito reisen und auf Umwegen durch die feindlichen Truppen hindurch zu kommen suchen. Im Bereich der ersten französischen Vorposten werden wir ja sicher sein, wenn wir uns und unser Reiseziel zu erkennen geben! — Wollen Sie mir diesen Freundschaftsdienst abschlagen, mein lieber Herr v. Haussonville? — einen Dienst den ich Ihnen zeitlebens nicht vergessen werde?"

— „Gewiß nicht, Majestät! Dieses ehrende Zutrauen rührt mich tief, und ich bin bereit, für Eure Majestät und den König von Rom mein Herzblut hinzugeben," entgegnete der Höfling und legte in seinen Ton eine Ergebenheit und Beeiferung, welche seinem Herzen fremd war. „Verfügen Sie über mich, Majestät; ich bin jeden Augenblick erbötig, Sie unter meinen Schutz zu nehmen und mit Ihnen abzureisen. Aber vergönnen mir Eure Majestät, auf die große Verantwortung hinzuweisen, welcher ich mich aussetze..."

„Bah, wem sind Sie Rechenschaft darüber schuldig, daß Sie meinem Befehle folgten, mein Herr? wer kann mich zurückhalten, wenn ich einmal gehen will?"...

— „Eure Majestät haben mich nicht ganz verstanden, fürchte ich," entgegnete der geschmeidige Hofmann. „Meine Befürchtungen gelten nicht mir selbst, sondern der Zukunft Frankreichs, der Sache meines kaiserlichen Herrn. Eurer Majestät Reise nach Fontainebleau darf kein Don Quixote'scher Zug sein, der möglicherweise mißglücken könnte, denn es steht allzuviel auf dem Spiele. Mißlänge diese Reise, hätten wir das Unglück, den verbündeten Feinden in die Hände zu fallen, so wäre zwar für die persönliche Sicherheit Eurer Majestät und Seiner kaiserlichen Hoheit des

Königs von Rom nichts zu befürchten, aber die Feinde hätten an den erlauchten Personen eine willkommene Geisel für einen schimpflichen Frieden, und mich träfe die ganze Gehässigkeit und Verantwortlichkeit für das Mißlingen eines, wenn auch in bester Absicht unternommenen Versuchs. Eure Majestät werden daher sicher die Einwendungen zu würdigen wissen, welche ich dagegen erhebe. Ich kann Eure Majestät den Wechselfällen einer solchen Reise nicht überantworten, bevor ich nicht durch die genauesten Erkundigungen ermittelt habe, was für einen Weg wir einschlagen müssen, um den feindlichen Truppen auszuweichen und den Rücken der treuen kaiserlichen Armee zu erreichen."

„Barmherziger Gott, welche Bedenklichkeiten!" rief die Kaiserin ungeduldig. „Verkleiden wir uns als einfache Bürgersleute, versehen wir uns mit einem Passe oder Ausweis, und wagen wir die Reise in einem unscheinbaren Miethwagen oder mit einer Extrapost, so wird uns kein Mensch anhalten! Wer wird in uns also die Glieder der kaiserlichen Familie vermuthen? Sie sehen, mein Herr, die Sache hat keinerlei Schwierigkeiten!"

— „Geruhen Eure Majestät mich nur einen Augenblick ruhig anzuhören," versetzte d'Haussonville mit eindringlichem Ernst; „gelingt der Plan, welchen Eure Majestät suggeriren, so wird mir ohne Zweifel Ruhm und Ehre zu Theil. Aber nehmen wir an, der Plan mißglückte, Eure Majestät würde erkannt — die Möglichkeit eines Verraths liegt so nahe, denn ich fürchte, wir sind bereits mit Spionen umgeben — so wird der Vorwurf des größten Leichtsinns und der Unbedachtsamkeit mich treffen, und Niemand wird mir vergeben, daß ich diesem Wunsche Eurer Majestät mich gehorsam anbequemte. Mein Name wird in der Geschichte beinahe mit dem Makel des Verraths gebrandmarkt, die Zukunft der Dynastie Eurer kaiserlichen Majestät wird für immer verloren sein."

Die nachdrückliche Betonung der letzten Worte verfehlte ihres Eindrucks nicht. „Ich leugne nicht," sprach Marie Louise schmerzlich bewegt und von ihren Lippen war die Farbe gewichen, — „ich leugne nicht, daß eine große Gefahr vorhanden ist; aber welche ist die größere Gefahr: die, wenn ich hier bleibe, von dem Kaiser und seinem Heere getrennt? oder die, wenn ich meine per-

sönliche Behaglichkeit und Sicherheit daran setze, um meinen Sohn und mich in den Schutz französischer Bajonnette zu begeben? — Rathen Sie mir, Herr v. Haussonville! sagen Sie mir offen, ob Sie überhaupt nicht auf meinen Plan eingehen wollen?"

„Eure Majestät mag mir glauben, daß ich jeden Moment Blut und Leben für sie hingebe," versetzte Haussonville und legte betheuernd seine Rechte auf das Herz; „aber in diesem Augenblick schon zu sagen, was ich von diesem Plane halte und welche Chancen des Gelingens er biete, ist mir unmöglich. Ich werde alle Erkundigungen einzuziehen suchen und Eurer Majestät morgen früh Bericht erstatten. Jetzt ohne Weiteres abzureisen, kann und darf ich nicht wagen, denn ich könnte ein solch tollkühnes Spiel mit dem Leben und der Sicherheit Eurer kaiserlichen Majestät und des kaiserlichen Prinzen, des ‚Kindes von Frankreich', nicht einmal vor meinem Gewissen, geschweige denn vor dem Richterstuhl einer unbefangenen objectiven Beurtheilung vertreten. Geruhen Eure Majestät nur noch bis morgen früh zu warten, wo wir genauere Nachrichten über den Standort der feindlichen Armeen ...."

— „O mein Gott, welche herbe Probe für meine Geduld, für meine mütterliche Besorgniß!" rief die Kaiserin in einem Tone, durch welchen der edelste Schmerz hindurch klang. „Und wenn es nun morgen zu spät wäre? ... O, wie beneide ich die erste beste Bauerfrau, die selber die Zügel ihres Pferdes in die Hand oder den Weg unter die Füße nimmt, und den Impulsen ihres besorgten Herzens folgen darf!"

„Majestät fürchten zu lebhaft," wandte d'Haussonville ein, aber eine Handbewegung der Kaiserin beschied ihn zum Schreibtische heran.

— „Handeln Sie nach Gewissen und Gutdünken, mein Freund," sagte sie; „ich vermag dem Gewicht mancher Ihrer Einwendungen mein Ohr nicht zu verschließen, wie schmerzlich und aufreibend auch dieser Zustand der Spannung ist. Berichten Sie mir morgen über meinen Reiseplan. Für jetzt aber sorgen Sie, daß dieser Aufruf an die Franzosen sogleich gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren in Paris und in den Provinzen verbreitet werde,

denn dieser Angstschrei einer Gattin und Mutter kann an einem tapfern und galanten Volke nicht erfolglos vorübergehen!"

Haussonville warf einen Blick auf das Papier, das er in Händen hielt, antwortete durch eine Schmeichelei, und versprach dem Befehl der Kaiserin ungesäumt nachzukommen; in seines Herzens Grunde aber war er goldfroh, daß die kitzliche Audienz auf diese Weise ihr Ende erreicht hatte.

Als die Kaiserin wieder allein war, wurde ihre Einsamkeit und Verlassenheit ihr noch deutlicher und klarer. In düsterem Hinbrüten und schweren Gedanken saß sie vor dem Kamin, blickte in die funkensprühende knisternde Gluth und betrachtete das Bild des kleinen Königs von Rom, welches Isabey's Meisterhand gemalt hatte. „Mein armes Kind!" flüsterte sie unwillkürlich; „welche Loose hat für dich das Schicksal noch in seinem Schoose! — Doch nein, der Bau, welchen die eherne mächtige Hand deines Vaters gegründet, kann nicht von einem einzigen Sturme über den Haufen geworfen werden. Was mein Gemahl geschaffen, das wurzelt allzu tief im Volke, als daß es spurlos verschwinde; und wenn auch momentan der Oberbau wankt, so werden günstigere Zeiten auch wieder die Männer beschaffen, welche auf diesem granitenen Fundamente weiterbauen! Die Ideen können nicht untergehen!"

2.

Der grauende Tag, der sich auf den heruntergelassenen Gardinen der Fenster ihres Schlafgemachs abzeichnete, fand die Kaiserin wach. Ein häßlicher Traum hatte den spät gefundenen kurzen Schlaf gestört: sie hatte geträumt, ihr Kind sei ihr genommen worden: über den ohnmächtigen Bemühungen, den holden Knaben, welcher sich verzweiflungsvoll an seine Mutter anklammerte, zu retten, war sie erwacht. Das Entsetzen über den Traum beherrschte sie noch und hatte die blühende Frische von dem jugendlichen Antlitz der hohen Frau gestreift, und die schönen Glieder bebten unter dem Eindrucke des Schmerzes. „Mein Kind, mein Sohn!" jammerte sie laut, und im ersten bewußtlosen Schrecken riß sie am Klingelzuge. Die Kammerfrau eilte bestürzt herbei und erschrak noch mehr ob dem verstörten Aussehen der Kaiserin.

„Wo ist mein Kind? wo ist der König von Rom?“ rief Marie Luise, noch nicht vollkommen Herrin ihrer selbst.

— „Der kaiserliche Prinz, Majestät? Um Gott', was ist geschehen?“ fragte die Kammerfrau, von diesem Schrecken angesteckt.

„Kleiden Sie mich rasch an! — nein, eilen Sie hinüber zu Frau von Montesquiou, meine Liebe, und sehen Sie nach meinem Sohne!“ sagte die Kaiserin; „ich bin in einer unbeschreiblichen Angst um ihn.“

Marie Luise suchte sich selbst zu behelfen und anzukleiden, aber ihre bebenden Hände versagten ihr den Dienst und ihre Toilette war noch nicht weit gediehen, als die Kammerfrau lächelnd zurückkehrte und die Kaiserin versicherte, der junge Prinz liege ruhig schlafend und mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen in seinem Bettchen und Frau von Montesquiou könne sich die Angst ihrer Majestät nicht erklären.

„Ich danke Ihnen für diese Beruhigung, meine Liebe,“ sagte die Kaiserin etwas gefaßter; „aber legen Sie mir nur die nothdürftigste Morgenkleidung an, denn ich muß ihn selber sehen, ehe ich ganz ruhig werden kann!“ Und in der That, die Ruhe kehrte erst zurück, als sie sich über das Bett des Königs von Rom gebeugt und ihn auf die Stirne geküßt hatte, — als das Kind die großen schönen Augen, die es wirklich von seinem Vater geerbt, aufschlug und mit einem Lächeln die Hände nach der Mutter ausgestreckt und „Mama, liebe Mama!“ geflüstert hatte, worauf es wieder in den friedlichen süßen Schlummer des harmlosen Kindesalters verfiel.

„Mein Sohn, mein liebes theures Kind! Gott segne Dich und erhalte Dir noch recht lange diese glückliche Unwissenheit über Dein Geschick!“ flüsterte die Kaiserin aus tiefbewegter Seele und betrachtete noch lange stumm und mit feuchten Augen den blühenden Knaben. — „Großer Gott, was wird mir dieser Tag bringen, der so schauerlich begann!“ sprach sie, als sie in ihre Gemächer zurückkehrte, die das graue falbe Morgenlicht so gespenstig öde erscheinen ließ.

Und ein ernster Tag war es fürwahr, welcher der jungen Kaiserin angebrochen war, das sollte sie bald genug erfahren. Schon vor der gewöhnlichen Stunde des Lever ließ auf die Nach-

richt, daß die Kaiserin längst munter sei, Herr v. Haussonville sich melden und erklärte der hohen Frau, daß an eine Flucht nach Fontainebleau nicht mehr zu denken, da Orleans bereits vom Feinde besetzt sei, dessen Streifkolonnen sich über die ganze Gegend verbreiteten. Auch sei zweifelhaft, ob der Kaiser überhaupt noch in Fontainebleau, da er von den preußischen und russischen Kolonnen arg gedrängt und offenbar gezwungen sei, sich mit seinen Garden in irgend eine feste Stadt zu werfen.

„Sagt' ich Ihnen nicht schon gestern, d'Haussonville, daß es heut zu spät sein würde?" war Alles, was die Kaiserin äußerte, aber mit einem Blicke, welcher den Höfling richtete, denn eine unumwundene Erklärung des Mißtrauens, ja der Geringschätzung lag darin. Die hohe Frau hatte eine Ahnung davon, daß sie Herrn von Haussonville's Muth und Ergebenheit überschätzt habe und daß er schon über Abfall, Verrath und Rettung der eigenen Haut brüte. Eine unwillige Handbewegung entließ ihn; aber ein bitterer Wermuthstropfen mehr der Erkenntniß fiel in ihr wundes Gemüth.

„Es war ein Mißgriff, daß ich mich an ihn wandte," murmelte sie vor sich hin. „Bausset oder Caffarelli hätten mir vielleicht mehr uneigennützige Treue und Ergebenheit bewiesen."

Bald darauf ließ sich Cambacérès wieder melden, um die Kaiserin darauf vorzubereiten, daß der Regentschaftsrath ihr das Ergebniß seiner gestrigen Berathung mittheilen wolle, und daß namentlich Ihre Majestäten die Könige von Spanien und Westphalen die Kaiserin dringend um eine Audienz bäten.

„Und was für Nachrichten bringen Sie mir aus Paris?" fragte Marie Luise. „Wie stehen unsre Aussichten dort?"

Der Herzog Erzkanzler zuckte die Achseln. „Ich fürchte, Majestät, es ist dort alles verloren. Die Partei der Royalisten sitzt am Ruder und steuert mit Consequenz auf das eine Ziel los, Seine Majestät den Kaiser zu entthronen und die Bourbonen zurückzuberufen."

— „Die Bourbonen, welche man mir stets als für immer und ewig unmöglich geworden vorstellte?" fragte die Kaiserin bitter. „Und die Royalisten? wer sind diese Royalisten? Ein Haufe armer Adeliger, den wir seither fütterten und die nun gegen uns

conspiriren? Sagten Sie mir nicht oft, Herr Herzog, daß die Royalisten, die Anciens keinen Anhang im Volke mehr hätten?"

„Allerdings, Majestät, so ist es auch; aber mit den Royalisten im Bunde ist die heilige Allianz, die nur in der Entthronung des Kaisers die Garantie für den Frieden Europa's sieht!"

— „Wohlan, so wird dieser Aufruf, den ich an die Franzosen erließ, das Volk gegen die Royalisten wie gegen die Verbündeten zum Widerstande aufrufen," sagte die Kaiserin und reichte Cambacérès eines der noch feuchten gedruckten Exemplare des Aufrufs. „Versprechen Sie sich nichts von dieser Appellation an die Gefühle der Nation, Herr Herzog?

„Doch, doch, Majestät!" erwiderte der Erzkanzler verbindlich; „ich habe diesen Aufruf schon in aller Frühe erhalten und seine Beredtsamkeit und Logik bewundert; er wird mächtig zu den Herzen der Jugend sprechen, allein ...."

— „Nun, Herr Herzog, was für ein Aber?"

„Ich fürchte, er kommt zu spät, Majestät! Die Logik der Thatsachen ist gewaltiger, als die Logik der Vernunft und des Herzens. — Der Senat hat bereits die Entthronung des Kaisers beschlossen, und die Pariser haben sich ohne Widerstand in diesen Beschluß gefügt!"

„Nun ja, die Pariser, unter dem Druck der fremden Kanonen und Bajonnette!" sprach die Kaiserin, deren Muth und Thatkraft mit der Gefahr zu wachsen schien; „aber die Pariser sind nicht die ganze französische Nation, zu deren Muth und Ritterlichkeit ich mehr Vertrauen habe .... Doch lassen wir das! Was ist über den Kaiser, was über mich beschlossen?"

Cambacérès zuckte die Achseln. „Vorerst wissen wir noch nichts Gewisses, Majestät! die Gerüchte wogen durch einander wie die Schollen beim Eisgang. Nur so viel scheint sicher, man will Seine Majestät in ein anständiges Exil schicken und eine Art Urfehde und ewigen Frieden schwören lassen, und Eure Majestät sollen bewogen werden, mit dem kaiserlichen Prinzen nach Oesterreich zurückzukehren.

„Nimmermehr!" rief Marie Luise in edlem Enthusiasmus; „wer könnte mich zwingen, meinen Gemahl zu verlassen?..."

— „Eure Majestät wollen entschuldigen,“ sagte der Erzkanzler; „von anderem Zwang, als demjenigen der Ereignisse, kann nicht die Rede sein. Jedoch hat sich im Schooße des Regentschaftsrathes die Ansicht mehr und mehr geltend gemacht, daß Eure Majestät hier nicht länger bleiben können, daß Hochdieselben der Eventualität einer Begegnung mit den feindlichen Truppen entzogen werden sollen und daß namentlich von einer Reise nach Fontainebleau zu Seiner Majestät keine Rede sein könne, da es hiezu entschieden zu spät sei.“

„Ah, d'Haussonville hat also geplaudert?“ rief Marie Luise entrüstet.“

— „Mit nichten, Majestät, er hat nur um Verhaltungsmaßregeln gebeten, da er sich der hohen Verantwortlichkeit eines Schrittes bewußt ist, welcher möglicherweise die so theuren Leben der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen gefährden konnte.“

„Schon gut, Herr Herzog! ich begreife, daß unsere Sachen schlecht stehen müssen, wenn man den Willen der Kaiserin bevormundet und mit den Gründen der Politik das allgemeine sauve-qui-peut bemäntelt!“ entgegnete Marie Luise in einer Aufwallung von Schmerz und Entrüstung, der ihre schönen Züge mit der edelsten Wehmuth verklärte. „Sagen Sie den Herren vom Regentschaftsrathe, daß ich bereit sei, sie zu empfangen, ohne mir jedoch an meinem Rechte freier Selbstbestimmung etwas zu vergeben!“ Und mit einer Miene voll innerer Bewegung entließ sie den Kanzler, und eilte in den Salon, wo ihre Palastdamen sie erwarteten.

Ein einziger Blick auf diese Damen zeigte der Kaiserin, daß auch unter diesen bereits Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit Platz gegriffen habe, denn hinter den ehrerbietigen, lächelnden Mienen lauerte die Angst, die Sorge für die eigene Wohlfahrt.

„Wissen Sie schon, meine Damen, daß man uns aus Blois forttreiben will?“ fragte die Kaiserin. „Sollten Sie glauben, daß sich Niemand dazu verstehen will, uns nach Fontainebleau zum Kaiser zu bringen?“

— „Ah, Majestät, das ist nicht Trotz, — das ist nur wohlgemeinte Fürsorge,“ entgegnete eine der Damen; „zürnen mir

Eure Majestät nicht, aber ich halte es für unmöglich, jetzt noch nach Fontainebleau zu kommen."

„Wie? selbst nicht mit den 1200 Mann Garde, die unser Geleite bilden und die wir dem geschwächten Heere des Kaisers wieder zuführen würden?" fragte die Kaiserin.

— „Majestät halten zu Gnaden, wenn ich in diesem Stücke kleinmüthig bin," versetzte die Herzogin von Montebello; „wenn mich nicht alles täuscht, so wird sogar Blois von den feindlichen Truppen schon cernirt, um Eurer Majestät den Weg nach Fontainebleau zu verlegen. Es scheint beschlossene Sache der Verbündeten zu sein, Eure Majestät für immer von hochdero kaiserlichem Gemahl zu trennen, und ich kann nicht leugnen, daß eine Menge von hochdero wahren Freunden sich mehr und mehr der Ueberzeugung zuneigen, daß Eure Majestät nichts Weiseres thun könnten, als Ihr Geschick — wenigstens scheinbar — von demjenigen der kaiserlichen Majestät zu trennen, um durch Eurer Majestät erlauchten Vater die Interessen der Dynastie und des erlauchten Prinzen desto sicherer zu vertreten ...."

„Wie, Madame, diese Sprache?..."

— „Verzeihen mir Eure Majestät meine Offenheit; aber sie ist angesichts der neuesten Ereignisse diejenige aller treuen Diener des kaiserlichen Hauses," entgegnete die Herzogin und forderte mit einem Blicke ihre Kolleginnen zur Bestätigung auf. Mehre davon zuckten mit einer Miene des Bedauerns die Achseln oder nickten. Eine aber, die schöne Herzogin von Castiglione, die ihres sanguinischen beweglichen Wesens und rückhaltslosen Freimuths willen bekannt war, stand rasch auf und sagte mit einer Hast der Indignation:

„Was mich anbelangt, so pflichte ich dieser Auffassung nicht bei, die sich den Umständen allzu nachgiebig anbequemt, Eure Majestät! Auf die Gefahr hin, nicht zu den treuen Dienern des erhabenen Kaiserhauses gezählt zu werden, wage ich zu sagen, daß Eurer Majestät Entschluß eine glückliche Eingebung Ihres trefflichen Herzens ist, daß es nicht nur edel und weise ist, jetzt zu Sr. Majestät zu eilen, sondern daß Eurer Majestät Ehre erheischen würde, allfällig sogar das Exil eines solchen Gemahls zu theilen."

— „Ich danke Ihnen, meine Liebe, für diese Offenheit," entgegnete die Kaiserin; „Sie sind die Einzige, welche mir diesen Rath ertheilt, der ein Echo in meinem Herzen findet; alle Anderen in meiner Umgebung wollen mir das Gegentheil empfehlen."

„Madame, mein Rath kommt auch aus meinem Herzen," entgegnete die Herzogin v. Castiglione; „und so mag es sein, daß ich vielleicht die Einzige bin, welche an Eurer Majestät noch nicht zur Verrätherin ward."

— „Haben Sie Dank, meine Liebe," entgegnete Marie Luise und küßte sie mit tiefer Rührung auf die Stirne; „ich werde dieß Ihnen lebenslang nicht vergessen! Die Stimme des Gewissens und der Pflicht gilt mir höher, als alle Erwägungen der Politik."

Während dem waren die Könige Joseph und Jerome mit einigen der angesehensten Mitglieder des Regentschaftsrathes in den Empfangssaal der Kaiserin getreten, wo Cambacérès sie erwartete.

„Nun? wie haben Sie die Kaiserin gestimmt gefunden, Herr Herzog?" fragte der Exkönig von Spanien; „wie nahm sie die Nachrichten auf?"

— „Wir werden auf energischen Widerstand stoßen, Sire," versetzte der Erzkanzler achselzuckend.

„Bah, das wird sich überwinden lassen," meinte König Jerome; „d'Houdetot ist so eben eingetroffen und bringt das Gerücht, daß der Kaiser den General Cambronne mit einem Bataillon Garde und einer halben Batterie Feldartillerie gegen Orleans geschickt habe, um die Reise der Kaiserin zu decken, die er schon seit vier Tagen in Fontainebleau erwartet. Sie sehen also, meine Herren, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, die Kaiserin tiefer in's Innere von Frankreich, nach der Auvergne oder dem Limousin, zu entführen, denn die Anwesenheit der Kaiserin und des Prinzen gewährleisten allein uns die eigene Sicherheit. Wir erwarten daher von Ihnen, meine Herren, daß Sie unsere Vorschläge kräftig unterstützen. Wenn wir von hier fort sind, wird es kaum mehr möglich sein, der Kaiserin die Briefe Seiner Majestät vorzuenthalten, durch welche er sie zu sich entbietet. — Aber da kommt Ihre Majestät!"

Der Sturm auf die hohe Frau begann nun, aber sie war auf hartnäckigen Widerstand gerüstet. Man empfahl, man rieth ihr,

man bat sie, doch noch wenigstens bis Bourges zu reisen, aber sie bestand mit aller Energie darauf, entweder zu bleiben oder nach Fontainebleau zu gehen. Der Rath, sich wenigstens auf das linke Ufer der Loire übersetzen zu lassen, scheiterte ebenfalls an dem Mißtrauen, das sich der Kaiserin bemächtigt hatte. Alle Vorstellungen waren vergeblich, und selbst die Aussicht, welche ihr Cambacérès eröffnete, daß der Kaiser, wenn sein unabweisbares Geschick sich erfüllen und er durch die Waffen der Alliirten entthront und mediatisirt würde, ihr Gleichgültigkeit, ja vielleicht Vorwürfe und Vorurtheil zeigen könnte, weil ihr Vater unter seinen Feinden gewesen sei, beantwortete sie durch die geringschätzige Aeußerung, daß sie größer von der Seele Napoleons denke, als diejenigen, die er zu den höchsten Ehren erhoben habe. Endlich spielte Joseph Bonaparte die letzte Karte aus. „Madame," sagte er; „Ihr Widerstand ist vergeblich; ich bin im Besitz eines schriftlichen Befehls meines kaiserlichen Bruders, welcher mich beauftragt, für Ihre Person zu haften. Sie werden also nicht ohne mich reisen."

„Wohlan, Sire, so begleiten Sie mich nach Fontainebleau!" sagte Marie Luise, deren Lippen vor Zorn bebten.

— „Das wäre purer Wahnsinn, von dem wir Sie nöthigenfalls mit Gewalt abhalten müssen, Madame," sagte Joseph.

„Ah, also mit Gewalt?!" rief die Kaiserin, und Thränen des Ingrimms füllten ihr Auge; „man droht mir gar? — Herr von Chateauneuf, rufen Sie mir Herr von Bausset, den Palastpräfekten!"

Bausset, welcher im Zimmer der Adjutanten gewesen, war sogleich zur Hand. „Herr v. Bausset," redete ihn die Kaiserin unter Thränen an und ging ihm entgegen, — „Sie sind unter den hier anwesenden Offizieren des kaiserlichen Hauses mein ältester Bekannter, denn unsere Bekanntschaft datirt von Braunau her, von meiner Reise zur Hochzeit. Ich zähle daher auf Ihre Ergebenheit und begebe mich unter Ihren Schutz. Sie sollen erfahren, was hier vorgeht. Meine beiden Schwäger und der Erzkanzler sind hier in diesem Salon. Sie haben mir soeben erklärt, ich müsse Blois sogleich verlassen, und sie haben mir sogar gedroht, falls ich nicht gutwillig mich ihren Wünschen fügen würde, mich gegen meinen

Willen sammt meinem Sohne in meinen Wagen tragen zu lassen.“

„Darf ich mich erkühnen, Eure Majestät zu fragen, was Ihr persönlicher Wille ist?“ fragte Herr v. Bausset.

— „Ich will, wenn ich nicht nach Fontainebleau reisen kann, hier bleiben und Nachrichten vom Kaiser erwarten!“

Bausset beeilte sich, dem General Caffarelli, Adjutanten des Kaisers, der mit dem militärischen Kommando des Palastes betraut war, und den Offizieren der Garde die nöthige Nachricht von dem Vorfall zu geben. Diese waren über den Zwang, den man der Kaiserin anthun wollte, sehr entrüstet, drangen sogleich in Masse in den Empfangssaal und beeilten sich, diesem Auftritt ein Ziel zu stecken durch die offene Erklärung, daß sie sich jedem etwaigen Versuch, die Kaiserin gegen ihren Willen aus Blois zu entführen, ernstlich widersetzen würden.

Diese stürmische Scene war kaum vorüber, und die Kaiserin hatte sich noch nicht von ihrer heftigen Gemüthsbewegung erholt, als zwei Reisewägen mit Extrapostpferden in den Schloßhof einfuhren, welche die Aufmerksamkeit der Parteien von dem Gegenstande des Streites ablenkten. Man erfuhr sogleich, daß in dem einen Wagen der Graf Schuwaloff, in dem andern der Baron von Saint-Agnan angekommen sei, der eine im Auftrag des Kaisers von Rußland, der Andre namens der provisorischen Regierung, um sich der Sicherheit der Kaiserin und ihres Sohnes anzunehmen. Sobald der Graf Schuwaloff seine Toilette beendet und sich bei der Kaiserin hatte anmelden lassen, beeilten sich die Mitglieder des Regentschaftsrathes, ihm ihre Aufwartung zu machen und ihn um Pässe anzugehen, die er ihnen mit Vergnügen ausstellte; als sie diese erhalten hatten, zerstreuten sie sich nach allen Richtungen, denn sie erkannten nur allzu deutlich, daß ihre Rolle ausgespielt sei.

Die Kaiserin empfing den Grafen in einer peinlichen Unruhe, denn sein Erscheinen und seine Mission sagten ihr zur Genüge, daß die Sache ihres Gemahls nun eine hoffnungslos verlorene sei. Er theilte ihr sein Beglaubigungsschreiben mit und versicherte sie der innigsten Theilnahme seines Gebieters, des Kaisers Alexander von Rußland, an ihrem schweren Schicksale.

„Geruhen Eure Majestät über mich und meine Dienste unbedingt zu verfügen," sagte der geschmeidige russische Diplomat; „ich habe mit Vergnügen und Beeiferung den Auftrag übernommen, die Wünsche Eurer Majestät, so weit sie sich mit meinen Instruktionen vertragen, zu erfüllen und Eure Majestät durch die Marschkolonnen der verbündeten Herre zu geleiten."

— „Wohlan denn, Excellenz, so haben Sie die Gewogenheit, mich zu meinem Gemahl zu führen, — dieß ist der einzige Ort, der mir jetzt gebührt und wo ich mich am sichersten glauben werde," entgegnete die Kaiserin. „Lassen Sie uns über Orleans nach Fontainebleau reisen!"

„Eure Majestät sehen mich untröstlich, diesen Wunsch unberücksichtigt lassen zu müssen," entgegnete der Graf. „Meine Weisung geht vielmehr dahin, mich diesem Wunsche entschieden zu widersetzen, denn mein erlauchter kaiserlicher Herr, welcher zugleich im Namen und Auftrag Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich handelt, ist der Ansicht, daß gerade dieser Schritt dem wahren Interesse von Madame und deren erlauchtem Prinzen diametral entgegengesetzt wäre. Es ist der bringende Wunsch der drei hohen Monarchen, mit dessen Ausdruck ich beehrt worden bin, daß ich mir die Freiheit nehme, an Eure Majestät eine Einladung nach Rambouillet ergehen zu lassen, wo Hochdenselben der ganze Glanz des kaiserlichen Hofes und alle, hochdero Range gebührende Ehren gewahrt werden sollen. Ich habe die ernste Weisung meines erlauchten Souveräns, Eurer Majestät diese Zusicherung ausdrücklich zu ertheilen, wenn ich Hochdenselben diese Richtung zu bezeichnen mich erkühne."

— „O mein Gott, was nützen mich jener Glanz und jene Ehren, wenn mein Wille gebunden ist!" entgegnete die Kaiserin bitter. „Ich füge mich der sanften Gewalt, die man in die Form einer bestimmenden Weisung gekleidet hat, jedoch nicht ohne förmlichen Protest dagegen, den ich bei meinem erlauchten Vater erheben werde...."

„Eure Majestät sehen mich unglücklich, daß meine Mission sich so wenig Hochdero Beifalls erfreut, allein meine Weisungen sind so strikt, daß ich...."

— „Genug davon, Sie sind ja nur ein willenloses Organ der Sieger, Excellenz, und ich bin die Gattin des Besiegten. Dieß erklärt alles. Ich zürne Ihnen nicht, und meine Beschwerde wird auch nicht Ihnen gelten. Vergönnen Sie mir noch eine Stunde Zeit, um an meinen Gemahl und an meinen Vater zu schreiben, dann sollen Sie mich reisefertig finden!“

Hiemit endete die Audienz.

Nach einer Stunde ward Bausset zur Kaiserin beschieden, die ihm zwei Briefe für den Kaiser übergab mit der dringenden Bitte, sogleich nach Fontainebleau damit zu reisen, dieselben treulich zu bestellen und nur in Napoleons eigene Hände abzuliefern. Den Brief an den Kaiser von Oesterreich, ihren Vater, übergab sie einem Ordonnanzoffizier, der ihn sicher nach Paris brachte, und auf der Kanzlei des Fürsten Schwarzenberg abgab. Herr v. Bausset, von dem sich die Kaiserin noch unter Versicherungen ihres lebhaften Dankes und ihrer lebenslangen Gewogenheit verabschiedet hatte, übergab die beiden Briefe, deren Inhalt wir kennen, getreulich dem Kaiser selbst, welcher zwar Marie Luisens Abreise von Blois tadelte, aber von dem Inhalt der Briefe so sehr ergriffen war, daß er die Aeußerung that: „Ich entsage der Krone und trete doch nichts ab.“ — Des Briefes an den Kaiser von Oesterreich aber bemächtigte sich Metternich, als er am 10. April in Paris ankam, und es ist sicher anzunehmen, daß der Brief der Kaiserin nie in die Hände ihres Vaters gelangte. Es war ja das Interesse der Alliirten wie dasjenige der vom Kaiser Napoleon Abtrünnigen und der Royalisten, daß die beiden Gatten getrennt blieben. Die Getrennten waren dann auch für die Zukunft leicht aus einander zu halten.

3.

In einem bescheidenen kleinen Zimmer in einer Ecke des ungeheuren weitschichtigen Schlosses Fontainebleau ging mit heftigen Schritten der kleine Mann auf und nieder, vor dessen Sporenklang noch vor Kurzem die halbe Welt gezittert hatte, der Mann des Jahrhunderts, der ‚kleine Korporal‘, der Mann mit der ehernen Stirne, unter welcher einer der gewaltigsten Geister thronte, die je

ein Menschenherz zu Thaten drängten. Diese ernste gedankenschwere Stirne mit den dunklen unergründlich tiefen Augen darunter war aber an diesem Abend ganz besonders umdüstert und sorgenschwer, denn es war die Zeit, wo er nicht nur den Thron unter seinen Füßen wanken fühlte, sondern einen großen Theil seiner Herrschaft verloren wußte, seit die feindlichen Heere Herren von Paris waren und stündlich die Partei der Abtrünnigen, der Royalisten verstärken halfen.

Es ist ein wehmüthiger Anblick um eine Jahrhundert alte Eiche, einen der Riesen des Waldes, dem ein Blitzstrahl seine Krone zerschmettert und den gewaltigen Stamm in eine langsam verendete absterbende Masse verwandelt; es ist ein trauriges schmerzliches Schauspiel um die Trümmer eines wehrhaften Schlosses, das einst weithin über die Lande geglänzt, die es beherrscht hatte, und in dessen öden Hallen und gebrochenen Mauern nun Sturm und Regen und Sonnenschein in stetem Wechsel das Werk der Verwitterung begannen. Aber unaussprechlich erschütternd ist der Anblick eines Herrschers, welcher von der Uebermacht erdrückt, noch in der Vollkraft seines Lebens von der gewaltigen Höhe herabgestürzt zu werden droht, die er durch sein eigenes riesiges Genie erklommen! Und ein solcher Mann, der noch im Vollgenusse geistiger Kraft und Männlichkeit seinem jähen Sturze entgegensehen mußte, war der Kaiser Napoleon, welcher dort in jenem einfachen, beinahe bürgerlich anspruchslosen Zimmer sporenklirrend und in sich versunken auf und nieder ging.

Der Abend dunkelte; aus dem großen Forste von Fontainebleau stiegen, in Folge der heftigen Regen der vergangenen Tage, dichte Nebel auf, verhüllten die Glorie des Sonnenuntergangs und umzogen den Himmel mit jenem düstern eintönigen Grau, das wie ein Alp auf der Seele lastet. Der Kammerdiener des Kaisers, Constant, kam in Begleitung eines Dieners herein, welcher einige Armleuchter mit brennenden Kerzen trug, die der Kammerdiener auf den Kaminsims und die mit Karten, Zeitungen und Briefschaften bedeckten Tische setzte.

„Wollen Eure Majestät nicht geruhen, ein kleines Gouter einzunehmen?“ fragte Constant mit einem Tone, in welchem sich eine

innige Theilnahme verrieth. „Diese stete Spannung ist ja aufreibend, Sire; Eure Majestät müssen sich Ruhe gönnen!"

Der Kaiser blickte auf, wie aus einem Traume erwachend. „Ruhe?" wiederholte er in einem Tone, woraus die ganze Bitterkeit seines Herzens und die Tiefe seines Schmerzes unwillkürlich hervordrang. „Ich habe zu viel Ruhe, Constant, denn diese gezwungene Ruhe, diese Unthätigkeit reiben mich auf. Laß mich allein, — doch nein, sprich, sind noch Depeschen da?"

„Allerdings, Sire, im Marschallzimmer warten noch einige Ordonnanzen, und Ihre Durchlauchten die Herzöge von Vicenza und Bassano werden demnächst eintreffen!"

— „Gut, ich will sie empfangen! sage dem Adjutanten vom Dienste, Constant, er solle sie mir der Reihe nach hereinsenden!"

Der erste welcher erschien, war Generalmajor Cambronne, einer der tapfersten Offiziere der Garde. Eine tiefe Wehmuth spiegelte sich in den männlich-ernsten Zügen jenes tapferen Getreuen, als er in's Antlitz seines Kaisers blickte, dessen eherne Starrheit doch das nicht bergen konnte, was in der Seele des Monarchen vorging.

„Verzeihung, Sire, wenn ich mich erkühne, zu Eurer Majestät vorzudringen . . ." hub Cambronne an.

— „Was bringen Sie mir, Cambronne; Sie wissen ja, daß Sie mir stets willkommen sind, denn aus Ihrem Munde höre ich immer nur Gutes."

„Dann, Majestät, schmerzt mich der Beweggrund doppelt, welcher mich heute herführt. Denken Sie, Sire, die Truppen werden schwierig. Die Ruhe lockert die Disciplin. Die Garden verlangen in's Feuer geführt zu werden, und die Offiziere vermögen die kriegerische Aufwallung nicht zu zügeln. Die Worte, welche Sie am 3. zu den Truppen sprachen, der Eid, den Sie ihnen abverlangten, entweder zu siegen oder zu sterben und dieser dreifarbigen Kokarde ihre Achtung zu erzwingen, unter welcher wir zwanzig Jahre die Bahnen des Ruhmes und der Ehre im Sturme durchschritten, — diese Gedanken sind die Parole aller Tapfern. ‚Wir liegen unnöthig hier,' sagen sie murrend; ‚unsere Unthätigkeit gibt dem Feinde Stärke, daß er noch mehr Truppen heranziehen kann. Marschiren wir auf die Hauptstadt, um zu siegen oder zu sterben, jeden-

falls aber um die Abtrünnigen zu bestrafen!‘ Das ist der leitende Gedanke der Besseren. Sie bilden sich ein, eine gemeinsame Operation, gleichzeitig von hier und von der Armee des Herzogs von Ragusa von Essonne aus unternommen, müßte zu günstigen Chancen führen.“

— „Die Thörichten!“ sagte der Kaiser; „wir sind unserer sechszigtausend einer vierfachen Uebermacht gegenüber, die sich auf eine volkreiche Hauptstadt stützt. Ein mißglücktes Gefecht kann uns theuer zu stehen kommen und unsre Macht noch mehr schwächen. Wir müssen auf Nachrichten von Marmont's Heere warten, bevor wir einen Streich wagen, wenn es nicht ein Streich in die Luft sein soll.“

„Eurer Majestät Wort in Ehren, aber ich halte diese träge Muße des Heeres für ein Unglück,“ versetzte Cambronne mit einer mühsam zurückgehaltenen Bewegung. „Jeder Augenblick ist kostbar, Sire, und ein einziges Gefecht, worin wir den Feind von einem, ob auch nur unbedeutenden Punkte verdrängen, wird ein moralischer Sieg von ungeheurer Tragweite. Verzeihen mir Eure Majestät, aber ich kann es nicht verhehlen, Sire, man sucht bereits die Armee zu demoralisiren. Ein dumpfes Gerücht circulirt unter den Truppen, daß der Herzog von Ragusa und sein Armeecorps kapitulirt haben; man bezüchtigt den Herzog laut und unumwunden des Verraths . . .“

— „Oh, das ist ungerecht, Cambronne,“ sagte der Kaiser; „Marmont ist einer meiner zuverlässigsten Marschälle; ich weiß, er wird sich eher bis auf die letzte Patrone vertheidigen, als einem schmählichen Vorschlage Gehör schenken.“

„Gott gebe es, Sire, aber solche unheilvollen Gerüchte sind oft nur die Vorläufer von Thatsachen,“ erwiderte Cambronne mit einem gepreßten Seufzer. „Mag jedoch dieses Gerücht auf sich beruhen, soviel ist wenigstens gewiß, daß die fatalsten Gerüchte und Nachrichten bereits unter den Truppen kursiren: die Soldaten wissen nunmehr, daß der Senat in Paris — diese Erzschelme — Eurer Majestät Absetzung proklamirt haben, daß die Alliirten Ihre Absetzung forderten, Sire, und ich kann Eure Majestät versichern, daß es die Emissäre der provisorischen Regierung und die Roya=

listen nicht an Eifer fehlen lassen, alle Zeitungen und Flugschriften der Hauptstadt und alle Proklamationen und Bülletins der Alliirten unter unseren Truppen zu verbreiten. Meiner Treu, Sire, bei meiner Brigade sollen sie es zwar nicht mehr versuchen, denn ich werde jeden solchen Verräther unerbittlich füsilliren lassen. Aber nicht alle Generäle halten so streng darauf, und ich fürchte, die Kabale und der Verrath schleichen sogar schon in höheren Kreisen umher. Darum, Majestät, noch einmal: geruhen Sie mir irgend eine Expedition zu übertragen, und vertrauen Sie: was möglich ist, soll geschehen, um dem Feinde wenigstens wieder einige Fuß breiten französischen Bodens zu entreißen. Ich bürge Eurer Majestät mit meinem Kopfe dafür."

— „Ich danke Ihnen, Cambronne, ich kenne ihre Treue und Zuverlässigkeit, mein Braver," entgegnete Napoleon bewegt. „Sie haben bereits einen Beweis meines Vertrauens erhalten, als ich Sie beauftragte, die Kaiserin und meinen Sohn von Blois einzuholen."

„Ah, beim Mars, Sire, es war meine Schuld nicht, daß ich zu spät kam! Zürnen mir Eure Majestät nicht!

— „Ihnen? Ah, niemals, Cambronne! warten wir ab, was Caulaincourt, den ich nach Paris gesandt habe, bringen wird," sprach der Kaiser mit seiner gewohnten Ruhe und Bestimmtheit. „Der morgende Tag kann eine Entscheidung bringen, und Sie sollen als der Erste die Ehre haben, die Vorhut zu befehligen; ich weiß, wie sehr ich mich auf Sie verlassen kann. Einstweilen benützen Sie die Nachrichten über die Intriguen, welche man in Paris gegen uns spinnt, um die Armee noch gegen den verbündeten Feind und gegen die Ränkeschmiede in Paris zu entflammen. Sie wissen, Cambronne, daß ich Alles auf sie halte."

„Ich werde stets bemüht sein, dieses ehrende Vertrauen zu verdienen, Sir," versetzte Cambronne und küßte die kaiserliche Hand, welche die seinige gedrückt hatte, mit tiefer Rührung.

Auch die übrigen Depeschen und Meldungen, die der Kaiser noch an diesem Abend empfing, lauteten nicht minder ungünstig. Dem Scharfblicke Napoleons konnte nicht entgehen, daß der Verrath und Abfall sich bereits in die Reihen seiner kleinen Armee

einschlichen. Die höheren Offiziere bestritten nur die Rechtmäßigkeit der Absetzung ihres Kaisers, die Soldaten dagegen verwarfen diesen Plan mit der bittersten Entrüstung. Und unverkennbar waren selbst unter den Marschällen viele schwankend über die Stellung die sie zu den neuesten Ereignissen einnehmen sollten; viele waren der Ansicht, daß die Abdankung des Kaisers das einzige Mittel sei, sich selbst möglich zu erhalten und sich die Güter und Ehrenstellen zu bewahren, welche sie der Gnade und Güte Napoleons verdankten, und daß wenigstens der Territorialbestand Frankreichs durch diese Abdankung gesichert werden könne. —

Es war schon spät in der Nacht, aber den Kaiser hatte seine innere aufreibende Unruhe und Spannung noch nicht verlassen, als ihm der Adjutant vom Dienste die Ankunft des Herzogs von Vicenza meldete.

„Ah, endlich!" flüsterte Napoleon, von dem Lehnstuhle aufstehend, in welchem er vor dem Kamin gesessen und in die verglimmende Gluth des Feuers geblickt hatte, das die regnerisch feuchte Atmosphäre nöthig erscheinen ließ. Seine sorgenschweren Züge erhellten sich auf einen Augenblick; er sah demjenigen, was er jetzt hören sollte, mit der Resignation eines Mannes entgegen, der nach langem furchtbarem Harren am Ende die Gewißheit des Unterganges den Folterqualen spannender Ungewißheit vorzieht. Als aber der Herzog von Vicenza eintrat und der Kaiser in dessen sonst schon ernsten Zügen eine besonders feierliche Wehmuth bemerkte, da verwandelten sich die Mienen des Kaisers wieder in den ehernen Ausdruck finsterer Ruhe und er rief:

„Nun, Caulaincourt, Ihr Gesicht raubt mir die letzte Hoffnung. Unsere Sache ist verloren, nicht wahr?"

Der Herzog von Vicenza zuckte die Achseln. „Wir stehen am Vorabend eines allgemeinen Verraths und Sauve-qui-peut, Sire; das Ergebniß meiner redlichsten und beeifertsten Bemühungen ist weit hinter meinen Erwartungen zurück geblieben, und ohne den persönlichen Einfluß des Kaisers Alexander und die hohe Achtung, welche er vor Eurer Majestät Genie und dem Unglück unserer erlauchten Kaiserin hegt, würde der Bescheid, den man mir gab, vielleicht noch engherziger und karger ausgefallen sein."

„Nun, und was verlangt man von mir, mein treuer Freund, dem ich diesen Dienst nie vergessen werde?“ fragte Napoleon und erfaßte Caulaincourts Hand, die er mit Wärme drückte, und in seinem Gesichte lag eine wundersame Fassung.

— „Die Tücke eines Talleyrand und Metternich, die in den Unterhandlungen überall deutlich hervortritt, begnügt sich mit nichts Geringerem, als mit der Thronentsagung Eurer Majestät . . .“

„Zu Gunsten meines Sohnes? unter irgend einer Regentschaft, nicht wahr? Kaiser Franz wird seinen Enkel nicht eines Thrones berauben wollen, der mit so großen Opfern und Anstrengungen erkämpft wurde! Man wird doch die Rechte der Kaiserin und meines Sohnes achten!“

— „Zürnen Sie dem Munde nicht, Sire, der Ihnen diese Täuschung benimmt,“ entgegnete Caulaincourt und seine Stimme bebte vor innerer Entrüstung. „Sie bemessen die Gegner nach Ihrem eigenen großen Herzen, Sire, das nicht mit dem Maßstabe des gemeinen Menschenhaufens mißt. Wir haben es nicht mit einem edlen Feinde zu thun, der selbst im Unglück noch das Große schätzt und schützt. Es heißt alles gesagt, Majestät, wenn ich Ihnen sage: Talleyrand ist der Elende, der den Thron an die Bourbonen verkaufen will, der in Metternich und den anderen Diplomaten nur getreue Lakaien findet und der den blutigen Schatten Enghien's heraufbeschworen, um die Leidenschaften und den Haß gegen Sie zu entflammen. Die Wiedereinsetzung der Bourbonen ist in Paris das Losungswort, Sire; ein neues Frankreich unter dieser Dynastie der Anciens ist keinem der anderen Großstaaten mehr gefährlich, denn man wird sich in den Tuilerieen nicht beeilen, das Werk zu vollenden, welches Sie begonnen, um Frankreich nach außen groß, nach innen stark und wohlhabend zu machen; man wird in kleinmüthiger Engherzigkeit und Verblendung zu den alten Anschauungen vor der Revolution zurückkehren, und dieß, Sire, ist das einzige Glück, welches Sie und ihr Sohn aus diesem Schiffbruche retten werden, denn man wird bald zu Vergleichungen kommen zwischen dem Königthum von damals und dem Glanz und Ruhm der Kaiserzeit.“

„Also alles verloren?“ murmelte der Kaiser; „ich hätte nie

geglaubt, daß es dahin kommen würde. Sogar meine Generale, die ich groß gezogen, treten die dreifarbige Kokarde in den Staub und wetteifern in der Hast, die weiße aufzustecken, und ich fürchte, Victor, Dessoles, Dupont sind nicht mehr die einzigen."

— „In der That, Sire, jeder Tag mehrt die Zahl der Abtrünnigen, jedes Einzelnen Beispiel findet Nachahmer, die ihren Abfall mit dem des Anderen bemänteln und entschuldigen."

„Wir stehen am Anfang des Endes, mein Freund. Wer will es den Schwachen verdenken? Die Nation, an die ich appelliren wollte, damit sie den heimischen Boden vertheidige gegen den äußern Feind, sieht schlaff und gleichgültig zu, die Behörden geberden sich feindselig, die Generale fallen ab, und meine einflußreichsten Diener verrathen mich. Ich soll nun erliegen, das will das Geschick. Noch stünde es in meiner Hand, mit den sechszigtausend Getreuen, die mir geblieben sind, mit den Armeecorps Macdonald's und Marmont's einen furchtbaren Streich zu führen. Aber am Ende sind wir ja doch von der Gewißheit bedroht, von der Masse erdrückt zu werden und edles Blut tapferer Männer unschuldig und unnütz zu vergießen und die Feinde noch mehr gegen das arme Frankreich zu erbittern, welches unter diesem Kriege schon so unsäglich gelitten hat. Ja, wenn noch eine Möglichkeit vorhanden wäre, den Krieg auf ein anderes Gebiet überzuspielen! Aber er ist leider lokalisirt, und die Schwingen meines Adlers sind beschnitten!... Liebt' ich nicht mein Frankreich, das ich so groß und mächtig gemacht, daß es auf alle Zeit im Ruhme seiner Weltherrschaft sich wird sonnen können, — dächte ich nur an die Befriedigung eines persönlichen Ehrgeizes, so winkte mir noch ein Soldatentod auf dem Schlachtfelde, im letzten erbitterten Entscheidungskampf. Aber was wäre damit gewonnen? Die Legionen von tapferen kriegsgewohnten Soldaten meiner Garde sind in Frankreich später vielleicht nöthiger als je, und ich will vor dem Richterstuhl der Geschichte wenigstens als mir und meinem Streben getreu dastehen. Darum in Gottes Namen das Herbste hinnehmen, was mir selbst und den Meinigen bevorsteht. Nennen Sie mir die Bedingungen des Friedens um jeden Preis. Sie sehen mich mit aller Festigkeit gewappnet, die letzte Demüthigung über mich ergehen zu lassen.

Aber ich hoffe und vertraue, daß mir ein Rächer erstehen wird. Und nun, Herzog, reden Sie offen: Was verlangt der boshafte Metternich, der mit Talleyrand die Seele dieses Haufens von Federhelden und Intriguanten ist?"

— „Oh, Herr v. Metternich ist schlau genug, persönlich aus dem Spiele zu bleiben, und Talleyrand spielt die entscheidenden Schachzüge, Sire," entgegnete Caulaincourt dem Kaiser. „Schon seit einem Jahr wissen wir ja, was Metternich durch den Fürsten Schwarzenberg dem Herzog von Bassano eröffnen ließ: die Tendenz des österreichischen Kabinets ist die Erniedrigung Frankreichs um jeden Preis, selbst um denjenigen der Bande des Bluts. Die Politik soll Eurer Majestät Ehe wieder trennen, welche die Politik geschlossen hat. Dieses Prinzip spricht sich auch in den einzigen Friedensvorschlägen aus, welche ich erzielen konnte, und die dahin gehen, unbedingte Thronentsagung Eurer Majestät, als erste und einzige Grundlage aller weiteren Verhandlungen."

„Ich sah es kommen, Caulaincourt, daß man mich durch diesen Schritt lahm legen will," entgegnete der Kaiser klar und mit wunderbarer Fassung. „Man hofft und glaubt, ich werde diese Bedingung nicht eingehen, so lange ich noch an der Spitze von sechszigtausend Mann stehe. Aber zum Glück kennen jene Menschen mich nicht, und verrechnen sich in mir. Ich bin entschlossen, dem Throne zu entsagen."

— „Wäre es möglich, Sire? Sie nehmen die Sache so leicht?" fragte der Erzkanzler verwundert.

„Leicht, Caulaincourt? . . . Mein Gott, wie rasch gleitet dieses Wort über die Zunge. Ist ein solcher Schritt je leicht?" fragte Napoleon, und in dem Ton seiner Frage lag eine erschütternde Beredtsamkeit. „Ich nehme diese schnöde Vorfrage aller ferneren Unterhandlungen an, Herzog, weil ich hiedurch allein den Vortheil Frankreichs und die Interessen meines Sohnes wahren kann. Die Zukunft wird vielleicht die Motive erkennen lassen, welche mich jetzt zur Nachgiebigkeit bestimmen, selbst auf die Gefahr hin vor der Welt kleinmüthig zu erscheinen. Die Geschichte wird darthun, daß ich meine Gegner durchschaut habe und ihnen gewachsen war. Ich habe geahnt, daß meine Vorschläge, allen meinen Rechten auf

den Thron zu Gunsten meines Sohnes zu entsagen, nicht angenommen würden. Man verkennt geflissentlich die Vortheile, die hierin für Frankreich liegen, denn es handelt sich nicht um das Wohl Frankreichs, sondern um dessen Vernichtung, die man keinen sichereren Händen anvertrauen kann, als denjenigen der Bourbonen. Ha, der Fürst von Benevent ist ein gewandter Diplomat, ein glatter Intriguant; aber er ist so wenig ein Staatsmann als ein Geschichtskenner, sonst begriffe er meine Lage und diejenige Frankreichs besser. Offenbar ist der gegenwärtige Augenblick uns abhold, aber wir retten eine große Zukunft. Die Geschichte wird es lehren. Ich bin besiegt, ja — aber vielleicht ist, was mir nun bevorsteht, nicht mehr als eine ehrenhafte Kapitulation, an welcher sich kein Feldherr zu schämen braucht. — Rufen Sie mir unsern Freund Maret herbei und lassen Sie uns erwägen und erörtern, wie wir die Abdankungsurkunde abfassen."

— „Der Herzog von Bassano ist bereits im Empfangssaal, Sire," entgegnete Caulaincourt und ging, den Minister des Auswärtigen zu rufen.

Als Maret der Herzog von Bassano mit Caulaincourt dem Herzog von Vicenza eintrat, schien der Kaiser so gleichmüthig und gefaßt, daß man ihm nicht ansah, welchem furchtbaren Schritt er entgegenging.

„Ist es möglich, Sir, daß Sie in dieser Stunde so heiter und entschlossen sind?" fragte Maret.

— „Mein alter treuer Freund," entgegnete der Kaiser; „könnten Sie, der Sie mich seit 25 Jahren kennen, als wir noch zusammen in der Rue St. Thomas du Louvre wohnten, — ich ein freundloser armer Artillerie-Lieutenant, Sie ein angehender Journalist — könnten Sie jemals von mir erwarten, daß irgend ein Schicksalsschlag mich unfähig zum Ertragen oder unwürdig finden würde? Nein, die Thronentsagung ist ein Akt der Nothwendigkeit geworden, seit sie die Vorfrage der Friedensverhandlungen ist. Sollen wir dem Feinde den Triumph gönnen, uns von Tag zu Tag schwächer werden zu sehen durch Abfall und durch moralische Niederlagen, damit er uns am Ende jede Bedingung versagen kann? Im Gegentheile, beginnen wir die Unterhandlungen, so lange

wir noch einigermaßen materiell furchtbar sind, damit wir doch noch etwas retten. Und darum rasch zur Sache, meine Herren!"

Diese Verhandlungen und Erörterungen dauerten bis tief in die Nacht hinein, bis endlich der Text der Thronentsagungs-Urkunde redigirt und dieselbe unterschrieben war, — jenes gewichtige Dokument, das folgendermaßen lautet:

„Nachdem die verbündeten Mächte erklärt haben, der Kaiser Napoleon sei das einzige Hinderniß für die Wiederherstellung des Friedens in Europa, so erklärt der Kaiser, getreu seinem Eide, daß er um des Wohles seines Vaterlandes willen bereit ist, dem Throne zu entsagen, Frankreich zu verlassen und nöthigenfalls sogar das Leben hinzugeben, unbeschadet der Rechte seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Reichs.

Gegeben in unserem Palaste zu Fontainebleau, am 4. April 1814.

Napoleon."

Als der Kaiser dieses Aktenstück unterzeichnet hatte, stand er eine Weile in tiefem schmerzlichem Sinnen da, und seine dunklen Augen starrten düster auf das weiße Papier, darauf der concentrirte Schein der Kerzen lag. Seine Unterlippe zwischen den Zähnen eingekniffen, die leichte Feder womit er jenen verhängnißvollen Zug gemacht hatte, krampfhaft zwischen den Fingern pressend, die Linke auf die Lehne des Armsessels gestützt, stand er vor dem mit Schriften und Entwürfen bedeckten Tische und sein innerer Blick schweifte hinaus in die Zukunft und suchte in deren verhüllten Weiten das Geschick zu lesen, das seiner Dynastie bevorstehe.

„Mein Sohn, mein armer Sohn!" murmelte er endlich, warf mit einer ungeduldigen Geberde die Feder auf das Schreibzeug, und wandte sich dann zum Herzog von Bassano.

„Maret, bitte besorgen Sie das weitere, damit dieses Dokument bald an Herrn von Metternich gelangt!" sprach er und verließ dann hastig das Zimmer, um sich nach dem benachbarten Schlafzimmer zu begeben, wo er wie gebrochen in einen Stuhl sank. Die Energie, welche seither ihm die Kraft gegeben, diesen Schritt zu ertragen, ließ nach, sobald er nicht mehr vor Anderen stark zu sein brauchte. Mit glühenden Augen, die nicht einmal

mehr eine Thräne hatten, mit gerungenen Händen starrte er auf das bunte Muster des Teppichs zu seinen Füßen und murmelte: „Und noch immer keine Briefe von der Kaiserin? O mein armer Sohn, dieser Schritt, der Dir einen Thron erhalten sollte, kostet mich viel. Und wer weiß, ob meine Pläne je in Erfüllung gehen werden, ob Du jemals der Mann werden wirst, um sie durchzuführen? Deine Mutter ist ja nur eine Deutsche, eine Oesterreicherin! Und doch wird die ganze Seele einer starken, scharfblickenden und klugen Frau dazu gehören, mein Werk fortzuführen, wenn die Ränke der Diplomatie glücklich genug sind, um mich von Weib und Kind fern zu halten! Und wer weiß, ob diese Thronentsagung selbst nicht wieder zu einem Werkzeug gegen mich gemacht werden wird, um mir das Herz der Meinigen zu entreißen? wer weiß, ob ich je wieder den Moment werde erhaschen können, diesen Vertrag zu annulliren?!? . . . .“

4.

Nicht lange Tage liegen zwischen den so eben geschilderten Auftritten und einem Abende, wo wir den Kaiser in jenen Räumen seines Schlafzimmers wiederfinden, aber in einem ganz anderen Gemüthszustande. Wen könnte dieß befremden, wenn er weiß, was für furchtbare innere und äußere Kämpfe diese acht Tage ausfüllten? Kämpfe die über den gestürzten Kaiser beinahe das Uebermenschliche verhängten. Zunächst hatte er erleben müssen, daß Marschall Marmont der Herzog von Ragusa, den er so hoch gestellt, den er seinen Freund, sein Kind, seinen Zögling genannt, von dem er gesagt hatte: „derjenige, welcher mein Brod unter meinem Zelte gegessen hat,“ — ihn verrathen und am letzten Tage verlassen, indem er sein schlagfertiges Armeekorps von vierzigtausend Mann durch eine ganz vorzeitige und unnöthige Kapitulation den Alliirten in die Hände geliefert hatte, ohne auch nur ein Gefecht zu wagen. Sodann hatte der Kaiser erfahren müssen, daß die Diplomatie diesen Abfall eines seiner bedeutendsten Heerführer ausnützte, um ihn zu einer unbedingten Abdankung zu zwingen, einmal weil man ihm Rückhalts-Gedanken hinsichtlich der Folgen jener

bedingnißweisen Abdankung zutraute und mit Bestimmtheit erwartete, Napoleon werde, wenn auch seine Gemahlin der Form und dem Namen nach die Regentschaft führe, sich doch der Zügel der Regierung in Wirklichkeit bald wieder bemächtigen und die Verträge mißachten; und dann weil man wußte, Metternich habe es geflissentlich zu verhindern gewußt, daß Marie Louise irgend einen Einfluß zu Gunsten ihres Gemahls oder ihres Sohnes bei ihrem Vater, dem schwachen und beschränkten Kaiser Franz, geltend machen könne.

Allein Napoleon hatte in dem Zeitraum jener acht Tage, die ihn seiner bisherigen Machtstellung entkleideten, noch mehr erfahren, was an seiner Seele innersten Grundfesten rütteln mußte. Die Mehrzahl der Männer, welche er groß gemacht hatte, war von ihm abgefallen, und selbst jene Briefe, welche Marie Louise Herrn v. Bausset anvertraut hatte, waren ihm nicht zugekommen, — er war also versucht worden zu glauben, daß ihn selbst seine jugendlichschöne Gemahlin, die Mutter seines Sohnes, verlassen habe. Hier war er einerseits durch alle möglichen demüthigenden Friedensbedingungen, durch die stündlich sich erneuernde Kunde von dem Abfall weiterer Generäle und Würdenträger entmuthigt worden; dort war er von der andern Seite durch die treugebliebenen Heerführer, durch den Zuruf der Garden und der ihm treugebliebenen übrigen Truppen selbst aufgefordert worden, noch einen letzten Versuch zu wagen, um durch den Donner seiner Kanonen an den Patriotismus der Franzosen, an das Ehrgefühl der abtrünnigen Bürger zu appelliren. Hatte er am Abend, müde und angewidert von den Wechselfällen und Enttäuschungen der diplomatischen Verhandlungen, mißmuthig und verstimmt sein Lager gesucht, so erwachte er am Morgen in der kriegerischesten Stimmung, und wollte, nachdem er mit der Politik seine Rechnung abgeschlossen und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, ein Kaiser ohne Reich zu sein, wenigstens dem Feinde zeigen, daß er noch General an der Spitze eines zuverlässigen, muthigen und schlagfertigen Heeres sei. So hatte er noch am 7. das zweite und siebente Armeecorps gemustert und war von den Soldaten großentheils mit dem lebhaftesten Zuruf empfangen worden, der ihm die Treue und Hingebung seiner Trup-

pen verbürgte; allein wenn er sich mit der ernsten Absicht befaßte, einen letzten kriegerischen Schlag zu führen, mußte er so viel Zaudern, Verdrossenheit, Bedenklichkeit und Widerspruch von Seiten der höheren Offiziere hören, daß er einen solchen Streich der Verzweiflung für erfolglos und sein Ende als beinahe gekommen einsehen mußte . . . Die kleinen und großen Leiden der letzten Tage hatten überdem seine sonstige Hartnäckigkeit und Willensfestigkeit gebrochen, so daß er diese Lauheit seiner Heerführer nicht mehr zu bewältigen vermochte, und ihm die Ueberzeugung, daß nur seine Soldaten Männer des Zeltes geblieben, seine Generale aber Höflinge und Männer des Palastes geworden seien, wie ein Schwert durch die Seele ging. Und war eine letzte entscheidende Schlacht vielleicht zur Zeit der bedingten Thronentsagung noch möglich gewesen und Erfolg-versprechend, so waren alle Chancen gegen ihn, nachdem er die unbedingte Abdankung unterzeichnet hatte und die Heere der Verbündeteu nach Marmonts Abfall den kleinen Heeresrest des Kaisers in Fontainebleau von Tag zu Tag enger eingeschlossen. Und als mehr und mehr bekannt ward, daß der Herzog von Vicenza dem abgedankten Kaiser nur mit Mühe und trotz aller Intriguen Talleyrands die unabhängige Souveränität über die Insel Elba zu wahren vermocht habe, da sahen selbst die begeistertsten Verehrer des Kaisers seine Sache für eine verlorene an, und jeder beschäftigte sich nun ernstlicher mit dem Gedanken an die eigene individuelle Zukuft.

Es war der Abend des 12. April. Der Kaiser hatte noch einen Theil seiner Generäle und Marschälle um sich und unterhielt sich nach der Tafel noch lebhaft mit denselben. Er spielte den Heitern, Resignirten und bemühte sich gefaßt und ruhig zu erscheinen, allein man merkte ihm nur allzu gut an, welche Mühe es ihn kostete, diese Maske aufrecht zu erhalten. Der Herzog von Bassano arbeitete noch im Kabinet des Kaisers, während dieser einen seiner Lieblinge zu einer Schachparthie aufforderte, und das Spiel begann. Der Kaiser spielte zerstreut und Graf Bertrand, der General-Adjutant, welcher den Kaiser den ganzen Abend nicht aus dem Auge gelassen hatte, bemerkte mit Einem Male, daß während des Spiels die Züge des Kaisers ihren Ausdruck ganz gewechselt

hatten. Dem heiter sein wollenden Gleichmuth war eine unverkennbare Depression gefolgt. Der Adlerblick war aus diesen kühnen dunklen Augen geschwunden, und aus diesen sprach Verwirrung und Schrecken, während sie so anscheinend gedankenvoll auf das Schachbrett hinblickten. Das zuvor schon so blasse Gesicht verlor alle Farbe und die Augen erschienen eingesunken und matt, die Lippen bebten ängstlich und die Finger der Rechten trommelten fieberisch auf der Tischecke.

Der treue Bertrand erschrak bis in's Herz; was seither geschehen war, Offenes und Geheimes, das wußte er besser als der Kaiser, denn man hatte demselben geflissentlich den genauen Stand der Dinge in Paris vorenthalten. Er benützte einen Augenblick, wo er sich von Napoleon unbeachtet sah, und eilte hinüber in das Kabinet des Kaisers.

„Verzeihen Sie, lieber Maret, wenn ich störe," sagte er zu diesem mit einer Hast, welche allein schon zur Entschuldigung dieneu konnte, denn es mußte ein ernstes Ereigniß sein, das den erprobteu Soldaten in solche Aufregung versetzen konnte. „Ich bitte Sie, schenken Sie mir einen Augenblick Gehör und halten Sie es nicht für müssige Neugier, wenn ich Sie mit einigen Fragen belästige!"

— „Reden Sie, lieber Bertrand! welch ein aufregendes Ereigniß führt Sie zu mir?" entgegnete der Herzog v. Bassano beunruhigt.

„Haben Sie dem Kaiser heute Mittheilungen von besonderer Wichtigkeit gemacht, die auf sein beunruhigtes und aufgeregtes Gemüth ganz ausnahmsweise stürmisch einwirken mußten?"

— „Hm, heute lief eigentlich nichts besonders Erschütterndes ein," erwiderte Maret nachsinnend und schaute den Grafen Bertrand neugierig an. „Aber was wollen Einzelnheiten und Details am Ende noch besagen, wenn die Totalität der Lage eine solche niederschmetternde ist? Sie kommen vom Kaiser? was ist's mit ihm?"

„Er erschien den ganzen Abend ziemlich aufgeräumt und unterhielt sich lebhaft," versetzte Bertrand; „die leichte Erregung der Conversation maskirte seine innere Unruhe. Jetzt aber, seit einer Viertelstunde, wo er mit Gourgaud eine Parthie Schach spielt, hat

seine Physiognomie plötzlich einen Ausdruck angenommen, der mir bange macht. Ist denn wirklich nichts Neues vorgefallen, was den Kaiser tiefer erschüttern mußte?"

— „Hm, wäre es nicht möglich, daß er mehr von den Zuständen in Paris erfahren hätte, als wir ihn ahnen lassen wollten?" erwiderte Maret gedankenvoll. „Allein was schadet das am Ende? Das Einzelne verliert seinen Werth unter dem Drucke des Gesammt-Unglücks."

„Sie irren, Herzog! in dem einzelnen Falle liegt mehr Bedeutung, als in dem ganzen. Der letzte Tropfen macht den Becher überfließen, die letzte Feder erdrückt das belastete Kameel, und ein letzter Stein mag zu dem Alp gefallen sein, welcher auf dem Herzen unsers großen Freundes lastet. Ich fürchte Entsetzliches .... es will mich bedünken, er trage sich mit schrecklichen Gedanken!"

— „Bertrand! ist es möglich? will jener Gedanke der Verzweiflung nicht aus seiner Seele weichen, der ihn seit vorgestern mit dämonischer Hartnäckigkeit verfolgt?" rief Maret aufgeregt.

„Welcher Gedanke, Maret?" ....

— „Bah, Bertrand, stellen Sie sich nicht unwissend!" gab Maret rasch zur Antwort. „Als ob Sie nicht ebenso gut wüßten, als ich, daß der Kaiser seit vorgestern schon zweimal Miene gemacht hat, Hand an sein Leben zu legen? Vorgestern wollte er im Bad sich mit einer Pfanne voll glühender Kohlen ersticken und nur der Umstand, daß eine der Kohlen herunterfiel und den Teppich anzündete und der brenzliche Geruch den Kammerdiener Constant und einen der Lakaien herbei rief, welche die Kohlpfanne entfernten, ehe der Kaiser es bemerkte, vereitelte diesen Plan. Und die Geschichte mit den Pistolen haben Sie ja gestern selbst zum Guten gewendet. Sie sehen, ich weiß Alles — ich weiß es von Constant selbst, der in seiner Angst sich mir anvertraute.

„Nun ja, ich bemerkte zufällig, daß der Kaiser sich ein Kästchen mit Pistolen bringen ließ, die ein Geschenk von einem der ersten Waffenschmiede von St. Etienne sind," entgegnete Bertrand mit tiefer Bewegung. „Ich schöpfte Argwohn hinsichtlich des Zweckes, welchen der Kaiser hiemit verband, und hieß Rustan und Constant genau nachsehen, wohin der Kaiser dasselbe gestellt, und

es fand sich, daß er die Pistolen herausgenommen, geladen und in eine Chiffonnière in seinem Schlafgemach gelegt hatte, worauf ich Rustan befahl, die Steine abzuschrauben, das Pulver von der Pfanne zu schütten und die Zündlöcher mit einem Span zu verstopfen .... Aber Sie werden mir beipflichten, daß der Kaiser nicht enden darf wie ein bankerotter Kaufmann, und wenn Sie ihn jetzt sehen .... bei Gott, diese seine Miene spricht Bände von Unheil und Verzweiflung! Darum eben vermuthete ich, daß irgend eine neue Botschaft gekommen sei, welche das Maß seines Unglücks voll gemacht hatte."

— „Ich kenne keine solche, und doch wirft vielleicht das letzte Ereigniß seinen Schatten schon voraus, lieber Graf," sagte Maret. „Wir erwarten stündlich die Rückkehr Caulaincourt's von Paris, welcher wahrscheinlich den Termin mitbringt, an welchem die Ratifikationen über die Thronentsagung und deren weitere Folgen ausgewechselt werden sollen."

„Dann ist es sicher die Befangenheit und Unruhe hierüber, welche den Kaiser quält. Ich bitte Sie, Maret, kommen Sie herüber, sehen Sie ihn an und bemühen Sie sich mit mir, die verzweiflungsvollen Gedanken an Selbstzerstörung zu verbannen und den Kaiser etwas aufzurichten."

— „Ich werde Sie begleiten; jener Schritt der Verzweiflung muß um jeden Preis verhindert werden, und doch ... großer Gott, wer will es dem Kaiser verdenken, wenn angesichts einer solchen Katastrophe die Seele, müde gehetzt von Unglück und Enttäuschung, einem momentanen Wahnwitz verfällt."

„Nein, nein, das darf, das kann nicht sein! Der Tod in der Schlacht — nun ja, das wäre eher seiner würdig, als dieser Ausweg ... kommen Sie! wir müssen Constant vorbereiten."

Beide gingen und schärften dem Kammerdiener ein, den Kaiser nicht aus dem Auge zu lassen. Als sie in den Salon traten, war Napoleon noch beim Spiele; er hatte die erste Parthie verloren, und spielte auch die zweite nicht besser; aber ehe diese noch zu Ende war, ließ sich der Herzog von Vicenza melden, welcher so eben von Paris kam, und der Kaiser winkte Maret und nahm ihn mit in sein Kabinet. Caulaincourt brachte wirklich die Verträge

und Urkunden mit, deren Ratifikation am 14. stattfinden sollte und die das Ultimatum der Verbündeten enthielten. Die Berathung derselben war eine ungemein lebhafte und führte zu keinem andern Resultat, als daß der Kaiser sich vorbehielt, dieselben noch einmal ruhig zu überlegen und dem Herzog Erzkanzler am andern Morgen seine Ansichten und Entschlüsse mitzutheilen.

* * *

Es war Mitternacht vorüber, als die Konferenz zu Ende, und Napoleon entließ Maret mit dem Bedeuten, daß er seiner nicht mehr bedürfe, und ihn erst am morgenden Tage um Mittag empfangen wolle. Als der Kaiser durch den Marschallsaal ging, war jener verhängnißvolle Ausdruck tiefer Melancholie und Hoffnungslosigkeit noch nicht aus seinen Zügen verschwunden, und er wich den Bemühungen des General-Adjutanten Grafen Bertrand, ihn noch in ein Gespräch zu verwickeln, sichtlich aus.

„Gute Nacht, meine Herren!" sagte er zu den Adjutanten vom Dienste und seine Stimme klang beinahe tonlos tief; dann ging er raschen und unsichern Schrittes in seine Privatzimmer.

— „Wollen Majestät nicht geruhen, noch eine kleine Collation zu sich zu nehmen?" fragte Constant, auf eine servirte Tafel deutend.

„Danke, Constant! ich bedarf nichts mehr als Ruhe. Geh', leg' Dich schlafen, Constant! ich will mich selbst entkleiden. Wo ist Rustan?"

— „Er hat seinen Urlaub bereits angetreten um sich nach Paris zu begeben, weil er um seine Familie in Sorgen ist, Sire."

„Gut denn, so geh', Constant! Laß den Lakai dort im Kabinet schlafen, aber sag' ihm, ich wünschte nicht gestört zu sein!"

— „Majestät, ich bitte unterthänig, lassen Sie mich dort schlafen, wie sonst! Ich bin in Sorgen um Sie . . ."

„Du, Constant? Bah, was für kleine Sorgen sind diejenigen, welche Du kennst?" sagte der Kaiser geringschätzig und ging in sein Arbeitszimmer, dessen Thüre er hinter sich schloß. Er entledigte sich der Uniform und warf sich über einen Sessel, dann schlüpfte er in den seidenen Schlafrock und die Pantoffeln, die ihm der Kammerdiener bereit gelegt hatte, schnupfte heftig und ging

mit starken Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab. Tiefe Seufzer zog er aus der Brust, während seine Gedanken sich überstürzten und sein Hirn glühte; aber das gepreßte Herz wollte davon nicht leichter werden. Er trat an's Fenster, stieß die Vorhänge zurück und blickte hinaus in den klaren geisterhaften Mondschein, der auf den langen schweigsamen Fronten der Flügel des Schlosses weißlich schimmerte, und aus dem wieder launenhafte graue Schatten hervortraten.

Und wie er so dastund und in die stille Dämmerung der Mondnacht, in die Grabesruhe der waldumfriedigten Landschaft hinausblickte, da zogen in buntester Mannigfaltigkeit die Bilder von Ehedem und die der jüngsten Ereignisse an ihm vorüber und zeigten ihm sein zertrümmertes Glück, die verlorne Ehre der Nation, den geschwundenen Glanz seines Namens und Hauses, den gedemüthigten Stolz seiner Familie, die Gesammtheit dessen, was er verloren hatte, in solch eindringlicher und überwältigender Weise, daß ihm Thränen aus den glühenden heißen Augen stürzten und er sich zwanglos dem Ausbruche des wildesten verzweiflungsvollsten Schmerzes überließ, der ihn übermannte. Schluchzend und von Convulsionen erschüttert lag er auf dem kleinen Sopha, barg das bleiche Antlitz in den Kissen, und weinte. Dann ward er allmählig ruhig und endlich still. Allein diese Stille hatte etwas Entsetzliches, Unheimliches, denn die nervige Gestalt war in sich zusammengesunken; — alle geistige und physische Kraft schien von dem Manne gewichen, vor dessen Tritten jüngst noch ein Welttheil gebebt hatte. Endlich schnellte er empor und wankte zu dem Schreibtische, auf welchem ein kleines Reise-Necessaire stand. Mit fieberisch bebenden Händen erschloß er es und nahm aus einem geheimen Fache ein kleines Krystallflacon, das ein bräunliches Pulver enthielt. Dieses leerte er im Schlafzimmer in eine Mundtasse, rührte es mit Wasser an und stürzte es hastig hinunter, mit Mühe den bittern Geschmack desselben bewältigend.

Der Lakai, welcher in dem kleinen Kabinet hinter der halb offenen Thüre auf dem Divan lag, hatte dieß gesehen, sich aber im ersten Augenblick nichts Arges dabei gedacht, zumal da er den Kaiser zum Bette gehen und sich halb entkleidet auf dasselbe werfen

sah, wo er ruhig liegen blieb und mit bänglicher Spannung dem Beginn eines Schlummers entgegensah, welcher nicht kommen wollte.

Einer anfänglichen leichten Betäubung war ein beklommener Halbschlummer gefolgt, in welchem der Kaiser von Zeit zu Zeit heftig zusammenschrack. Verworrene Bilder gaukelten vor seinem inneren Auge chaotisch durcheinander, bald lieblichen Inhalts, bald schreckhaft, doch weit mehr von ernster unheildrohender Stimmung. Das Hirn des Kaisers glühte, das Blut rollte wie schmelzend flüssiges Metall durch seine Adern; die düsteren schreckhaften Visionen wechselten mit kurzen Pausen dumpfer Betäubung, aus denen der Kaiser wieder jäh emporschreckte.

Aus einem dieser Momente dumpfer halb unbewußter Betäubung jäh erwachend vom Klang einer Stimme, schrak der Kaiser zusammen, öffnete mit Anstrengung die bleischweren Augenlider und sah eine Gestalt neben sich am Bette stehen. Es währte eine Weile, bevor er im trüben Schimmer der Nachtlampe auf dem Kamin den Lakaien vom Dienst erkannte, welcher im anstoßenden Zimmer geschlafen hatte.

„Was willst Du? was thust Du hier?“ herrschte er ihn an.

— „Ich hörte Eure Majestät im Schlafe reden und röcheln,“ erwiderte der Diener. „Da kam ich herein und wagte mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Sire, aber Sie stöhnten nur und sprachen verworrene Worte. Um Gottes willen, Eure Majestät sind ja sehr krank!“ rief der Diener lebhaft aus, als er die verzerrten Züge, die eingesunkenen starren und unheimlich blitzenden Augen, die halbgeöffneten glühenden Lippen und den glutheißen Athem des Kaisers bemerkte. „Erlauben Eure Majestät, daß ich Herrn Constant wecke und nach dem Arzte gehe . . .“

„Halt, dageblieben!“ rief der Kaiser und schnellte vom Bette auf; „keinen Schritt weiter, wenn Du meinen Zorn fürchtest! Reich' mir Wasser!“ Und nachdem er mit fieberisch bebenden Händen das Glas erfaßt und seinen Inhalt gierig getrunken hatte, fuhr der Kaiser fort: „Es ist nichts — es wird vorübergehen. Du brauchst Constant nicht zu wecken. Aber geh' nach dem Herzog-Erzkanzler und bitte ihn, sich sogleich zu mir zu bemühen. Was ist die Uhr?“

— „Acht Minuten über Ein Uhr Morgens, Majestät?"

„Gut — geh' und hole den Herzog von Vicenza, aber wehe Dir, wenn Du sonst jemand weckst oder mit meinem Zustand bekannt machst!"

Der Lakai erinnerte sich erst jetzt wieder des Trankes, den sich der Kaiser in der Mundtasse gemischt hatte und entsetzte sich heftig. Aber der Weisung des Kaisers gehorsam, ging er nur nach den Gemächern des Herzogs-Erzkanzlers und ließ denselben wecken. Dieser erschrak über der Vorladung und erfuhr von dem Lakaien den Grund dieses Schlafs mit sichtlichem Entsetzen.

„Um Gott, Majestät, was haben Sie gethan?" war die Frage mit welcher er dem Kaiser gegenübertrat, und deutete auf die Tasse, die noch auf dem Tische stand.

— „Ich that was ich nicht lassen konnte; aber bleiben Sie, Caulaincourt! wenn Sie mein Freund sind, dann dürfen Sie nicht hindern was ich begonnen habe."

„Barmherziger Gott, Sire, wie konnten Sie auf diesen Einfall kommen?" rief Caulaincourt mit dem Ausdruck tiefster Wehmuth, denn der Anblick des Monarchen, den er jetzt kraftlos, mit schlaffen Gliedern auf dem Bette liegen sah, mit fieberischer Aufregung in den Zügen, mit dem düstern Feuer des Wahnwitzes im Auge, schnitt ihm tief in die Seele. „O mein Gott, Majestät, was wird die Welt sagen, wenn sie dieses Ende einer solchen Laufbahn erfährt!"

— „Lassen Sie die Welt und ihr Gerede, Caulaincourt!" entgegnete der Kaiser, und aus seinem Tone klang eine erschütternde Regung des tiefsten Seelenschmerzes. „Was versteht die Welt von einem Schicksal wie das meinige? Hat auch nur Einer unter vielen Millionen das erlebt, was mir in den letzten Wochen zustieß? Kann ich nicht füglicher als irgend jemand mit dem Dichter sagen:

»Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir!« *)

---

*) Wenn man alles verloren hat, selbst die Hoffnung, so ist das Leben eine Schande und der Tod eine Pflicht. (Voltaire.)

„Das ist meines Bedünkens eine falsche Maxime, Sire! keiner braucht die Hoffnung aufzugeben, so lange er noch lebt, so lange er sich selbst nicht aufgegeben. Und Sie, Majestät, der noch im Herzen Ihres Volkes lebt, dem kein Untergang, sondern nur eine zeitweilige Verfinsterung droht, — oh Sie, Sire, dürfen sich selbst nicht aufgeben, denn Sie sind ein verkörpertes Prinzip, eine verwirklichte befruchtende Idee in der Geschichte, — eine Idee der Welterneuerung, die nicht wieder untergehen wird. — Doch wozu dieses Streiten, Sire? Hier thut Hülfe noth, schleunige Hülfe..."

— „Halt, Caulaincourt, bleiben Sie!" rief Napoleon und erfaßte die Hand des Erzkanzlers, welche er fast krampfhaft umspannte. „Geben Sie sich keine Mühe, mein Lieber! Hier ist keine Rettung mehr.... Die Dosis war kräftig genug; ich fühle schon die Wirkungen des Giftes.... mein Magen brennt wie Feuer und droht zu platzen, mein Blut ist ein Erguß geschmolzenen Metalls.... Ah, Yvan hat seine Dosis gut bemessen...."

„Wie, Sire, Yvan Ihr Leibchirurg wäre in der That gewissenlos genug gewesen?...."

— „Stille, stille, mein Freund! Yvan that es nicht jetzt, sondern vor.... vor mehr als einem Jahr.... auf dem Rückzug aus Rußland, wo ich mir gelobt hatte, wenigstens nicht lebend in die Hände der Russen zu fallen," erwiderte der Kaiser matter werdend und mit geschlossenen Augen. „Damals befahl ich Yvan, mir eine solche Dosis Opium zu mischen, daß sie womöglich augenblicklichen Tod zur Folge habe.... Damals trug ich das Pulver bei mir auf dem Leibe, aber ich bedurfte es nicht. Ich verwahrte es in meiner Reise-Schatulle.... Ach mein Gott! warum konnte mich nicht bei Montereau ein ehrlicher Soldatentod finden? Es ist abscheulich, so langsam zu verenden wie ein Hund, den man.... Geben Sie mir Wasser, Wasser, Caulaincourt, und richten Sie mich auf!... Ah Dank, dieses Wasser thut gut! — Allein dieser Schwindel, diese Uebelkeit, die mich übermannt.... o, das ist ekelhaft.... und doch habe ich Ihnen noch so viel zu sagen, noch Aufträge zu geben an.... an die Kaiserin.... an meinen Sohn.... O Gott, Caulaincourt, man stirbt abscheulich an solchem Gifte!"

„Majestät, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich einen Arzt rufen! Vielleicht sind Sie noch zu retten! Ein Brechmittel . . ."

Napoleon hielt die Hand des Erzkanzlers krampfhaft fest. „Caulaincourt," stammelte er und seine Stimme klang matt und dumpf, „Caulaincourt, mein Freund, mein alter Freund, wenn Sie nur einen Funken von Anhänglichkeit und Liebe für mich haben, so lassen Sie mich allein sterben! Ersparen Sie mir die Demüthigung, als ein hülfloser verendender Löwe vor diesem Volk von Lakaien und Schranzen sterben zu müssen! Gönnen Sie jenen gleichgültigen selbstsüchtigen Miethlingen nicht den Anblick meiner Schwäche! . . . . Mein Gott, die Zahl meiner Freunde ist ja so klein geworden. Nur Sie und Maret und Bertrand . . . . Ah, lassen Sie uns von etwas Anderm reden! Keinen Arzt, kein Aufsehen! Ich hatte gehofft, allein zu sterben, — rasch, mit Einem Sprung aus diesem Leben hinauszutreten in das dunkle Reich der Zukunft; aber es sollte nicht sein . . . . Darum will ich die paar Augenblicke, die mir noch übrig sind, nützen, um noch einige Verfügungen zu treffen, welche meine Hinterlassenen betreffen . . . ."

„Reden Sie, Sire, was soll ich thun?"

— „Hier, nehmen Sie den kleinen Schlüssel zu meinem Reise-Schreibpult," fuhr der Kaiser mit schwächerer Stimme fort und der Blutandrang gegen das Gehirn drohte ihm die Besinnung zu rauben; „in meinem Pult werden Sie eine Brieftasche finden, welche das Miniaturbild und die Briefe der Kaiserin enthält; diese werden Sie meinem Sohne übergeben, wann er erst . . . . Ach mein Gott, das arme, arme Kind. Daß ich es doch noch einmal gesehen und geherzt hätte, ehe es mit mir zu Ende geht! . . . ."

Die Anwandlung von Ohnmacht ging vorüber und der Kaiser ließ sich das Bild des Königs von Rom reichen, das er lange mit den heißen glühenden Augen betrachtete; dann entsank es seinen matten Händen und eine mildernde Thräne entrang sich dem brennenden Auge. „Den Brief an die Kaiserin, mein Freund, den Sie in meinem Reiseschreibepult finden, werden Sie ihr selbst bestellen, Caulaincourt," fuhr der Kaiser matt fort; „ich habe mich in ihr getäuscht, als ich hoffte, sie würde, um der Zukunft unseres Sohnes willen, sich zu einem energischen Entschlusse aufraffen;

aber ich verzeihe ihr .... Und nun, Caulaincourt, nehmen Sie Papier und Feder und schreiben Sie meine letztwillige Verfügung."

Caulaincourt beeilte sich diesem Wunsche zu willfahren, obschon ihm die Gemüthsbewegung kaum die Fähigkeit ließ, den verworrenen Gedanken des Kaisers genau zu folgen. Die Willensmeinung des Kaisers betraf nur sein persönliches Vermögen und verschiedene Geschenke, welche er seinen treugebliebenen Freunden, seiner Stieftochter Hortense und seinem Stiefsohne Eugen vermachte. Caulaincourt selbst erhielt als Andenken vom Kaiser Eine prächtige Camee von einem Edelstein mit einem eingeschnittenen treffend ähnlichen Bilde des Kaisers.

„Ist das Alles, Sire?" fragte Canlaincourt, als er diese letztwillige Verfügung vollendet und der Kaiser sie unterschrieben hatte.

— „Alles? Nun, was wollen Sie noch mehr?" erwiderte Napoleon aufblickend und betroffen.

„Majestät, ich hatte etwas Anderes erwartet, als diese Willensmeinung," entgegnete Caulaincourt schmerzlich bewegt; „was sind diese Geschenke, wie erfreulich und wehmuthsvoll theuer auch für den Einzelnen, am Ende für die Welt? Das was ich zu hören erwartete, was ich niederzuschreiben stolz gewesen wäre, ist ihr politisches Testament. Ich dachte mir nicht anders, als daß Sie, Sire, auch die politischen Anschauungen, welche Sie geleitet haben, auf welche Sie die Größe und Weltherrschaft Frankreichs basiren wollten, Ihren Nachkommen hinterlassen würden. Sie erinnern sich vielleicht noch, Sire, daß Sie mir einmal hierüber sprachen, — es war damals als Sie mir die mündlichen Instruktionen für meinen Gesandtschaftsposten in Petersburg mitgaben, — daß Sie äußerten, das angebliche Testament des großen Königs von Preußen habe Sie dazu angeregt. Ohne Zweifel haben Sie Ihr politisches Testament verfaßt oder wenigstens begonnen, Sire, und ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, sein Bewahrer sein zu dürfen, denn ein solches Vermächtniß darf nicht in die Hände der Alliirten fallen; darum beschwöre ich Eure Majestät, mir es anzuvertrauen oder wenigstens den Ort zu nennen, wo es zu finden ist, damit ich es noch rechtzeitig in Sicherheit bringe! Ich beschwöre Sie, Sire, reden Sie!"

setzte er dringend hinzu, da die Augen des Kaisers matt zugefallen waren und seine ganze Haltung eine äußerste Erschlaffung verrieth.

— „Mein politisches Testament?“ fragte der Kaiser, mühsam nach Bewußtsein ringend; „ja, ja, Caulaincourt, ich sprach davon .... ich hatte immer die Absicht ein solches niederzuschreiben, allein .... allein es ist nur bei der Absicht geblieben .... ich kam niemals dazu, und nun .... nun ist es zu spät ....“

„Zu spät?“ wiederholte Caulaincourt mit dem Ausdruck des innigsten Schmerzes. „Dieser Verlust ist unersetzlich, Sire, denn er läßt das Werk Ihres Lebens verwaist, unvollendet und unverstanden. Ich gäbe mein eigenes Leben daran, könnte ich nur noch einige Stunden des Ihrigen damit erkaufen, Sire, damit Sie jenes Vermächtniß diktiren und darin zeigen könnten, was für eine Gestaltung Ihr gewaltiger Geist der Welt geben wollte.“

— „Zu spät, mein Freund! zu spät .... Und am Ende ist ja alles eitel!“ stöhnte der Kaiser matt und beinahe tonlos. „Ich sage Ihnen, Caulaincourt, ich fühle in diesem Augenblick, wo mein Leben rasch vollends zerrinnt, daß alles, alles eitel ist, daß es sich kaum lohnt, gelebt zu haben .... Und doch .... doch beklage ich, daß meine Ideen mit mir untergehen .... Caulaincourt, Wasser, Wasser! Ah, der Tod ist ein träger Gläubiger.... — Fort, fort! keinen Pfaffen, keinen Arzt! nur das Ende, das Ende!“

Seine Stimme ging in ein Flüstern über, das Bewußtsein war gewichen, der Athem schwer und röchelnd.

Caulaincourt war mehr Verstandes- als Gemüthsmensch, aber er konnte sich in diesem bedeutsamen Momente doch der Thränen nicht erwehren. „Ja fürwahr, es ist alles eitel!“ murmelte er vor sich hin, und betrachtete die gebrochene Gestalt des noch jüngst so gewaltigen kleinen Mannes, des Helden des Jahrhunderts, und die Gedanken, welche dieser Anblick in ihm anregte, waren fürwahr markdurchschütternd. Da lag der eherne Mann mit dem unermüdlichen Geiste, ein machtloses schlaffes Geschöpf, aus dessen Körper das Leben langsam hinwegzuebben schien. Die hohe Stirn, einst so gedankenschwer und der Sitz der kühnsten Entwürfe, war gelblich und bleich wie Wachs und bethaut mit Perlen eines kalten Todes-

schweißes. Die sonst so tiefen lebensprühenden Augen waren halb geschlossen und, tief in ihre Höhlen eingesunken, von dunklen bleigrauen Rändern umgeben; an den Schläfen waren die Adern bläulich aufgetrieben und man wähnte sie pulsiren zu sehen; die heißen trockenen Lippen bebten, und aus der Brust entrang sich mit dem schweren kurzen Athem ein hohles schmerzliches Röcheln. Die Finger der schöngemodelten kleinen Hand aber zuckten auf der seidenen Decke des Bettes. Heftige Zuckungen und Krämpfe rieselten durch den Körper hin und warfen den erschlafft daliegenden Kaiser empor, schreckten ihn aus seinem Halbschlummer auf, daß er die Augen aufschlug und die halb irren Blicke forschend umher sandte; dann wurden die Glieder starr und schienen keinem Willen mehr zu gehorchen, und endlich erfolgte starkes, häufig wiederkehrendes Erbrechen, welches den Rest der Kräfte zu verzehren schien.

Caulaincourt hielt und stützte den Kaiser dabei, wie er ein Kind gehalten haben würde, und wenn die Convulsionen für einen Augenblick aufhörten und das Bewußtsein wiederkehrte, stammelte Napoleon: „Dank, lieber Caulaincourt! .... Ah, ich wollte es wäre vorüber! .... Nein, keinen Arzt, keinen Zeugen meines Todeskampfs! .... Ah, lassen Sie mich allein sterben, ich bitte Sie! ...."

Drei Viertelstunden dauerte diese Krisis, dann hörte das Erbrechen auf, und der Kaiser lag erschlafft, entkräftet, mit bebenden fröstelnden Gliedern da in einer namenlosen Prostration. Aber der dumpfe Druck war von seinem Gehirn gewichen und das klare Bewußtsein wieder gekehrt. „Ach, es ist umsonst, der Tod will mich nicht," stöhnte der Kaiser matt.

„Majestät, ich halte Sie für gerettet," sagte Caulaincourt, mit neu auflebender Hoffnung. „Gestatten Sie mir, daß ich jetzt Constant wecke und nach Yvan schicke, Sire; Sie können der ärztlichen Hülfe nicht entbehren!"

— „Wohlan, lassen Sie Yvan rufen," erwiderte der Kaiser kaum hörbar.

Der Erzkanzler rief den Lakaien herbei, welcher seit dem Beginn der Konvulsionen ein stummer Zeuge dieses Auftritts gewesen war, und hieß ihn den Kammerdiener Constant wecken und den Doktor

Yvan rasch herbeiholen. Diese beiden kamen denn auch sogleich und ungesäumt, und als Yvan den Puls des Kaisers untersuchte und seinen Schreck nicht verhehlen konnte, faßte ihn Napoleon am Arme und sagte: „Yvan, ich befehle Ihnen, mir ein andres wirksameres Gift zu reichen; Ihr Mittel war Pfuschwerk!"

„Um Gottes willen, Majestät, was verlangen Sie von mir? Hier ist ja noch Rettung möglich!" stammelte Yvan; „lassen Sie mich helfen!"

— „Ich will nicht leben, Yvan, geben Sie mir Gift, irgend ein feines, rasch wirkendes Gift! hören Sie! bei meinem Zorn!" sagte der Kaiser; „Sie haben mich mit Ihrem Mittel hintergangen!"

„Nein, auf Ehre nicht," entgegnete Yvan und betrachtete das geleerte Flacon und die wenigen winzigen Flöckchen eines Bodensatzes in der Mundtasse. „Die Dosis war nur allzugroß, Sire! Sie haben das doppelte Quantum genommen."

Und von einer inneren Angst gepeinigt, stürzte er aus dem Zimmer und nach den Stallungen, wo er sich sein Pferd satteln ließ, um nach Paris zu reiten und den Baron Corvisart, den Leibarzt des Kaisers, herbeizuholen, weil der letztere von einer heftigen Krankheit befallen sei.

„Was ist die Uhr, mein Freund?" fragte der Kaiser Caulaincourt.

— „Zwei Uhr vorüber," entgegnete dieser, und empfahl dem Kaiser Ruhe und Schlaf. Napoleon ließ sich auch ganz gefügig von Constant entkleiden und zu Bette bringen, und nahm geduldig die heiße Milch, welche ihm der Kammerdiener reichte. Dann drückte er Caulaincourt die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, mein Freund, ich werde Ihnen diesen Dienst nicht vergessen. Legen Sie sich schlafen, denn Sie bedürfen der Ruhe."

Am folgenden Tage gegen Mittag ließ sich Caulaincourt bei dem Kaiser melden, welcher den ganzen Morgen für niemand sichtbar gewesen war, und wurde angenommen. Der Kaiser war seit einer Stunde aufgestanden und lag in einem Lehnstuhle, denn er fühlte sich noch zu schwach um auf den Beinen zu stehen. Das Gesicht war bleich und verstört, die Augen starr und tief einge-

sunken, die Glieder schlaff und kraftlos. Aber der Geist schien wieder rege und lebendig zu sein, und der Kaiser hatte offenbar Briefe gelesen, welche vor ihm lagen.

„Ich lege Eurer Majestät meinen Glückwunsch zu Füßen, Sie wieder so frisch zu sehen, daß Sie arbeiten können, Sire!“ sagte der Herzog-Erzkanzler nach den ersten Begrüßungen.

Der Kaiser sah ihn bewegt und weich an und reichte ihm die Hand.

„Meinen lebenslangen Dank, lieber Caulaincourt,“ versetzte er mit schwacher Stimme. „Ich bin erfreut, daß Sie kommen; aber nur keinen Glückwunsch mehr, — je weniger wir von der Sache sprechen, desto besser. Der Tod flieht mich noch, meine Stunde hat noch nicht geschlagen, die letzte Demüthigung der Ratifikation der Thron-Entsagung soll mir nicht erspart werden. Und doch, wer weiß wozu es gut ist! .... Denken Sie sich dieses merkwürdige Zusammentreffen, mein Freund,“ setzte er mit wehmüthigem Lächeln hinzu; „ist es nicht, als ob Ideen manchmal in der Luft lägen? Ihre Idee beherrschte in diesen Tagen auch die Kaiserin ....“

— „Welche Idee, Sire?“

„Jenun, die Idee mit dem politischen Testament!“

— „Ah, sehen Sie, Sire!“ Die Vorsehung fristet Ihr Leben sichtlich in der Absicht, daß Sie mindestens geistig an Ihrem Werke fortbauen und den Bauriß wenigstens vollendet hinterlassen sollen.“

„Ach ja, ich werde auf Elba Zeit genug haben, meine Denkwürdigkeiten zu schreiben und meine politischen Entwürfe zu Papier zu bringen, als Leitfaden und Fingerzeige für meinen Sohn. Aber mein Gott, wird er denn je in den Fall kommen, sie auszuführen?“

— „Ich denke, Sire, Ihre eigene Laufbahn ist noch nicht zu Ende. Sie haben also Briefe von Ihrer Majestät erhalten?“

„Ja, Caulaincourt! Herr v. Bausset ist angekommen und hat mir Briefe gebracht, welche er persönlich zu übergeben der Kaiserin in die Hand gelobt hatte. Es kostete ihn Mühe, durch die Alliirten hindurch zu gelangen, und ohne die Verwendung des englischen

Obersten Campbell, der ihm einen Geleitsbrief verschaffte, wäre er vielleicht gar nicht hieher gelangt. Ich will ihn heute Nachmittag empfangen, denn ich bin doch recht begierig, etwas Genaueres von den Schurkereien zu erfahren, welche in Paris gegen mich angezettelt worden."

— „Mit nichten, Sire! empfangen Sie Herrn v. Bausset noch nicht," erwiderte der Erzkanzler bittend. „Die geistigen und körperlichen Zustände Eurer Majestät erheischen Ruhe, Schonung, Vermeidung aller Aufregung. Und es ist ja nur Schmerzliches und Betrübendes, was Ihnen von Paris zukommen kann, Sire! darum nehme ich auch beinahe Anstand, Ihnen ein Schreiben zu behändigen, welches mir soeben von einem meiner Kuriere übergeben worden ist, — ein Schreiben welches ebenfalls nur auf diplomatischem Umwege hieher gelangen konnte — von Ihrer Majestät der Königin von Holland . . . ."

„Von Hortense? Bitte, geben Sie es schnell, Caulaincourt!" rief der Kaiser lebhaft. „Ich bin begierig zu hören was sie schreibt. Hortense ist die einzige Frau in der ganzen Familie, die einen staatsmännischen Blick und einen vernünftigen Ehrgeiz hat und die meine Pläne und Schöpfungen zu würdigen weiß. Ah, meiner Treu, sie hätte ein besseres Loos verdient, als ihr der Eigensinn Josephinens an meines Bruders Seite auserkor . . . . Wie seltsam!" unterbrach sich der Kaiser plötzlich im hastigen Lesen des Briefes. „Auch Hortense dringt in mich', mein politisches Testament zu machen. Ah, mein Stern ist also untergegangen und man zählt mich schon zu den Sterbenden?! — Nun ja, euer Instinkt trügt nicht, denn ich hatte ja dasselbe Gefühl in mir . . . . Hören Sie, was mir Hortense aus Malmaison schreibt: ‚Wir sind hier bei Mama*), bester Papa, denn Louis**) nöthigte mich, Paris zu verlassen. Wir sind körperlich gesund, aber mein Geist ist tief darnieder gedrückt und meine Fassung, mein Muth, meine Entschlossenheit drohen mich zu verlassen. Ich wäre am liebsten in Paris geblieben, denn ich hätte dort am ehesten für Sie wirksam sein können,

*) Der Kaiserin Josephine.

**) Louis Napoleon, ihr Gemahl, der Exkönig von Holland.

theurer Papa, aber Louis drang so sehr in mich, namentlich durch Flahault, daß ich mich fügen mußte. Niemand von den Alliirten hätte mir etwas zu Leide gethan, seit Kaiser Alexander die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, mir einen Besuch abzustatten und mich seines Schutzes zu versichern. Der Kaiser rieth mir sogar zu bleiben, aber es drängte mich zunächst, nach Rambouillet zu gehen und zu sehen, wie Ihre Majestät die schweren Schicksalsschläge trägt wovon unsere Familie heimgesucht wird. Die Kaiserin Marie Louise war vor ihrer Abreise von Paris so unschlüssig gewesen, hatte so sehr Muth und Kopf verloren, daß ich ihr durch meine Erfahrung und meine Besonnenheit nützlich zu sein hoffte, denn ihr gegenüber habe ich doch schon viel erlebt, und Sie wissen ja, bester Papa, mit welch aufrichtiger Neigung ich trotz allem an der jungen Kaiserin hänge. Allein als wir in Rambouillet ankamen, empfing uns Ihre Majestät mit unverhohlener Verlegenheit, und ich fand sie umgeben von einigen Höflingen ihres erlauchten Vaters, dessen Ankunft sie erwartete. Offenbar wußte sie nicht, mit welchen Augen wir von dem Kaiser von Oesterreich angesehen werden würden, und da ich sie auch in Hinsicht auf ihre Entschlüsse bezüglich der Zukunft unschlüssig und noch unklar sah, so begnügte ich mich, meinen Halb-Bruder, den König von Rom, zu umarmen, und reiste wieder ab und zwar nach Malmaison zu meiner Mutter. Ich hielt es für das Klügste im Interesse meiner Söhne und in Rücksicht auf die künftige Gestaltung unseres Schicksals, der Kaiserin eine Verlegenheit um unsertwillen zu ersparen; und ich trage mich nun mit dem Gedanken, nach Martinique zu gehen und Mama's Pflanzung daselbst zu administriren' .... Ah, mein Gott! auch Hortense, die sonst so klar und scharfblickend und voll Kaltblütigkeit ist, hat jetzt den Kopf verloren!" sagte der Kaiser seufzend dazwischen. „Aber von der Kaiserin ist dieses Betragen unbegreiflich." Hortense mit ihrem richtigen Urtheil würde sich bald in die Verhältnisse gefunden und sie beherrscht haben, und an ihrer starken Seele hätte Marie Louise eine Stütze gefunden. Doch hier kommt die Hauptsache, Caulaincourt! hören Sie 'mal, was Hortense beinahe mit denselben Worten wie die Kaiserin schreibt: Sie fordert mich auf, dem Sturm der Ereignisse ein starkes Herz entgegen zu

setzen — ach Hortense, mein Kind, diese Mahnung klingt mit der Spitze eines Epigramms an mein Ohr, — und mich nicht beugen zu lassen, da ja die Zukunft noch mein sei. ‚Man will Sie von uns reißen, mein theurer Papa, man will Sie zu peinlicher Unthätigkeit auf einem einsamen Eiland verbannen, aber wer Sie kennt, wie ich, Ihr dankbares treues Kind, der weiß, daß die Muße Ihnen nur neue Ideen, neue riesige Pläne eingeben wird, deren Erfüllung die Zukunft nothwendig und mit naturgemäßer unerbittlicher Gewalt fordern wird. Darum beschwöre ich Sie, mein theurer Papa, lassen Sie den vielerprobten Muth in Ihrer großen Seele nicht untergehen, aber auch Ihre Pläne nicht! Mögen Sie die gezwungene Muße die man Ihnen bereiten will, dazu verwenden Ihre politischen Plane und Ideen schriftlich auszuarbeiten, damit dieselben verkörpert vorhanden sind — ein Fingerzeig für spätere Geschlechter. Eine Idee kann ja nicht untergehen, — dem Saatkorn gleich, das unbeachtet auf unfruchtbaren Boden fällt und unter die Füße getreten in undankbarer Erde verborgen liegt, bis die Pflugschaar der späteren Zeit es in eine günstigere Schichte emporwirft und ein neuer Frühling der Geschichte seine Keimkraft weckt, wird eine Idee von Bedeutung noch nach Jahrzehnten ihrer Verwirklichung entgegenreifen, wenn die Zeitgenossen sie auch verschmäht hatten! — Oh mein theurer Papa, die Mutter zweier Söhne erhebt zu Ihnen die Bitte, die Bewahrerin dieser Ihrer geheimen Pläne sein zu dürfen, denn wie auch die Loose über den König von Rom fallen mögen, auch m e i n e Kinder sind ja die Erben jenes Ruhmes, den unsere Familie Ihnen verdankt, die Erben einer Pflicht der Ehre, welche die Einheit von Stamm und Blut auferlegt! Lassen Sie Ihre dankbare Tochter, der Sie so oft Ihre weittragenden Pläne anvertrauten, auch die treue Bewahrerin dieser Ihrer politischen Ideen sein, damit ich im Bewußtsein dieses ehrenvollen Vorrechts mich verpflichtet fühle, meine Söhne zu würdigen Werkzeugen der Vollführung Ihrer Ideen zu erziehen, damit I h r Sohn einst in m e i n e n Söhnen thätige und zuverlässige Genossen und Stützen habe, wenn ihn das Machtwort der Zeit an den Fortbau Ihrer Unternehmungen beruft!‘ — Nun, mein Freund, was sagen Sie dazu?“

— „Majestät, die Königin von Holland spricht in ihrer treuen Anhänglichkeit jene Prophetensprache des Herzens, deren Beredtsamkeit allen Verstand des Staatsmannes überflügelt," entgegnete Caulaincourt. „Ich bewundere die erlauchte Königin und verbinde meine flehentlichen Bitten mit den ihrigen. Es ist mehr als ein blinder Zufall, der heute Ihnen in den Arm fiel, Sire! — es ist eine Mahnung der Vorsehung!"

„Hortense ist eine Frau wie sie noch selten einen Thron geziert hat," sprach der Kaiser gedankenvoll. „Ich werde euch folgen, Caulaincourt, denn zu dem tröstlichen Gedanken, doch wenigstens von Einigen verstanden worden zu sein, gesellt sich noch die Ueberzeugung, daß das Schicksal mir in meiner Rettung einen Fingerzeig geben wollte! — Es soll meine Muße beschäftigen, mein Freund, wenigstens geistig an meinem Werke fortzubauen, damit meine Nachkommen dereinst meinen Gedanken folgen können, wenn ich ...."

— „Ah, Ihre praktische Laufbahn ist noch nicht zu Ende, Sire," versetzte Caulaincourt mit Wärme. „Was ist von den Bourbonen zu erwarten? was können sie für uns Franzosen sein, von fremder Gewalt uns aufgedrungen? Es wird der Tag kommen, wo die bitterste Enttäuschung der ganzen Nation jene Ci-devants wieder von dem Throne stoßen wird, der diese verkommenen Söhne eines geistlosen Geschlechts jetzt nur gezwungen aufgenommen hat, und wohin wendeten sich dann die Blicke der Nation anders als zu dem Helden, dessen Ruhm die Erde füllte, zu dem genialen energischen Schöpfer der neuen Zeit, welcher die Söhne Frankreichs an die Spitze aller Völker gestellt hat?"

„Oh mein Freund," versetzte der Kaiser dumpf; „diese Ueberzeugung ist Balsam für mein zerrissenes Herz, wenn ich auch fühle, daß ich mit meiner gebrochenen Kraft jenen Zeitpunkt nicht mehr erleben werde."

— „Die ewige Macht, welche Männer wie Sie geschaffen, Sire, kann auch an Ihnen noch Wunder thun," sagte Caulaincourt; „ist es nicht schon ein greifbares Wunder, daß Sie noch leben? ...."

„Baron Corvisart bittet um die Gnade, Eurer Majestät aufwarten zu dürfen," meldete ein Adjutant.

— „Corvisart? wie kommt er hieher?“ fragte der Kaiser erstaunt.

„Er will gehört haben, Sire, daß Euer Majestät krank seien und seiner dringend bedürfen,“ sagte der Adjutant.

— „Er ist willkommen,“ erwiderte Napoleon; „Caulaincourt, wie erfuhr Corvisart den ich in Paris vermuthete, von diesen Umständen? Ist das leidige Attentat gegen mich selbst ....“

„Nicht doch, Sire, ich bin überzeugt, daß außer uns wenigen Getreuen niemand eine Ahnung davon hat, und wir sind zuverlässig,“ sagte der Erzkanzler; „gilt es doch Alles, die Ereignisse dieser Nacht den Truppen zu verhehlen, denen man nur einen Kolikanfall vorspiegelte. Aber leben wir nicht in einer Zeit der Räthsel und Wunder, Sire? .... Allein da ist ja Corvisart selbst, unser Deus ex machina!“ — —

5.

Fünf Monate sind seitdem vorüber, inhaltschwerer Ereignisse voll. Die ehernen Würfel des Krieges sind den gläsernen der Diplomatie gewichen. Napoleon sitzt auf der Insel Elba in seiner bescheidenen unscheinbaren Wohnung und beschäftigt sich anscheinend nur mit der Anlegung von Straßen, Wegen, Alleen und Wasserleitungen, exercirt die paar hundert Mann Garden, welche ihn begleitet haben, erbaut ein Lazareth, verbessert die Salzwerke zur Gewinnung von Boisalz aus dem Meerwasser, bemüht sich die englische Sprache zu erlernen, sammelt die auf ihn erschienenen Spottbilder und schreibt angeblich an seinen Denkwürdigkeiten. Seine Gemahlin, Marie Louise, lebt, getrennt von ihm, ihrer Gesundheit in Aix in Savoyen, und sucht den Verlust ihrer Kaiserwürde zu verschmerzen und sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sie jetzt nur noch die kleine Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla sey. Aber die vielen Liebes- und Ehrenbezeugungen, welche ihr auf der Reise von Rambouillet nach Dijon und Belfort und über Basel, Schaffhausen, Zürich 2c. zu Theil geworden, und von denen sie nicht ahnt, daß dieselben auf Veranstaltung ihres Reisebegleiters des Generals Grafen Kinsky ihr um Geld darge-

bracht worden, — ja der förmliche Triumphzug, welchen ihr Kinsky auf der fernern Reise durch Süddeutschland über Waldsee, Kempten, Reutti, Innsbruck, Salzburg, Vöklabruck, Ems und Mölk nach Wien bereitet hatte und worin er von den österreichischen Behörden eifrigst unterstützt wurde, hatten einen gewissen Balsam geschmeichelter Eigenliebe auf die Wunden ihrer Seele gelegt, und ihr die Ueberzeugung aufzudrängen gesucht, daß man als Erzherzogin von Oesterreich ein weit innigeres Glück genießen könne, als auf dem schwankenden französischen Kaiserthron mit den gläsernen Füßen. Die Stimme des Herzens und der Pflicht, welche eine Weile so laut in der Gattin und Mutter gesprochen hatte, als ihr das Unglück und der Umschlag des Geschickes mit der ersten Wucht auf der Seele lasteten, war allmählig verstummt unter den Einflüsterungen ihrer neuen Umgebung, welche den Sturz ihres Gatten als ein Glück für Europa priesen, und unter den Verdächtigungen gegen den Gestürzten, womit man sie bei jeder Gelegenheit behelligte. In den Kreis ihrer Familie zurückgekehrt, isolirt von den Einflüssen, welche noch zu Gunsten der Vergangenheit hätten reden oder in ihr die Energie einer Mutter wecken können, ward jede Regung von Thatkraft in ihr eingeschläfert durch Schmeicheleien und Tändeleien, womit man sie umgab, durch Huldigungen, welche ihr als der Tochter eines deutschen Kaiserhauses galten, und durch die ersten Annäherungen eines Mannes, von dem Metternich wußte, daß er vermöge seiner glänzenden Persönlichkeit schon vor der politischen Heirath mit Napoleon der Erzherzogin Marie Louise einiges Interesse eingeflößt und ihre scheue jungfräuliche Neigung geweckt habe. So hatte die Gemahlin des gestürzten Kaisers, welche dem Titanen einen Erben geboren, darein gewilligt, sich von ihrem Sohne zu trennen und diesen den Händen von Miethlingen zu überlassen, welche Metternich ausgewählt. Marie Louise amüsirte sich unter dem Namen einer Gräfin von Salorno mit einem Gefolge von neunzehn Personen, worunter einige bildhübsche elegante Kavaliere welche Metternich selbst dazu ausgesucht hatte, zu Aix in Savoyen, und der Exkönig von Rom, der nunmehrige Herzog von Parma, war in Schönbrunn unter der Pflege seiner Gouvernante, Frau v. Montesquiou, zurückgelassen worden, umstellt von einem kleinen Hof-

staate von Personen, auf welche Metternich und die übrigen diplomatischen Faiseurs der heiligen Allianz sich verlassen konnten.

Zu jener Zeit, etwa gegen Ende Augusts, näherte sich eines schönen Sommerabends ein kleiner Küstenfahrer unter dem Druck eines lateinischen Segels der Insel Elba. Das Fahrzeug kam quer über den Kanal von Piombino, als wäre es vom italienischen Festlande abgestoßen, — ein Küstenfahrer der Weizen und sonstiges Getraide für den Bedarf der Bewohner Elba's von dorther geholt. Die englische Fregatte kreuzte auf der Höhe der Bucht von Porto Ferrajo, dem Haupthafen der Insel, und der Lieutenant vom Dienst besah sich von Weitem durch seine Fernröhre aufmerksam das heransegelnde leichte Küstenfahrzeug, das nichts Verdächtiges zeigte.

„Es ist eine von den paar Dutzend Fischerbarken der Insel, wie es scheint," sagte er von der halben Höhe der Wanten herab zu dem ersten Lieutenant, den er herbeigerufen hatte. „He, Lootse, kennt Ihr das Fahrzeug dort, das so eben auf das Kap hielt?"

— „O ja, Herr Lieutenant," erwiderte der Marinaro; „es ist die Barke meines Gevatters Pietro Santi; wird Kälber oder Schweine oder Korn in Piombino geholt haben."

„Aber warum steuert der Kerl so verdächtig nach der Küste zu?" fragte der erste Lieutenant mißtrauisch.

— „Hm, Pietro kann nicht anders, Signor," versetzte der Lootse; „er ist schwer beladen, wie mich dünkt; sind Klippen dort, die eine halbe Miglie in See herein ragen; muß also den engen Kanal zwischen den Klippen und der Küste halten, will er bei dem Südost nicht auf die Felsen rennen. Ist vielleicht schwach bemannt."

„Bah, das Ding ist verdächtig, ich werde es dem Kapitän melden," sagte der mißtrauische Offizier; „der Henker mag wissen, was unter dem Zeltdache der Barke steckt."

— „Kälber oder Rinder, Herr, — frisches Fleisch für die schnurrbärtigen Bärenmützenträger zu Porto Ferrajo," versetzte der Lootse leichthin. „Zu schmuggeln gibt es ja hier nichts, und Pietro Santi ist dazu obendrein zu dumm."

Der erste Lieutenant aber ließ sich's nicht nehmen, daß das Treiben des Schiffchens verdächtig sei und meldete es dem Kapitän; seine Ahnung hatte ihn fürwahr nicht betrogen, denn just in

dem Augenblick, wo eine Bootsmannschaft aufs Deck der Fregatte gepfiffen wurde, mit dem Befehl, den Cutter auszusetzen und jenen Küstenfahrer zu untersuchen, dem ein Kanonenschuß von der Fregatte das Zeichen zum Beilegen gab, war ein kleines Boot von der Barke abgestoßen, hatte sich, durch den Rumpf und das Zeltdach und durch das lateinische Segel des Schiffchens verdeckt, rasch um die vorspringende Spitze des Ufers gewandt und bestrebte sich, im Schoos einer kleinen Bucht die Küste zu gewinnen. In dem Boote aber, das zwei kräftige junge Fischer ruderten, saß eine schöne stattliche Frau in einem Reisekleid von schwarzer Seide mit einer Dienerin, die einen Knaben von etwa sechs Jahren zwischen den Knieen hielt, während ein Mann in einem modischen Reisecostüm im Stern des Schiffes stand und mit fester kundiger Hand den Helm des Steuers führte. Die Frau in dem schwarzen Reisegewand mochte ungefähr einunddreißig Jahre alt sein, von regelmäßigen, angenehmen, nur etwas derben Zügen, aber geistvollen muthigen Augen, aus denen ein stolzes Selbstgefühl blitzte, und von reichem braunem Haar. Der untere Theil des Gesichts, namentlich das lange und starke Kinn und die festen Linien des Mundes, trugen einen gewissen Ausdruck von Willensfestigkeit, wie man ihn bei Frauen nur selten sieht.

Der Knabe war ein schüchternes, etwas linkisches Kind, aber in den halb geschlossenen Augen lag eine Beweglichkeit und Wißbegierde, die für sein Alter auffallend war. Nichts entging ihm, weder der Schaum, der auf den Kämmen der Wogen tanzte, welche eine starke Deining nach der Bucht hereintrieb, noch das Spiel der weißen Möwen, die sich bald einzeln in großen Kurven über dem blauen Meere tummelten, bald in Flügen schreiend um die Felsen kreisten, noch da und dort der Silberblink eines auftauchenden Fisches, noch die paar Ziegen, welche dort oben an den Klippen der Küste unter der Obhut eines halbwüchsigen Jungen waideten; und für jede seiner Wahrnehmungen begehrte er eine Erklärung von der Dienerin oder von der Mama.

„Warum hat das große Boot uns nicht hereingebracht bis an die Insel, liebe Mama?“ fragte der Knabe.

— „Weil hier kein Hafen ist und weil es dem englischen

Kriegsschiff aufgefallen wäre, wenn uns die Barke hier gelandet hätte, liebes Kind," entgegnete die Dame sanft und liebreich und zog den Knaben zu sich.

„Ah, die bösen Engländer, die uns so viel Leid gethan haben!" rief der Knabe. „Nicht wahr, liebe Mama, diese Engländer sind unsere Feinde; und darum haben sie auch vorhin mit Kanonen geschossen. Haben sie jemand getödtet?"

— „O nein, es war vermuthlich nur ein blinder Schuß, um den Patron unsers Schiffs zum Anhalten aufzufordern, mein Sohn. Aber uns werden sie nicht finden; wir werden am Lande seyn bis ihr Boot zu der Barke herankommt, und sie werden uns nichts mehr anhaben können.

„Was würden sie uns denn thun, diese häßlichen Engländer, wenn sie uns bekämen, Mama?"

— „Jenun, sie würden uns vielleicht einsperren oder uns nicht auf die Insel lassen wollen, wo Großpapa-Onkel ist!"

„Was geht denn dieß die Engländer an, wenn wir Großpapa-Onkel besuchen?" rief der Kleine entrüstet. „Ah, Mama, ich sehe wohl, diese Engländer sind recht böse Feinde. Aber wenn ich erst einmal groß bin und ein König, dann werde ich mit ihnen Krieg führen und sie alle todt schießen lassen, diese rothen Krebse!"

Die Dame lächelte wehmüthig und drückte ihren Sohn an die Brust. „Thu' das mein Kind, und Gott schenke Dir dereinst einen Thron!" flüsterte sie und beugte die Wange zu dem Lockenkopf des Kleinen herab.

In diesem Augenblick streifte der Kiel des kleinen Bootes auf dem Sande des Strandes; die Ruderer zogen ihre Boote ein, und sprangen über Bord, um das Boot noch weiter auf den Strand zu schieben, trugen dann die beiden Frauenzimmer und den Knaben auf's Trockene und brachten die beiden kleinen Felleisen an's Land, worauf der Mann am Steuer ebenfalls an's Land stieg und den ältern der Schiffer ablohnte, welcher mit der Bezahlung sehr zufrieden zu sein schien, denn er zog seine rothe Mütze tief herab und empfahl die eccelenza angelegentlichst der Fürbitte und dem Schutz aller Heiligen, und prägte seinem Sohne Beppo eindringlichst ein, doch den jungen „Principe" bei dem Weg über die Berge

huckepack auf dem Rücken zu tragen, falls er müde sei. Hierauf schulterte Beppo eines der Felleisen, der Diener ergriff das andere und die kleine Gesellschaft stieg den schmalen steilen Pfad hinan, welcher an den Klippen emporführte, während der alte Fischer mit seinem Boote wieder in See stach und sich anstellte, als führe er auf den Fischfang aus.

Mittlerweile war die Barke ruhig lavirend dicht vor der Landspitze liegen geblieben, bis der Cutter von der Fregatte herankam und Fahrzeug und Papiere untersucht und alles in Ordnung befunden und sich über das längere Verweilen hatte Rechenschaft ablegen lassen, die freilich von der Wahrheit beträchtlich abwich. Darauf hatte der britische Officier dem Patrone des Küstenfahrzeugs mürrisch erlaubt, seinen Kurs nach Porto Ferrajo fortzusetzen, was sich dieser auch gern zu Nutz machte.

Die Dame aber mit dem Knaben an der Hand stieg inzwischen unverdrossen die bergigen Hänge der Insel hinan, wo bald schattige Pflanzungen von Kastanien-, Feigen-, Oliven-, Mandel- und Nußbäumen sie umfiengen, bald schroffe Abhänge, nur mit Kappernsträuchern und Agaven bewachsen, auf sie herunterdrohten, bald murmelnde Bäche die gesenkten Matten durchrieselten, oder wo der Weg nur als leichte Andeutung eines Pfades über Hochebenen hin führte, auf denen die würzigsten Kräuter dufteten und blühten. Allenthalben aber, wo der Pfad nicht durch Engthäler oder Schluchten führte, schweifte der Blick weit hinaus auf das blaue Meer, das nach Nordosten hin der blaugraue duftige Streifen des Festlandes abschloß, während es, nach anderen Richtungen hin sich unabsehbar ausdehnend, am Horizonte mit dem Himmel verschmolz.

Es war eine jener Wanderungen, welche selbst den des Fußwanderns nicht Gewöhnten in eine gehobene Stimmung versetzt und ihn ob den wunderhübschen, frischen und neuen Eindrücken die Mühsale des Weges vergessen läßt. So überwand unter der Aufregung dieser Eindrücke auch die Dame die Strapazen der Wanderung lange, und hatte vollauf zu thun, um dem wißbegierigen Knaben alle diese Einzelnheiten zu zeigen und seinen gescheidten Fragen Rede zu stehen, die er über alle ihm neuen Erscheinungen oder fremdartigen Gegenstände an Mama richtete.

„Ecco, ecco, colà è Porto Ferrajo (seht, seht, dort drüben ist Porto Ferrajo)!“ rief mit Einem Male Beppo, welcher seither rüstig vorangeschritten war und oft um Mäßigung seiner Eile hatte angegangen werden müssen, da ihm die Anderen nicht folgen konnten.

Beppo stand auf der Kimme eines Hohlwegs, welcher zwischen zwei steilen Felsenkuppen über die Hochfläche des Vorgebirgs hinüberführte, und seine kräftige, wohlgebildete, nur etwas hagere Gestalt zeichnete sich in scharfen Umrissen von dem golden glühenden Westhimmel ab, daß der Fischerjunge, wie er in seiner kühnen und doch schönen und graziösen Haltung mit dem ausgestreckten Arme so dastund, an eine der herrlichen Erzstatuen aus der Zeit der höchsten Kunstblüthe des klassischen Alterthums gemahnte. Die Dame beschleunigte ihre Schritte auf dem steilen Pfade, und selbst der Knabe tummelte sich, Beppo zu erreichen, und siehe da! als sie durch die kleine Scharte zwischen den Felsen traten, auf denen nur Agaveen und eine einsame schlanke Pinie standen, da erschauten sie drüben jenseit der niedrigeren Vorhügel die wunderschöne, breite, auf drei Seiten von kühnen Bergen eingefriedigte Bucht von Porto Ferrajo!

„Ah, diese Bucht ist wunderschön!“ rief die Dame überrascht und blieb keuchend stehen, um sich verschnaubend in diesen Anblick zu versenken; Beppo aber führte sie mit der gewinnenden gutmüthigen Artigkeit des Italieners einige Schritte weiter zu einem großen flachen Steinblock, der am Fuße der Felsen lag, breitete seine grobwollene Kapotte, die er seither über der einen Schulter getragen hatte, darüber und sagte: „Setzt Euch hier nieder, Madonna, wo Ihr vor dem Winde frei seid und Euch die Stadt mit Bequemlichkeit betrachten könnt! Ah, es ist doch ein schönes Fleckchen Erde um unsre Insel Elba, nicht wahr? und wohl werth, daß Napoleone il Grande sie nun zu seinem Fürstenthum hat? Nur sollte sie noch von hier bis Corsica reichen! .... Und seht nur, Madonna, das Haus dort, über welchem die drei dunklen Pinien stehen, das ist die Mairie; dort wohnt der kleine Napoleon, dort stehen die mächtigen Kerle in den Bärenmützen Schildwacht! Ah, per Bacco, das ist ein Anblick, wenn sie Sonntags zur Parade

ziehen, mit den Trommlern und den kleinen Pfeiferknaben und dem riesigen Tambourmajor und den bärtigen Zimmerleuten voran! Ah, Madonna, wenn Ihr das sehen könntet! das ist wunderschön!"

Dieser naive Enthusiasmus der Bewunderung trieb der Dame Thränen in die Augen; unwillkürlich faltete sie die Hände, warf ihrer Zofe einen bedeutsamen Blick zu und sagte: „O mein Gott, wer hätte das geglaubt, Fanny, daß Er so enden sollte! Diese kleine winzige Insel ein Reich für ihn, dem ganz Europa zu enge war? Ah, sie haben den Hohn mit dem Unglück sehr weit getrieben!"

„Weine nicht, Mama! es ist ja so schön hier; nur hungert mich! Bist Du müde, Mama?" fragte der Knabe schmeichelnd und lehnte seinen dunkelblonden Lockenkopf an die Schulter der Mutter. „Nur nicht weinen, Mama; bald wird ja Pellet mit unserm Wagen kommen und uns abholen."

— „Nein, mein Lieber, wir werden gehen müssen, denn hier ist kein Weg, um mit Wagen darauf zu fahren," erwiderte die Dame freundlich und streichelte die Wangen des Kindes; dann wandte sie sich in italienischer Sprache an den Führer mit der Frage, wie weit es noch sei bis Porto Ferrajo. —

„Vier Miglien," war die Antwort; „aber wenn die Exzellenzen müde seien, so könne man, hat der Vater gesagt, vielleicht drunten auf dem Gehöfte Belprato eines oder zwei Maulthiere bekommen."

— „Was sagt der Mann, liebe Mama?" fragte der Knabe neugierig.

„Er meint, wir könnten bald reiten, und zwar auf Maulthieren, mein Kind!" erwiderte die Mutter; „denke Dir, mein kleiner Schelm, auf Maulthieren bist Du noch nie geritten; die sind weit größer als Dein kleines corsisches Pferdchen."

— „Ah, Mama, dann komm' und laß uns zu den Maulthieren gehen und reiten — ah reiten!" rief der Kleine, und klatschte vor Freuden in die Hände und schien ganz verwandelt.

Ein Stündchen mühsamen Bergabsteigens brachte die Wandernden nach dem Gehöfte, in dessen Nähe ein Bergwerk war.

Beppo sorgte für zwei Maulthiere, während die Dame in Trauerkleidern mit ihrem Knaben und ihren Begleitern unter einem weitschattenden Kastanienbaume saß und einen Imbiß von Obst und Milch einnahm, welchen die Hitze des Nachmittags sehr wünschenswerth machte. Dann kamen zwei Maulthiere mit einem Treiber und auf das größere zierlichere setzte sich die Dame und vor sie rittlings der hübsche Knabe mit den dunkelblonden Locken; auf das andre Thier aber wurden einerseits die beiden Felleisen in den Korb gelegt und in den andern Korb setzte sich die Zofe, und so ging die Reise auf hübschen Pfaden auf halber Höhe der Berge in weitem Bogen um die Bucht von Porto Ferrajo herum, das man noch vor Einbruch der Nacht erreichte.

Der Knabe war längst auf dem Widerrist des Maulthiers eingeschlafen und die Mutter hatte ihren Arm um ihn gelegt und hielt ihn mit der schönen feinen Hand. Die Gedanken, welche die schöne Frau bewegten, mochten sehr ernst sein, denn sie warfen einen Widerschein von Wehmuth über ihre regelmäßigen starken Züge, und in den schönen dunklen geistvollen Augen lag eine feuchte Rührnng, als sie am Hafen-Thore vorüberkam, und die Grenadiere der Garde in der wohlbekannten Uniform hier theils unter dem Gewehr theils auf der Bank vor dem Wachthäuschen erkannten.

„Mi perdona, Signora!“ sprach der Unteroffizier der Wache, vortretend und legte die Hand militärisch grüßend an seine Bärenmütze; aber die Dame fiel ihm sogleich in die Rede:

— »Que voulez-vous, mon brave? Nous sommes des Français (Was wollen Sie, mein Tapferer? wir sind Franzosen)!“

„Ah, dann passiren Sie ungefragt, Madame!“ versetzte der Korporal französisch; „wir sollen nur die Fremden anhalten; aber das verwünschte Italienisch fällt meiner alten Zunge schwer, Madame; ich bin nämlich ein Normand.“

— „Ah, das sind tüchtige Leute, die Normands; ah, und welch ein schönes Land, Ihre Normandie!“ sagte die Dame; „nun, und wie gefallen Sie sich hier, mein Braver?“

Der alte Unteroffizier verzog sein gebräuntes Gesicht zu einem sauersüßen Grinsen. „Na, Madame,“ versetzte er; „'nicht so übel! sagte der Teufel beim Grobschmied und wollte den Schweif aus dem

Schraubstock ziehen!' — Wenn es hier nur Cyder gäbe und die verwünschten Berge nicht wären! Doch wir sind hier noch gut daran, aber unser 'kleiner Korporal', — dem ist auch zu Muthe, wie dem Teufel im Schraubstock!" setzte er mit einem tiefen Seufzer und einem unmuthigen Soldatenfluche hinzu.

„Ja, mein Braver! Gott schütze den Kaiser!" versetzte die Dame und drückte dem Korporal einen harten Thaler in die Hand; „hier etwas zu Tabak und Wein für die Wachtmannschaft. Trinkt auf's Wohl Frankreichs und des Kaisers und der großen Armee!"

„Merci, madame!" sagte der Unteroffizier, „und auf das Wohl der französischen Damen! — Morbleu, Cameraden, die da ist eine von den Rechten!" wandte er sich zu der Wachtmannschaft, welche aus unwillkürlichem Respekt aufgestanden und angetreten war und salutirt hatte; „wenn ich die Madame Murat nicht so gut kennte, so hätt' ich geschworen, die Dame da sei Königin Karoline von Neapel! Aber bah, wer sie auch sein mag, ich glaube, Sie ist nur des 'Alten' wegen gekommen, und gehört mit zur Familie! — Na, wir wollen sie leben lassen. Werden ja wohl morgen erfahren, wer sie ist."

Inzwischen waren die Dame und ihre Begleiter in die Stadt eingezogen und vor dem Hotel de l'Aigle abgestiegen, das ein ehemaliger französischer Offizier erst seit einigen Wochen hier gegründet hatte. „Geben Sie uns einstweilen Zimmer, obschon ich und mein Sohn schwerlich hier bleiben werden. Und vor Allem reichen Sie mir Papier und Schreibzeug!" sagte die Dame, ohne den Schleier zu lüften, denn sie hatte durch die offenen Fenster bemerkt, daß das Billardzimmer und die anstoßende Gaststube voll Offizieren waren. Der Wirth wies ihr seine besten Zimmer an, denn er erkannte in der Dame eine Frau von Distinktion; er legte den schlummernden Knaben, den er selbst vom Maulthiere herabgehoben hatte, auf das Sopha und ließ die Fremde mit ihrer Zofe allein. Ohne sich ihrer Reisekleider zu entledigen, setzte sich die Dame an den Sekretär-Armoir und schrieb einige hastige Zeilen, die sie zusammenfaltete und sogleich durch ihren Begleiter nach dem „Palast" schickte, d. h. nach der ziemlich unscheinbaren Mairie, worin der entthronte Kaiser seine Residenz aufgeschlagen hatte. Eine Viertel-

stunde später rollte ein Hofwagen vor dem Hotel an und einer der Adjutanten des Kaisers fragte nach der so eben angekommenen Dame, zu welcher er sich sogleich führen ließ.

„Majestät, wie sehr freue ich mich, Sie hier zu sehen? Sie haben uns fürwahr überrascht!“ hub der Adjutant an.

— „Stille, Herr Graf, nur keinen Namen!“ bat die Dame hastig; „und vor allem lassen wir die Majestät fallen, denn diese Titel gehören nur noch der Erinnerung an, Graf Bertrand. Lassen Sie mich nur Madame Dujardin sein, und vergessen Sie nicht, daß ich nur im größsten Incognito hier bin, denn jedermann in Paris vermuthet mich in tiefster Trauer und kränklich in Malmaison, und die Bourbonen und ihre Polizei dürfen nicht ahnen, daß ich hier bin! — Und der Kaiser?“ setzte sie dann hinzu und ihr Gesicht leuchtete vor Freude.

„Er erwartet Sie ungeduldig, Madame! er ist von Ihrer Ankunft entzückt, wie wir alle,“ versetzte der General-Adjutant und küßte ehrerbietig die schöne Hand, welche ihm die Dame reichte. „Seine Majestät besteht darauf, daß Sie im Palast logiren sollen, wo für Madame-Mère und die Prinzessin Pauline Borghese bereits Zimmer eingerichtet worden sind.“

— „Wohlan, Herr v. Bertrand, so bringen Sie mich zu Papa, denn ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich verlangt, ihn wieder zu sehen!“ sprach die Dame, und ihre Stimme bebte vor innerer Bewegung. „Großer Gott, Sie ahnen nicht, wie sehr ich mich seit dem Tode meiner theuren Mutter allein und hülflos und verlassen fühlte! Und als vor Kurzem mein Bruder mich verließ, um mit seinem Schwiegervater nach Deutschland zu gehen, da ward mir plötzlich, als ob mir alle Kraft und aller Lebensmuth genommen wäre. Beim Himmel, noch selten ist die Hand des Schicksals schwerer auf dem Haupte einer Frau gelegen, als seit einem halben Jahre auf dem meinigen!“

„Fürwahr, Madame, aber die Vorsehung wußte auch, welch einem großen Herzen sie so viel auferlegte!“ versetzte General Bertrand verbindlich; „allein der Prinz, Frau Herzogin, den werden Sie doch nicht hier lassen?“

— „Mit nichten, Herr Graf, Louis soll uns begleiten. Fanny,

tragen Sie den Knaben zum Wagen! Sie werden uns folgen; aber Marmann soll hier bleiben".

Eine halbe Viertelstunde später erwartete der Kaiser seinen Gast selbst an der Treppe der Mairie und schloß die schöne Dame stumm aber mit inniger Geberde in die Arme. Erst droben im Privatzimmer des Kaisers gab der entthronte Held seiner tiefen Bewegung Worte. „Hortense, meine süße, theure Hortense!" flüsterte er nach einem langen leidenschaftlichen Kusse; „welche Freude! welche Ueberraschung! . . . Du treues theures Kind! Und kein Wort der Nachricht vorauszusenden!"

„O mein theurer Papa! mein einziger Freund?" entgegnete Hortense, die Exkönigin von Holland, denn sie war es, wie unsere Leser bereits errathen haben werden, mit ihrem zweiten Sohne, dem heutigen Kaiser der Franzosen. „Wie konnte ich Dir schreiben, mein theurer Papa, da jeder meiner Schritte bewacht wird von der argwöhnischen Polizei der Bourbonen. Aber ich habe sie dennoch getäuscht und werde sie auch ferner täuschen," setzte sie mit einer wilden Freude hinzu; „ich werde unter ihren Nasen Verschwörungen und Komplotte anzetteln und nicht eher ruhen, als bis die weiße Fahne mit den Lilien in den Koth getreten ist und die Trikolore wieder von dem Pavillon der Tuilerieen weht!"

— „Hortense, welche Ideen?!" rief der Kaiser und betrachtete seine Stieftochter verwundert.

„Ja, meine Ideen, Papa," sprach sie mit einem Stolze, der ihr vom Auge flammte. „Du weißst, mein Lieber, daß ich es von jeher war, welche mit beharrlicher Ueberzeugung an die hohe Bestimmung unsers Geschlechts glaubte, noch lange ehe die Le Normand Dir und mir einen Thron prophezeit hatte!"

Der Kaiser betrachtete seine Stieftochter mit einem langen gedankenvollen Blicke und sein Geist arbeitete mächtig an den Ideen und Plänen, mit denen er sich seither in der Stille getragen hatte. Was er gehofft und gedacht in der Abgeschiedenheit dieses felsigen Eilandes, während er sich mit kleinen gemeinnützigen Arbeiten zu beschäftigen schien, welche ihm aber kaum mehr waren als Spielereien, da sie seine gewaltige Seele nicht ganz auszufüllen vermochten, — diese selben Wünsche, Hoffnungen und Gedanken

waren also auch in der Seele Hortensens geschäftig gewesen und hatten feste Gestalt und bestimmte Richtung gewonnen! Das war ein Zusammentreffen, welches den Kaiser tief ergriff, denn auch er war nicht frei von einem gewissen Fatalismus, von dem Glauben an seine hohe Bestimmung. Er wandte sich daher plötzlich von Hortensen ab, legte die Hände auf den Rücken und ging mit zusammengekniffenen Lippen und ernsten Blicken in tiefen Gedanken im Zimmer auf und nieder.

Hortense kannte diese Stimmungen ihres Stiefvaters; sie wußte, daß es nichts Ungewöhnliches bei ihm war, sich mitten in einem anregenden und angelegentlichen Gespräche auf diese Weise in sich zurückzuziehen und den Gedanken nachzuhängen, auf welche ihn das Gespräch oder der eigene Ideengang unwillkürlich gebracht hatten. Sie wußte, daß man ihn dann gewähren lassen mußte und daß er es nicht liebte, in dieser sinnenden und nach innen gekehrten Stimmung gestört zu werden. Sie wandte sich daher zu dem hübschen Knaben, der in tiefem Schlafe in der Sophaecke lag, öffnete ihm die Kleider, bettete ihn in einen Lehnstuhl, deckte ihn mit ihrem weichen indischen Shawl zu, ergriff dann eine seiner kleinen Hände und betrachtete ebenfalls gedankenvoll und doch mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit den schlummernden Kleinen. Die Gedanken aber, welche ihr durch die Seele zogen, galten unverkennbar diesem Kinde und seiner Zukunft, die in diesem Augenblick eine solch verhüllte war...

Nach einiger Zeit hielt der Kaiser plötzlich in seinem Auf- und Niederschreiten inne. Der einen Thüre sich nähernd, hatte er den Kammerdiener erkannt, der dort stund, des günstigen Augenblicks gewärtig wo er eine Meldung machen könne. „Ah, Du hast Recht, Constant! Ich hätte nahezu vergessen, daß ich Wirth bin. Madame, ist es gefällig? Das Souper ist servirt. Verzeihen Sie mir, daß ich es vergaß, daß Sie müde und hungrig sein müssen! Constant, nimm den Prinzen und trag' ihn in das Speisezimmer!"

„Nicht doch, mein Herr," sagte Hortense mit ihrer sanften und doch so entschieden bestimmten Weise; „rufen Sie gefälligst Mademoiselle Fanny, meine Begleiterin, und bitten Sie sie, meinen

Sohn zu Bette zu bringen. Das arme Kind ist müde; der Schlaf ist ihm lieber und gesünder als ein spätes Souper. Lassen wir ihm die süße Ruhe, deren es so sehr bedarf!" Und sich über den Lehnstuhl beugend, küßte sie den Knaben mit einer unaussprechlichen Innigkeit, bevor sie ihren Arm auf denjenigen des Kaisers legte und ihm nach dem Speisezimmer folgte, wo ein einfaches Souper ihrer wartete.

Das Mahl war vorüber; der Kaiser litt damals schon am Magen und war namentlich Abends sehr mäßig in Speise und Trank, und in Hortense kämpfte die Müdigkeit von der Reise mit den tiefen Gemüthsbewegungen, welche das Wiedersehen mit ihrem Stiefvater unter solchen Umständen hervorrief. Schon bei Tische war kein rechtes Gespräch in Gang gekommen, wie sehr auch der Graf und die Gräfin Bertrand sich bemüht hatten, die Unterhaltung etwas zu beleben. Man hatte sich meist in Erinnerungen an die vergangenen Zeiten des Glanzes ergangen, oder des Kaisers Erkundigungen beantwortet nach Personen seines Heeres und Hofstaats oder nach solchen, die er einst auf hohe Posten berufen, und die allesammt mit den Bourbonen Frieden gemacht hatten, und diese Gegenstände der Unterhaltung hatten den Kaiser wieder gedankenvoll und stille gemacht, so daß Graf Bertrand und seine Gattin sich bei Zeiten zurückgezogen hatten.

Der Kaiser und seine Stieftochter waren wieder allein und saßen neben einander im Sopha.

„Und Deine Mutter, meine arme Josephine?!" fragte er Hortense; „ich habe noch nicht Zeit gehabt, nach ihr zu fragen. Wie starb sie? Gedachte sie noch meiner, mein Kind?"

— „Oh gewiß, mein Lieber, sie sprach noch viel von Dir und starb mit den heißesten Segenswünschen für Dich und uns alle," entgegnete Hortense bewegt. „Die große Katastrophe, die über unser Haus hereingebrochen, hat ihren Tod beschleunigt. Die Feinde haben sie schonend und mit Auszeichnung behandelt, und namentlich Kaiser Alexander begegnete ihr mit unsäglicher Rücksicht. Ja er trägt eben durch die auszeichnende Behandlung, welche er Mama zu Theil werden ließ, sogar einen Theil der Schuld an Mama's jähem Tode. Bei einem seiner Besuche war er so rück-

sichtsvoll, Mama anzudeuten, daß es sein und der übrigen Monarchen eifriger Wunsch sei, ihre Zukunft materiell so sicher wie möglich zu gestalten und sie vor jeder Unbill, vor jedem Mangel oder jeder Einbuße an ihrer seitherigen Behaglichkeit zu sichern. Er ersuchte sie daher um die Erlaubniß, ihre Wünsche in dieser Hinsicht aus ihrem Munde hören zu dürfen, und Mama bat ihn zunächst um seine Verwendung, daß die Ci-devants ihr wenigstens Malmaison lassen möchten, dessen Park und Garten sie nach ihrem eigenen Geschmack und Ideen verschönert habe. Und als Kaiser Alexander darauf den Wunsch äußerte, diese Verschönerungen Mama's und ihre Lieblingsplätze unter ihrer eigenen Führung kennen zu lernen, war sie, obschon sie sich unbäßlich fühlte, mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit erbötig, dem Kaiser selbst die Honneurs ihres Parks zu machen. Sie machte daher an Kaiser Alexanders Arm einen Spaziergang durch die Gärten und zog sich dabei eine Erkältung zu, welche ihre Unbäßlichkeit so sehr verschlimmerte, daß sie schon nach wenigen Tagen der akut gewordenen Krankheit erlag!"

„Arme, arme Josephine! Ja daran erkenne ich sie ganz wieder, mit ihrer Herzensgüte, ihrer Aufopferung!" flüsterte der Kaiser bewegt. — „Ah, möge ihr die Erde leicht sein! S i e ist die glücklichste von uns allen, entrückt dem Gewirre der Leidenschaften, der Täuschungen, der betrogenen Hoffnungen. Und w i e starb sie denn, Hortense?"

— „O, sanft, mild, voll Liebe und Ergebung, wie sie gelebt hatte," entgegnete Hortense, und ihre schönen großen Augen standen voll Thränen. „Sie verwies Eugen und mich nächst Gott an Dich, mein Vater, denn noch in ihren letzten Augenblicken sprach sie die unerschütterliche Gewißheit aus, daß wir Dich noch einmal im vollsten Herrscherglanze auf Frankreichs Thron sehen würden! Diese Gewißheit war es gleichsam, welche ihr den Schmerz des Scheidens linderte."

„Ah, also auch sie?!" murmelte der Kaiser kaum hörbar und blickte gedankenvoll in den azurblauen mondhellen Nachthimmel hinaus, der sich wie ein hoher Dom von silberdurchwobenem Lapis Lazuli über Meer und Insel wölbte. Hortense schwieg, theils vor

innerer Bewegung, theils weil sie die sinnende Haltung des Kaisers bemerkte. — „Nun, und Josephinens Verlassenschaft?“ fragte Napoleon, nach einer Weile sich plötzlich wieder zu seiner Tochter wendend. „Man hat sie euch doch hoffentlich ungehindert überlassen?“

Hortense nickte bejahend. „Die Alliirten haben sich unser sehr angenommen,“ sagte sie „Kaiser Alexander, dem Mama uns und unser Geschick mit den gewinnendsten Bitten anempfahl, hatte ihr sein Wort verpfändet, daß er uns vor jeder Demüthigung und jeder Animosität Seitens der Bourbonen beschützen werde. Und er hat sein Wort gehalten....“

Napoleon machte eine ungeduldige Bewegung und Hortense brach ab; sie ahnte, daß selbst das bedingteste Lob eines seiner Besieger dem kaiserlichen Stiefvater schmerzlich sein mußte. „Hm, diese Großmuth war den Alliirten leicht,“ sagte der Kaiser unmuthig und bitter. „Die Hinterlassenschaft Josephinens wird nicht allzu bedeutend gewesen sein; es lohnte nicht der Mühe grausam zu sein, und Josephine stand ja nunmehr außer dem Kreise derer, gegen welche Talleyrand und Metternich ihren Haß loslassen. Die gute Josephine hat nie mit dem Geld zu haushalten und zu wirthschaften gewußt; ihre Gutmüthigkeit ward ebenso oft von Anderen mißbraucht, als sie blindlings ihrem Drange nach Wohlthätigkeit den Zügel schießen ließ.... Und doch hätte sie trotz all ihrem sanguinischen Wesen bei mir ausgehalten in Noth und Tod.... anstatt wie die Andere.... Ah, schweigen wir davon! — Wie steht es um Dein Vermögen, Hortense? Hast Du genug, um angenehm und behaglich leben zu können?“

„Leben?“ wiederholte Hortense mit einer eigenthümlichen Betonung; „oh, mein lieber Papa, leben kann auch die Nähterin, die täglich einen Franc verdient, die Lumpensammlerin, welche den Kehricht durchstöbert; aber heißt dieß leben?! Oh, ich bin vielleicht undankbar gegen Gott, ungenügsam, aber ich kann nicht anders! Ich war eine Königin, ja in meiner innersten Seele bin ich es noch; ich vermag diese Erinnerungen an die Vergangenheit nicht mehr aus meiner Seele zu verwischen, nicht mehr jene Träume und Hoffnungen, die ich einst gehegt, aus meinem Herzen zu reißen.

Ich habe zwei Söhne, Papa, und Du versprachst mir für jeden derselben einen Thron, und was Du mir versprochen, das hat das Schicksal einst gutgeheißen, ehe Louis so unvermittelt auf den Thron verzichtete und mich in meinem Muttergefühl, in meinem mütterlichen Stolze, in meinen innersten besten Empfindungen so tief verletzte! .... Oh, meine Gedanken kreisen im leeren Raume, wenn ich daran denke, Sire!" fuhr die schöne stolze Frau fort und drückte beide Hände auf das wild pochende Herz; „ich habe keine Ruhe, und keine Rast mehr, bis ich die alte Zeit wieder heraufbeschworen habe, bis unser Glücksstern wiederum in seinem Zenith steht! Das bin ich Dir, Papa, das unserm Namen und meinen Kindern schuldig!"

— „Hortense, Du hast Recht," entgegnete der Kaiser und drückte ihr die Hand; „ich erkenne in Dir eine echte Tochter unseres Hauses. Wollte Gott, meine Brüder wären so wie Du; dieser schlaffe Joseph, dieser eigensinnige Lucian, dieser gutmüthige Pedant Ludwig, der lieber Verse machte als Feldzüge, und nun gar dieser Jerome mit seinem unüberwindlichen Hang zu sybaritischer Weichlichkeit und seinen Allüren eines ci-devant mousquetaire! Ha, hätten meine Brüder nur einen Funken von Deiner feurigen Seele gehabt, Hortense, so gäbe es in diesem Augenblicke keinen Thron mehr in Europa, auf dem nicht ein Bonaparte säße. Aber Dein Vermögen, meine Liebe? wie steht es um Dein Vermögen?"

Hortense zuckte die Achseln und warf die Lippen etwas geringschätzig auf. „Die Hinterlassenschaft der Mama war allerdings nicht so, wie Eugen und ich sie in unseren bescheidensten Erwartungen uns vorgestellt hatten. Die Herzensgüte und Sorglosigkeit meiner trefflichen Mutter scheint sehr mißbraucht worden zu sein. Dazu kommt noch, daß mein Herr Gemahl es nie verstand für die Seinigen zu sorgen. Als König von Holland hat er keine Gelegenheit benützt, sich ein Privatvermögen zu erwerben, ja die Civilliste des letzten Monats seines Königsthums erhob er nicht einmal, sondern ließ sie auf unsern Sohn überschreiben ...."

„Er ist ein Schwächling, Hortense, ich weiß es; er ist das verhätschelte Muttersöhnchen — und doch hängen die Anderen alle an ihm wie an einem Augapfel," entgegnete Napoleon mit auf-

quellendem Unmuth. „Wie viel habe ich gerade an diesem Bruder gethan und wie abscheulich hat er es mir gedankt! Er war der erste, welcher mein Vertrauen täuschte, mein Ansehen herunterwürdigte und — in noch höherm Grade als Lucian — der Welt das Schauspiel des Zerwürfnisses und der Spannung in unserm eigenen Familienkreise gab! Dieser Knabe! der schwachen Mutter zu Liebe, die ihn vergötterte, weil er immer an ihrem Schürzenband hing, ließ ich ihn von meiner Lieutenantsgage erziehen, und legte mir unsägliche Entbehrung auf, damit er eine seiner Fähigkeiten würdige Erziehung erhalte! Ich aß trockenes Brod, um ihn weich zu betten, ich reinigte meine Kleider selbst und vergrub mich unter meinen Büchern, nur damit er keine Noth leide. Ich gab ihm das reichste und ruhigste Königreich, ein Reich von behäbigen fischblütigen Spießbürgern, welche nicht mehr begehrten, als Ellbogenraum für ihren Handel und Wandel und Schonung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten; ich gab ihm Dich, Hortense, damit Du mit Deinem energischen Charakter und starken Geiste ihm das Eisen im Blute ersetztest, das ihm mangelte, und er hat meine Erwartungen getäuscht und Dich um Dein Lebensglück betrogen, meine gute Hortense — Dich, die eines bessern Looses würdig gewesen wäre, Dich, die ich mir selbst hätte an die Brust stecken sollen, denn Du allein hast das Herz einer Königin!"

— „Lassen wir Louis, bester Papa!" sagte Hortense mit einem leichten Seufzer. „Er ist ein Mann von Ehre, aber ein unpraktisches verwöhntes Kind! Ich würde ihm alles verzeihen, was hinter uns liegt, wenn er nur jetzt großmüthig wäre, und mir die beiden Knaben lassen würde! Ich werde ihnen eine andere Erziehung geben und sie mit anderen Ideen groß säugen als er ....."

„Gib sie ihm nicht, Hortense, oder wenigstens nur den ältesten!" rief Napoleon heftig. „Ludwig ist nicht der Mann, um Männer zu erziehen, wie unser Name und unsere Zukunft sie fordern. Er wird höchstens Dichter oder Gelehrte aus ihnen erziehen. — Und Deine Besitzung St. Leu? So viel ich aus den Zeitungen ersehe, ist sie Dir doch geblieben, nicht wahr?"

— „Allerdings, Papa, Kaiser Alexander hat das Versprechen, welches er Mama'n gegeben, ritterlich gelöst. Er hat es dahin

gebracht, daß der dicke König Ludwig mir meine Besitzung St. Leu lassen und zu einem Herzogthum erheben mußte; aber die ganze erbärmliche Schwäche und Engherzigkeit der Anciens bekundete sich in der knabenhaften Beflissenheit, durch die Verleihungsakte mich, die wehrlose Frau, recht empfindlich zu demüthigen. Hast Du nicht vernommen, Papa, daß jener durch Gottes Zorn und der Alliirten Gnade wieder eingesetzte hohlköpfige dickbäuchige Gourmand, der ci-devant Graf von Provence, die kindische Lächerlichkeit hatte, in dem Patent, das er im ‚19. Jahre seiner Regierung' erlassen haben wollte, zu sagen: ‚Der König ernennt Mademoiselle Hortense de Beauharnais zur Herzogin von St. Leu' ....

„Ist es möglich?" rief der Kaiser vom Sopha emporschnellend, und sein Auge schoß dunkle Blitze. „Quel tas de bougres! .... Diese Frechheit! ... Nein, es lohnt nicht der Mühe, sich darob zu ärgern, es ist zu dumm!" setzte er dann hinzu. „Als ob die affektirte Nichtbeachtung geschichtlicher Thatsachen, welche eine unvergeßliche Epoche in den Annalen der Menschheit bilden werden, eine solche Vergangenheit ungeschehen machen könnte! Aber das ist ja die Signatur der Zeit! Die Mittelmäßigkeit triumphirt, und meine Feinde, die mich fürchteten, haben den Franzosen einen König gegeben, ebenso mittelmäßig und geistlos, ebenso verbohrt und verzogen wie sie selber. Das ist mein Unglück, wie es mein Unglück war, jene Roitelets zu überragen!"

— „Es ist Ihr Glück, Sire, daß die Gnade der Alliirten den Franzosen jenen Klotz zum Könige gegeben!" rief Hortense lebhaft und mit einer stolzen Würde. — „Es kann ja nicht fehlen, daß die Franzosen bald erkennen, welch unwürdigen Nachfolger ihres Kaisers man ihnen aufgedrungen, und daß der Vergleich zwischen Jetzt und Vordem ihnen die rechte Werthung für das geben wird, was sie verloren. Daß aber in allen Lebenskreisen der gerechte Funke edlen Zorns darüber genährt werde, welcher einst wieder zur Flamme der Empörung aufschlagen und die Bourbonen stürzen wird, dafür lassen Sie mich sorgen, Sire, mich das schwache, so tief gekränkte, verhöhnte Weib, die beleidigte Mutter, die entehrte Gattin! — Mein Herr Graf von Provence," fuhr sie mit gehobener Stimme fort, welche vor übermächtiger innerer Bewegung und einer Geberde

erhabenen Zornes erbebte; „Sie und Ihre feilen Schranzen mochten wähnen, man dürfe eine Frau ungerächt beleidigen, von welcher der eigene Gatte sich losgesagt; aber Sie vergessen, daß jene Frau Mutter ist, daß sie zwei Söhne hat, welche eure lächerliche feige Gemeinheit zwar zu Bastarden stempeln möchte, welche aber diese gekränkte Mutter zu ihren Rächern erziehen und mit dem Hasse gegen Euch, die Usurpatoren, die feigen Tyrannen, die nur an wehrlosen Frauen ihr Müthchen kühlen, groß säugen wird, damit sie nicht rasten noch ruhen sollen, bis sie Euch und Eure Nachkommen vom Throne gestoßen haben! .... Die Kinder dieser Mademoiselle Hortense de Beauharnais werden Eure Kinder und Neffen und Eure ganze Brut von den Thronen hinwegfegen wie ekle Spinnen, die ihr seid! Das gelobt Euch eine Mutter angesichts des Mannes, gegen den ihr das Maß Eurer Schuld vollgemacht habt!"

„Recht so, mein Kind, meine echte Tochter!" sagte der Kaiser tief ergriffen und umarmte die schöne Frau, welcher der edle Ingrimm und die wilde Leidenschaft, die ihr vom Antlitz flammten und in ihrer Haltung sich aussprachen, einen hohen Reiz sieghafter Schönheit verlieh. „Du wärest eine andre Kaiserin gewesen, als jene Oesterreicherin!"

— „Ich bin Ihre Tochter, Sire, als die Sie mich so eben zu meinem Stolze anerkannt und geweiht, Ihre Tochter an Herz und Geist. Aber eben darum bin ich auch hieher gekommen und spreche jetzt, hier in dieser feierlichen Stunde, ein Recht an, welches Sie mir nicht weigern können: das Recht, die Vertraute und die Erbin Ihrer Ideen und Pläne zu sein. ..."

„Welcher Pläne, Hortense?"

— „Der Pläne auf Rückeroberung Ihres Thrones, auf Rückeroberung der Welt, mit welcher der an diesen Inselfelsen geschmiedete Prometheus sich trägt!" rief Hortense mit einem wilden leidenschaftlichen Drang der Begeisterung. — „Sei gerecht, Papa! was kannst Du von der Oesterreicherin erwarten? Die Welt sieht mit staunendem Ekel, wie diese Frau hundert Meilen von hier ein kopfloses Dasein des Vergnügens führt und mit jungen Männern so tändelt, daß sie wenigstens den Schein auf sich ladet, die Ehre ihres fernen verbannten Gemahls zu verrathen. Was kann ein

solches Weib, das den Gatten im Unglück verließ, als Mutter leisten? Kann eine in Vorurtheil und Verweichlichung erzogene Prinzessin welcher die Etikette und die politische Kabale den beschränkten Ideenkreis noch mit Brettern vernagelt, kann eine solche Frau, kann eine Mutter, welche sich von jenem Metternich ihren Sohn rauben ließ, — kann sie einen Sohn erziehen, welcher ein Held werden, eine Welt erobern, eine eroberte beherrschen und beisammen erhalten kann? Nein ....

„Nein," seufzte der Kaiser knirschend; „nein, Marie Louise kann es nicht; aber der Vater vermag es, wenn es ihm gelingt, seinen Sohn wieder zurückzuerobern, und das wird er!"

— „Täuschen Sie sich nicht, Papa! darüber können Jahre hingehen, und was wird Metternich einstweilen aus meinem armen Halbbruder gemacht haben?"...

Ein wildes furchtbares Ha! war alles was der Kaiser hervorbrachte; dann sprang er vom Sopha auf und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder, gesenkten Hauptes, die düster glühenden Augen an den Boden geheftet, die Lippen zusammengekniffen, die Brust mühsam arbeitend, die geballten Fäuste auf dem Rücken gekreuzt.

„Was ich Ihnen da sage, Sire," fuhr Hortense mit einem eindringlichen feierlich-ernsten Tone fort, — „das haben auch Sie schon oft gedacht und sich selber gesagt. Sie haben gefühlt, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn die Kaiserin und der kaiserliche Prinz bei Ihnen gewesen wären im Schoos der Armee, wenn die tückischen Ränke der Diplomatie ihr Gegengewicht gefunden hätten in dem bewußten Widerstande einer Frau, die angesichts der Welt ein erhabenes Beispiel von ehelicher Treue und mütterlicher Liebe gegeben hätte, die sich um keinen Preis von dem Manne getrennt haben würde, der auch ihren Namen unsterblich gemacht hätte. Ich will der Kaiserin nicht zu nahe treten, obschon ich sie nie geliebt und wir uns nie verstanden haben, denn unsere Lebenswege waren allzu verschieden. Sie hat manche gute Eigenschaften des Herzens und Charakters, aber ihr fehlt der klare Wille, die eiserne Kraft des Beharrens, und woher sollte sie auch solche erlangt haben? Ein Charakter wächst nicht auf dem Dunenbett

ewigen Behagens, reift noch nicht in solcher Jugend, wie diejenige Marie Louisens. Aber Eines hätte sie haben sollen: den echten edlen Stolz des Weibes, welcher die Ehre des Gatten ein Kleinod ist. Jedoch stille davon! Was ich sagen wollte, war nur: was kann aus dem armen Kinde, dem König von Rom, nun werden? Was für ein Jammerbild von einem Menschen, was für ein Spielzeug ihrer eigenen selbstsüchtigen Pläne und Ränke werden Metternich und seine Spießgesellen aus diesem Kinde erziehen? — Ohne Zweifel einen Menschen ohne Thatkraft, voll Launen und Anläufen, voll Velleitäten, ohne inneren sittlichen Halt, der seine geistige Kraft niemals zu concentriren lernen wird, einen Menschen, den man als Jüngling in die Arme einiger gewandten Buhlerinnen wirft, um ihn vor der Zeit zu vergiften oder ihn zu einem schlaffen, kränklichen Schwächling zu machen ...."

— „Hortense, Du bist grausam! Du bist fürchterlich!" rief der Kaiser, plötzlich vor ihr stehenbleibend und schaute sie fast drohend an. Sein Gesicht war erdfahl, sein Auge glühte düster und die bleichen Lippen bebten vor innerem, kaum zu verhaltendem Schmerz.

„Grausam? Ich? warum denn? Weil ich in treuem Pflichtgefühle den Gedanken und Befürchtungen Worte gebe, welche meinen unglücklichen Vater als düstere Visionen schon oft in einsamer stiller Nacht auf schlummerlosem Lager heimgesucht haben? weil ich Gedanken ausspreche, welche Sie nicht abweisen konnten, Sire? Gedanken, vor denen Ihnen grauen muß, weil sie Ihnen den Muth und die Hoffnung auf die Zukunft erschüttern? .... Oh mein armer theurer Papa! vermöchten denn meine schwachen Worte Ihre starke Seele so sehr zu erschüttern, wenn sie nicht die Bestätigung dessen wären, was Sie selber sich schon so oft gesagt?"

Der Kaiser war auf einen Stuhl am offenen Fenster niedergesunken, wo das Fächeln des leichten Seewindes kühlend um seine glühende Stirne spielte und sein dünnes Haar emporhob.

„Es ist allerdings wahr," murmelte er dumpf; „so kann, so wird es kommen, wenn mein Sohn in den Händen meiner Feinde bleibt! Sie werden aus ihm einen Menschen machen ganz nach ihrem eigenen Ebenbilde, ja vielleicht noch schwächer und haltloser! Einen Menschen, welcher ihnen niemals Ursache geben wird ihn

zu fürchten! Einen armseligen Vergnügling! — Und ein solcher Mensch soll dann der Erbe meiner Ideen, der Fortsetzer meines Werkes sein?! Oh, das ist fürchterlich, das ist um Einen dem Wahnsinn nahe zu bringen? Lohnt es sich der Mühe, für ein solches Resultat gelebt, gekämpft, gerungen, erobert zu haben?"

— „Ja, Sire, es lohnt sich dafür sein Leben und den besten Theil seines Ichs daran gegeben zu haben," entgegnete Hortense mit einem feierlichen Ernste der Ueberzeugung. „Betrachten Sie Ihr Leben, Ihr Wirken von einem andern Standpunkte als demjenigen des Egoismus des Individuums und der Familie; betrachten Sie es vom Standpunkte der Geschichte, der natürlichen organischen Nothwendigkeit im Entwicklungsgange der Menschheit, so werden Sie die Antwort auf Ihre Frage erhalten. Die Idee, für welche Sie lebten und kämpften, wird Sie und Ihre persönlichen Schicksale überdauern und nicht untergehen, denn sie diente, wenn auch unter blutigen Opfern, der Befreiung der Menschheit, der Erzielung neuer, gesünderer und vernünftigerer Zustände. Das leiht ihr die Berechtigung auf ihre Weiterentwicklung, auf den Dank der Nachwelt. Dieser Idee aber, diesem bleibenden innern sieghaften Werthe Ihres Wollens, dieser Mission, welche eine höhere Gewalt in Ihre Hand gelegt, schulden Sie fürder auch eine hohe Pflicht: die Fürsorge dafür, daß Ihr Werk nicht stille stehe oder untergehe, falls der höhere Wille einer unsichtbaren Macht Ihnen nicht gestattet, Ihr Werk selber zu Ende zu führen. Und wo reicht selbst das längste Menschenleben hin zur völligen Verwirklichung einer gewaltigen, weltbewegenden Idee? Was Sie seither gethan haben, Sire, das war — verzeihe mir's, mein theurer Papa, wenn ich es auszusprechen wage, — das war vielleicht nur der erste Versuch, der an dem Widerstande träger Massen scheiterte, das erste Stadium des Kampfes, der von der Uebermacht der Dummheit erdrückt ward, aber in der Niederlage neue Kräfte sammelt, der erste Aufzug eines Drama, zu dessen einzelnen Akten ein Menschenalter kaum hinreicht, um sie ganz abzuspielen .... Mein Gott, ich bin ein schwaches Weib und die Worte mangeln mir, dasjenige in greifbare Gedanken zu kleiden, was stürmisch und ahnungsvoll meine Seele bewegt. Aber ich weiß was Sie wollten, Sire; ich

habe Sie begriffen. Ich weiß was ich will, und was meines Amtes ist als Ihre Tochter, als Mitglied Ihrer Familie, als Mutter zweier Knaben, von denen der Eine .... Kurzum, Sir, ich habe ein Recht auf Ihr geneigtes Gehör, wie eine Pflicht, so mit Ihnen zu reden, nicht wahr?" ....

„Weiter, weiter! Du hast Dich bereits legitimirt, Hortense!" fiel ihr der Kaiser aufmerksam und ungeduldig in's Wort. „Ich will wissen, wo Du mit all' diesem ungestümen Drängen hinaus willst!"

— „Ich bin beinahe am Ziele, Sire," sagte sie mit eindringlichem Ernste; „mein kaiserlicher Vater hat mich immer als sein Kind behandelt; ich will nicht nur seine dankbare und ergebene Tochter, sondern auch seiner würdig sein, und mir meine Erbrechte wahren, meine Ansprüche auf die Miterbschaft an seine geistige Hinterlassenschaft. Mein Vater, mein theurer Vater," rief sie und warf sich plötzlich mit einer mächtigen aber edlen Leidenschaft zu seinen Füßen, „Marie Louise ist fern und unfrei und mein armer Halbbruder noch ein Kind; ich aber bin Deine Tochter und in einem Alter, wo man zu denken und zu fühlen und Schlüsse zu ziehen und Entschlüsse zu fassen gelernt hat, wo man einen Lebensplan zu verfolgen vermag; ich fordere als Deine Gnade und mein Recht die Ehre, die Bewahrerin Deiner Geheimnisse und Deiner Pläne für die Zukunft, das Werkzeug Deiner Projekte zu sein."

„Meiner Geheimnisse?" wiederholte Napoleon. „Armes Kind! Das Register meiner Pläne hat ein Loch; ich bin entthront, geschlagen, lahm gelegt, gefangen."

— „Einerlei, aber am Geiste bist Du noch derselbe, Papa! Dein Glücksstern ist nur von Dir gewichen, um Dir einen Ruhepunkt, Deinem Genius einen Rasttag zu gönnen, damit er Kräfte zu neuem Wirken sammele, und mit erneuertem Vertrauen eine neue Phase beginne. Du hast Dir vielleicht früher allzu viel aufgebürdet und allzu weit greifen wollen, und das Sprichwort sagt: ‚Wer zu viel umspannt, hält zu wenig fest.' Und Deine Geheimnisse, welche ich theilen will, sind Deine heimlichen Pläne für die Zukunft; die weiteren Sätze Deines Systems, von denen die Welt seither nur die Einleitung gesehen ...."

„Welches unlogisch war und darum durch die Macht der Thatsachen widerlegt wurde ...."

— „Nein, Papa, welches nur eine Aussaat war, die allzu dicht gesäet war und von einem Spätfrost überfallen ward. Aber der Boden ist da, wenn ihn auch ein Andrer nun bestellt. Du wirst abermals aussäen und die Saat wird prächtiger aufgehen und reiche Frucht tragen!"

„Und das Unkraut, Hortense! die Bourbonen, die heilige Allianz, die französischen Spießbürger, die schurkischen Krämerseelen Albions! ...."

— „Einerlei, Sire; Sie haben den Samen, der Boden ist offen, säen Sie im rechten Zeitpunkt, und überlassen Sie das andere jenen höheren Gewalten, welche schon einmal Ihren Glücksstern auf solch erhabene Bahnen geführt haben!"

Napoleon beugte sich mit einem halb wehmüthigen Lächeln zu der schönen Frau herab, die vor ihm kniete und ihn mit einem Auge voll Begeisterung und einem unbeschreiblichen Ausdruck des Gesichts betrachtete; er griff ihr unter das Kinn, küßte sie auf die Stirne und sprach weich und begierig: „Nun, meine Nymphe Egeria, mein kleines Herz, das die Begeisterung zur Prophetin macht, was räthst Du mir denn an, daß ich thun soll?"

„Sie müssen Ihre Ideen und Pläne niederschreiben, damit diese Sie überleben, Sire; Sie müssen sich Ihre Erben dafür auser-sehen, falls Ihr Sohn nicht geneigt oder im Stande ist zu deren Ausführung, oder falls er diese nicht mehr erleben sollte; Sie müssen die Männer bestimmen, welche Ihr Werk vollenden sollen, zugleich die Erben ihrer Errungenschaft und die Vollstrecker Ihres politischen Testaments ...."

— „Testament?" wiederholte der Kaiser mit einem düstern Ausdruck und stand rasch auf. „Schon wieder dieß verhängniß-volle Wort?" murmelte er und ging gemessenen Schrittes im Zimmer auf und nieder. „Nur Sterbende machen ihr Testament; ich bin also euch allen ein Mann in extremis?!"

Hortense war an seiner Seite, legte die eine Hand auf seinen Arm, die andere auf seine Schulter, regelte ihren Schritt nach dem seinigen und ging neben ihm her.

„Mit nichten, lieber Herzenspapa, nicht der Sterbende allein macht sein Testament, sondern jeder vorsichtige Hausvater thut es, wenn er aus dem gewohnten Gleise des Lebens heraus- oder eine gefährliche Reise antritt; er birgt seine Schätze an einem sichern Ort und hinterläßt den Seinigen für Leben oder Sterben die schriftliche Weisung, wo sie solche finden können, wo sie solche suchen müssen. Ist dieß nicht auch Dein Fall, Papa? Bestimmt nicht jeder, der ein großes Gut besitzt, die Erbfolge in seiner Familie für den Fall, daß seine natürlichen Erben mit Tod abgehen? Das ist es, was ich in diesen Stunden von Dir begehre, im Namen der Welt, der Geschichte, unsrer Familie und .... meiner Söhne!"

— „Schmeichlerin! Also dort hinaus zielst Du?" fragte Napoleon.

„Allerdings, und warum nicht mit vollstem Rechte?" fragte sie. „Onkel Joseph hat keinen Sohn; Onkel Lucian nur Einen, der aber wohl seinem Vater folgen und aus dem Kreise derjenigen Napoleoniden heraustreten wird, welche in die Geschicke der Welt eingreifen wollen und können. Ich will es Dir überlassen, Papachen, Deinen Neffen Lucian nach Gebühr zu werthen. Aber wenn das Verhängniß sich erfüllen sollte, das den König von Rom unter Deine Feinde hinein schleuderte, dann steht die erste Anwartschaft bei meinen Söhnen, und — beim ewigen Gott, Papa! ich will sie erziehen in dem Glauben an ihre Berufung, in dem Bewußtsein dessen, was die Welt von ihnen dereinst erwarten wird!"

— „Jenun, Du bist die rechte Mutter für den künftigen Erben der Bestimmung des Hauses Bonaparte, Hortense! Das ist unzweifelhaft!" sprach Napoleon und drückte ihr die schöne volle Hand. „Aber haben Deine Jungen auch das Zeug zu einem solchen Berufe? Dein Aeltester starb beinahe in den Windeln; der zweite, Napoleon Louis, welche Zukunft verspricht er? gleicht er meinem Bruder oder Dir?

„Jenun, Napoleon Louis ist mehr weich und sinnig wie sein Vater, allein es soll die eifrigste Sorge meines Lebens sein, ihm mehr Selbstvertrauen und Willenskraft zu geben, als sein Vater hatte ...."

— „Aber wird dieß genügen, Hortense? Ein Talent kann

nöthigenfalls auch durch die Erziehung herangebildet werden; aber wo der hochfliegende Geist fehlt . . . ."

„Ah, darin kann Louis Napoleon, mein Jüngster, der meinem Herzen ohnedem am nächsten steht, den Andern ergänzen! In ihm ist mehr von dem Geiste des großen Napoleon, als alle Anderen ahnen! Auf ihm beruhen meine Hoffnungen, und er wird, wenn mich meine mütterliche Ahnung nicht schnöde trügt, dereinst derjenige sein, dem das Erbe der geschichtlichen Mission der Napoleoniden zufallen wird, weil es ihm gebührt! . . . ."

— „Ah, Hortense, es ist leider so vieles eitel in der Welt, und so wenige unserer Erdenhoffnungen gehen in Erfüllung," sagte der Kaiser wehmüthig und gedankenvoll. — „Ah, Du da, Constant?" wandte er sich aufblickend an den Kammerdiener, welcher unter der Portière stehend, sich durch ein leises Räuspern bemerklich machte; „was willst Du?"

„Majestät wollen entschuldigen, allein Mademoiselle Fanny sendet mich. Der junge Prinz ist aufgewacht und verlangt nach Madame, seiner Mutter; er ist ganz untröstlich und fürchtet sich in der neuen fremden Umgebung."

— „Ah, siehst Du, Hortense? der Knabe fürchtet sich in der Nähe dessen, den er beerben, dessen Mission in der Welt er fortsetzen soll!" sagte der Kaiser ironisch.

„Das Kind ist ermüdet von der Reise und hungrig, Sire! Kein Wunder daher, daß es nach der Mutter verlangt, die es stets wie ihren eigenen Augapfel hütet! Und überdem ist es spät, — Mitternacht längst vorüber!"

— „Ach ja, so ist es, Hortense! Na, vergib mir den Egoismus, womit ich Dich so lange festhielt. Ich meinerseits bin des Wachens gewöhnt, denn mich flieht der Schlaf. Gute Nacht, mein Kind, meine liebe theure Hortense! Morgen mehr! Ruhe aus und schlummere süß!"

Vergeblicher Wunsch! nach einer solch aufregenden gewichtigen Unterredung floh der Schlaf die schöne kräftige Frau von 31 Jahren ebenso sehr, als den Mann von 45 Jahren. Hortense dachte nur an die Zukunft ihrer Kinder. Der Kaiser aber, welcher an diesem Abend tiefer als je in das Gemüth und die Seele seiner

Stieftochter einzublicken vermocht hatte, ertappte sich unter all' den Gedanken an die künftige Gestaltung der Schicksale seines Hauses und seiner Schöpfungen in dieser Nacht mehr als einmal auf der Fortspinnung der Erwägung, wie ganz anders wohl seine eigenen Geschicke gefallen wären, wenn ihm eine Frau wie Hortense, von dieser Tiefe des Gemüths und Schärfe des Urtheils und dieser Stärke des Willens, auf seinem selbstgeschaffenen Throne zur Seite gestanden wäre. Seine beiden Ehen waren für ihn unglücklich gewesen, denn zu der damals 33jährigen jungen Wittwe hatte ihn, den 27jährigen, nur sinnliche Leidenschaft für die reizende Kreolin hingetrieben; den andern Ehebund aber, welchen der 41jährige Kaiser am 2. April 1810 mit der 19jährigen schönen Erzherzogin Marie Louise geschlossen, hatte nur die Politik und die Berechnung geschürzt, und selbst wenn die kaiserliche Braut in der That geistig hochbegabt gewesen wäre, hätte es doch eines ganz besondern Grades von gegenseitiger Liebe und herzlicher Neigung bedurft, um von Herz zu Herz eine Brücke zu schlagen von dem ernsten gereiften Manne zu dem kindlich unbefangenen, in Allem was Napoleon zu fesseln vermochte noch gänzlich unerfahrenen Kaiserkinde, das in einer engbegrenzten Welt von Ideen, Convenienzen, Ceremoniell und Formalismus aufgewachsen war, eine zarte Stubenpflanze gegenüber dem vollkräftigen, durch Lebensstürme gereiften und festgewurzelten jungen Baume Hortense.

* * *

Der Besuch der fremden schönen Dame in der Mairie von Porto Ferrajo war unter den Offizieren und Beamten, welche den Kaiser nach Elba begleitet hatten, nicht unbemerkt geblieben. Allein wer diese Dame war, darüber zerbrach man sich vergebens den Kopf: die Wenigen, welche um das Geheimniß wußten, hüteten sich wohl, es auszuschwatzen, denn sie wußten nicht nur, daß das Bekanntwerden dieses Besuchs der Herzogin von St. Leu sehr unliebsame Folgen bereiten konnte, sondern es war ihnen auch vom Kaiser selbst die strengste Diskretion hierüber empfohlen worden. Man sah die Dame an des Kaisers Seite ausfahren und ausgehen und die Stadt und Umgebung besichtigen, aber sie war immer tief

verschleiert, und da der Anstand gebot, dem Kaiser und seinem Gaste auf gebührende Entfernung auszuweichen, so vermochten selbst die schärfsten Augen nicht, die Züge zu unterscheiden, welche jener schwarze Schleier neidisch verbarg. Das Wenige aber, was über die räthselhafte Fremde in die Oeffentlichkeit drang, diente nur dazu, das Interesse für dieselbe zu steigern, denn man versicherte, daß sie dem Kaiser beinahe gar nicht von der Seite gehe und derselbe überall im angelegentlichsten Gespräche mit ihr gesehen werde.

Und so war es auch. Dem großen Manne, welchen jüngst das Schicksal so furchtbar heimgesucht hatte, war es Bedürfniß, sich wieder mit einer Frau zu unterhalten, welche ihn verstand, und deren Geist und Charakter etwas dem seinigen Wahlverwandtes hatte. Schon lange hatte er einer solchen Intimität entbehren müssen, welche ihn einst so sehr an Hortensens Mutter, die liebenswürdige, graziöse, muntere, geistvolle Josephine, gefesselt hatte. Freilich hatte er sich durch seine Scheidung von Josephinen selber um ein solches inniges Verhältniß gebracht; aber es war auch nicht zu leugnen, daß der Schicksalswechsel nicht ganz spurlos an der ersten Kaiserin vorübergegangen war, daß sie seit ihrer Krönung mancherlei von den Allüren der Fürstin angenommen und sich mit der ganzen sanguinischen Leichtfertigkeit und Eitelkeit einer Kreolin an dem leeren Schaugepränge des Kaiserthums erfreut hatte. Josephine liebte den Kaiser auf keinen Fall so leidenschaftlich wie er sie geliebt, als er vor achtzehn Jahren um sie geworben hatte; auch stand sie geistig nicht hoch genug, um ihn zu fesseln, nachdem der sinnliche Reiz jener Leidenschaft gewichen war, welche den General Bonaparte zu ihren Füßen gezogen hatte. Josephine war ferner schwach genug gewesen, auf ihre Tochter Hortense eifersüchtig zu sein, als diese die Honneurs seines Hauses machte und als Mittelpunkt der Feste des Hofes glänzte, mit welchen sich Bonaparte schon umgeben hatte, da er noch als erster Konsul in den Tuilerieen saß. Es war Napoleon nicht entgangen, daß Hortense ihre Mutter an geistiger Bedeutung, innerer Gediegenheit des Charakters und Festigkeit des Willens weit überragte, und er hatte schon in dem siebenzehnjährigen Mädchen Eigenschaften entdeckt, welche niemand besser zu werthen wußte, als er selber, und der

Einfluß, den ihr Napoleon deßhalb eingeräumt, hatte sowohl ihre Mutter als deren Schwäger, die Brüder des Kaisers, eifersüchtig auf Hortense gemacht, und Mutter und Stiefoheime hatten sich daher verbunden, Hortensen von dem Kaiser zu trennen und sie an den stillen schüchternen Ludwig Bonaparte zu verheirathen, an dessen Seite ihr Einfluß auf den kaiserlichen Stiefvater minder gefährlich werden würde, als wenn man Hortensen erlaubt hätte, der Neigung ihres Herzens zu folgen und den General Duroc zu heirathen, welcher einer der energischesten Anhänger Napoleons und sein Liebling war, seit er bei dem ersten Konsul die Stelle eines ersten Adjutanten bekleidet hatte.

Alle diese Verhältnisse und Bezüge der Vergangenheit traten wieder vor die Seele des entthronten Kaisers in den Stunden dieses flüchtigen Zusammenlebens mit Hortense. Nicht nur daß die Schönheit dieser Frau nunmehr in vollster Weiblichkeit sich entfaltet hatte, daß sich in ihrem Wesen die ganze bezaubernde und gewinnende Anmuth ihrer Mutter verjüngt widerspiegelte und sie damit ein wahrhaft königliches Air verband, sondern das Leben hatte diese Frau durch eine Fülle innerer und äußerer Erfahrungen auch in einem Grade gereift, wie es nur selten bei einer Frau der Fall ist, die auf einem Thron gesessen hat. Das alles entging dem Scharfblicke des Kaisers nicht, der bekanntlich ein großer Menschenkenner war. Und wie derjenige, welcher augenblicklich sich im Unglück sieht, erfinderisch ist, aus dem einen Verlust, der ihn betroffen, noch andere zu folgern, so war Napoleon jetzt geschäftig, sich vorzuspiegeln, daß es ihm, wenn er noch auf dem Zenith seiner vorigen Macht stände, ein Leichtes wäre, die Scheidung Hortensens von seinem Bruder und seine eigene Scheidung von Marie Louisen und die Dispensation des Papstes zur Verbindung mit der geschiedenen Stieftochter zu erzielen, nachdem Josephinens Tod und das nur halb gezwungene Verlassen Marie Louisens wenigstens das bürgerliche Odium von einer solchen Verbindung hinweggenommen haben würde. Es war eine Grübelei, welche ihm den spitzigen Pfahl der Verbitterung noch tiefer ins Fleisch trieb, und mit jenem trügerischen Wahne, der solche Reflexionen oft begleitet, ihm an

Hortensens Seite ein neues häusliches Glück, eine Bürgschaft für dauernde Größe und Bedeutung seiner Herrschaft vorspiegelte.

Diese Empfindungen und Ideen mochten den Kaiser noch aufregen, als er am Abend, nachdem er etwa zwei Stunden dringenden Arbeiten und Korrespondenzen gewidmet hatte, in die Zimmer hinübereilte, welche Hortense bewohnte. Diese war soeben mit ihrem Sohne vom Garten zurückgekommen, hielt den Knaben auf den Knieen und waidete sich an dem Appetite, mit welchem der Kleine einige jener köstlichen Trauben mit länglichten großen goldgelben Beeren verspeiste, welche man in Mittel-Italien Pizzutelli nennt. Die strenge Seeluft hatte Hortensens Wangen frisch geröthet wie diejenigen der Pfirsiche, die vor ihr im silbernen Körbchen lagen; das Glück des Mutterstolzes verklärte ihre schönen, obwohl etwas starken Züge, und ein unendlich holdes süßes Lächeln, dem gleichwohl noch eine gewisse Schwermuth sich beimengte, spielte um ihre Augen und Lippen, als sie den eintretenden Kaiser mit einer graziösen Handbewegung begrüßte.

„Guten Tag, mein Junge! Na, schmecken Dir die Trauben meines Gartens besser als dienigen aus dem Treibhause von St. Leu?" rief Napoleon und zupfte den Prinzen Louis am Ohrläppchen.

— „Ja, Oheim, sie schmecken mir sehr, aber unsere französischen sind auch gut," versetzte der Kleine. „Onkel, weißst Du was, schenke mir Deine Insel und das ganze Land, durch welches wir gereist sind. Es gefällt mir so gut, und ich werde mir's nicht nehmen lassen, wie Onkel Eugen."

„Ah diable! was weißst denn Du davon, kleiner Naseweiß? Wer hat Dir denn gesagt, daß Eugen sich Italien hat wegnehmen lassen?" rief Napoleon ironisch.

— „Oh, ich weiß Alles, Onkel! Mademoiselle Fanny hat mir unterwegs erzählt, das ganze schöne Land, durch welches wir gereist sind, heiße Italien und habe Onkel Eugen gehört, der Vicekönig von Italien gewesen sei, und die häßlichen Oesterreicher und Engländer haben es ihm weggenommen," versetzte der Kleine wichtig thuend. „Aber auf Ehre, Onkel, wenn Du mir das Land schenkst, so werde ich es mir nicht wegnehmen lassen, — ich werde mich grimmig wehren und sie aus dem Lande jagen, denn ich habe mir

vorgenommen, wenn ich erst einmal groß sein werde, die häßlichen Engländer und Russen und Preußen und Oesterreicher recht tüchtig zu klopfen. Ja, ja, und namentlich die Russen und Oesterreicher sollen von mir eine tüchtige Tracht Prügel bekommen!"

— „Ei seht doch, und warum denn die Russen, mein Kind?" fragte Napoleon mit Humor. „Mich dünkt doch, Deine Mama habe mir erzählt, daß der Kaiser von Rußland sehr freundlich gegen Dich und Mama und Großmama gewesen sei?"

„Ah ja, der rothhaarige Herr mit dem blauen Ordensband, — ja, er streichelte mir die Wange, gab mir Bonbons und nannte mich ‚armes Kind.' Aber ich bin kein armes Kind!" fuhr der Knabe unwillig fort; „ich bin ein Prinz und werde eines Tags König oder Kaiser sein so gut wie er, und dann werde ich seine abscheulichen Kosaken alle zusammenhauen lassen."

— „Nun, nun, Junge, Du hast ja recht schöne Vorsätze!" rief der Kaiser. „Und was haben denn die Herren Kosaken gethan, daß sie in solchem Grade Deinen Ingrimm auf sich zogen?"

„Denke Dir, Oheim, diese abscheulichen Bursche mit den häßlichen Gesichtern haben in St. Leu dem Bruder und mir die zahmen Kaninchen gestohlen und umgebracht; und Mademoiselle Fanny hat mir versprochen, daß sie den Brief an den russischen Kaiser abschicken werde, welchen der Bruder an den Kaiser geschrieben hat, um sich über die Diebereien und Barbarei der Kosaken zu beklagen; und ich bin überzeugt, daß Madoiselle Fanny den Brief fortgeschickt hat. Aber dieser Kaiser von Rußland," setzte der Knabe achselzuckemd hinzu, — „er hat uns nicht einmal geantwortet! c'est méchant, mon oncle! — geschweige denn, daß er die Kosaken hat prügeln lassen — c'est ridicule. Wenn ich Kaiser wäre, ich würde meine Kosaken nicht übel prügeln lassen, wenn sie eine solche Feigheit begingen, zwei Prinzen ihre zahmen Kaninchen zu stehlen!"

Der Kaiser lachte aus vollem Halse und klopfte den Prinzen auf die Schulter. „Ah bravo, mein Junge! Diese Ansichten machen Dir alle Ehre! Ja, die Kosaken! der Teufel mag sie holen! sie nehmen alles was ihnen unter die Hände fällt, nicht nur Kaninchen, sondern sogar Kronen, Scepter und Reiche."

„Jenun, Italien sollen sie mir nicht nehmen, lieber Onkel,

das versichere ich Dich! Und ich bekomme es doch, nicht wahr? Du schenkst es mir, Onkel?"

— „Du kommst zu spät, mein Kind; es gehört nicht mir!"

„Nicht, Onkel? Ah, das glaube ich nicht! Wem hast Du es denn geschenkt?"

— „Deinem Oheim Eugen, Junge, der es sich hat wegnehmen lassen!" sagte Napoleon lächelnd.

„Ah, par exemple!" rief der Knabe, rutschte von dem Knie seiner Mutter herab, verschränkte die Arme über die Brust ganz wie sein Oheim, und rief vorwurfsvoll: „Und Sie haben das zugegeben, Sire? Sie haben es nicht wieder zurückerobert? Und Sie haben doch Soldaten und Kanonen, Onkel? Ah, pardieu, die schnauzbärtigen Grenadiere mit den hohen schwarzen Mützen da drunten an den Thoren sehen mir doch aus, als begehrten sie nichts besseres, als den Kosaken und den Oesterreichern eine tüchtige Tracht Prügel zu geben! Meiner Treu', Onkel, geben Sie mir und Herrn Flahault Ihre Soldaten und ich erobere mir das ganze Land! Bah, diese Oestreicher und Kosaken!"

— „Teufelsjunge, Du sprichst ja wie ein rechter Spadassin!" rief der Kaiser, nahm den jungen Burschen auf den Arm und herzte ihn. „Hortense, das ist unser Blut!" sagte er dann; „ich denke, der Junge ist von rechtem Stoffe, aus dem man die Männer schnitzt; halte mir ihn gut, denn aus ihm kann noch etwas werden. 'cré diable, was dem Burschen die Augen flammten! der ist einer von den echten Bonaparte!"

„Darf er Dein Erbe sein, Vater?" flüsterte Hortense, sich an den Kaiser anschmiegend, und legte ihm ihre schöne runde Hand auf die Schulter; „soll er einst vollführen, was Du begonnen, wenn die Intriguen jener Talleyrand und Metternich den König von Rom seiner Bestimmung entfremdet haben werden?"

Der Kaiser murmelte eine Verwünschung auf die Häupter seiner beiden unversöhnlichen diplomatischen Feinde. „Bei Gott, Hortense, wenn der Andre wirklich aus der Art schlägt oder jenes reifere Alter nicht erreicht, wo er .... bah, ich kann es nicht zu Ende denken! Kurzum, wenn irgend einer, so soll dieser da mein

Nachfolger und der Erbe meiner Pläne werden. — Komm, mein Junge, mit diesem Kusse hier adoptire ich Dich!"

Die Augen des Kaisers waren feucht, als er den Knaben in die Arme seiner Mutter legte und diese stürmisch umarmte. Dann ging er mit heftigen Schritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das gedankenschwere Haupt gesenkt, im Zimmer auf und ab, und seine beweglichen Mienen zeugten von einer heftigen innern Bewegung. Nach einer Weile trat er wieder zu Hortense, welche den Arm um ihren Sohn geschlungen am Fenster saß und hinaus blickend auf das azurblaue Meer, in welches der Sonnenuntergang Lichter von Gold und Purpur wob, mit Louis plauderte.

„Mein kleiner Bursche, geh' nun zu Deiner Bonne und laß mich mit Deiner Mama allein," sagte er und faßte den Knaben liebkosend unter das Kinn. „Wenn Du einmal ein Mann bist, sollst Du Deinen Willen haben und mit den Kosaken und Oesterreichern abrechnen. Bis dahin aber befolge nur hübsch, was Mama Dich lehrt, denn bedenke wohl: wer einmal befehlen will, muß auch hübsch gehorchen lernen. Gute Nacht, mein Kind!"

— „Gute Nacht, lieber Onkel! und nicht wahr Du schenkst mir . . . ."

„Bah, schenken, mein Junge! Du wirst es Dir erobern!" sagte der Kaiser lächelnd, und schüttelte dem Knaben kräftig die Hand, der nach einem zärtlichen Abschied von Mama sich lustig trällernd entfernte und von seinem künftigen Reich Italien träumte.

— „Hortense, Du hattest gestern Recht," hub der Kaiser an, als er mit seiner Stieftochter allein war. „Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn ich mein Kind nicht geistig zu Grunde gehen lassen will unter den Händen meiner Henker! Wir müssen Komplotte anzetteln und eines Tags die Trikolore mit dem Adler wieder erheben und die Erinnerungen an den zwanzigjährigen Ruhm unserer Fahnen wachrufen, um die Ci-devants zu vertreiben und das Lilienbanner in den Staub zu treten. In mir hat dieser Gedanke nie geruht, seit ich einen Fuß auf dieses Felseneiland gesetzt habe, allein ich wollte meine Zeit abwarten. Aber seit Du hier bist, seit der Scene von vorhin, steht es klar vor meinem Geiste: es darf keine Zeit verloren werden!"

„Topp, Papachen! beginnen wir, aber nur behutsam," entgegnete Hortense lächelnd und zuversichtlich. „Du findest alles schon vorbereitet. Tausende von Fäden sind schon angeknüpft Tausende von entlassenen grollenden Offizieren harren mit Ungeduld und Spannung des Moments, wo Du sie wieder unter die Waffen rufen und zum Siege führen wirst! Allein noch ist der Feind stark, noch stehen Tausende von fremden Soldaten auf dem französischen Boden, noch hoffen Tausende der früheren Offiziere auf ein freundliches Entgegenkommen, auf gewinnende Hulden von Seiten der Bourbonen. — Man muß erst das Gewebe von Fäden und Zettelungen wie ein Netz über das ganze Land ausbreiten; man muß den Stolz dieser Männer des neuen ehernen Zeitalter verletzen lassen durch den Dünkel der Ci-devants; man muß warten, bis das Volk mit Entsetzen sieht, wie die thörichten Bourbonen an Gesetzen und Institutionen rütteln, welche den Bürgern Frankreichs seit 25 Jahren lieb und vertraut geworden sind, — bevor der entscheidende Schlag geführt wird!"

— „Hm, ich bin ebenfalls für Klugheit und Umsicht, aber ich kann nicht zahm und geduldig warten, Hortense!" rief Napoleon aufgeregt. „Ich kenne die Menschen besser als Du, mein Kind! nichts ist von geringerer Dauer als der Enthusiasmus und die Dankbarkeit, zumal bei den Franzosen. Die Masse des Volks will bestochen werden durch eine kühne That, durch rasche Wechselfälle. Gewöhnt man sie erst an einen Zustand, so versöhnen sie sich auch mit der Despotie. Nur so lange die Erinnerungen an unsere Siege und unsere Machtstellung noch lebhaft sind, reißen wir die Menge zur Empörung hin, sammeln wir die Männer wieder um die alten Fahnen. Ah, Frankreich hat leider zu wenig Jugend mehr," setzte er mit einem Seufzer hinzu; „die besten Kräfte unseres Heeres liegen in Rußland, Schlesien, Sachsen, in Burgund und der Champagne begraben. Die Rekruten mit denen ich den Boden Frank, reichs gegen die verbündeten Feinde vertheidigen mußte, sind nochnicht heimisch geworden unter der Fahne und sind wieder pékins geworden, deren schwielige Hand an Pflug und Spaten und Hammer und Hobel klebt .... Ja wenn meine alten Prätorianer, meine Garden, noch vorhanden wären wie vor dem unseligen Marsch

nach Rußland .... Und doch ist wenig Zeit zu verlieren!" fuhr der Kaiser mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit fort. „So lange der fremde Soldat noch auf französischem Boden steht, wird mein Aufruf willigere Ohren finden und der Ingrimm und die Scham werden das Echo vervielfältigen, welches das Ehrgefühl in den Herzen der Franzosen findet. Ich habe dies von den Deutschen gelernt, deren Patriotismus ich unterschätzt habe. Ah, pardieu! dieses phlegmatische Volk stand ja doch massenhafter auf, als ich jemals geglaubt hätte, da man es an Vaterland und Volksthum erinnerte — warum sollten meine Franzosen nicht noch feuriger fühlen und rascher zu entzünden sein, Hortense?"

„Sie werden sich ohne Zweifl elektrisiren lassen, Papachen, aber sie wollen anders behandelt sein als die Deutschen," entgegnete Hortense nachdenklich. „Man hat mir erzählt, in Preußen und Sachsen und dem Königreich Westfalen seien es die Vornehmen, der Adel, die intelligenteren Stände gewesen, welche die Erhebung geleitet und getragen haben, dann der Bürgerstand, welcher die Schulter ans Rad stemmte und sich um die Fahnen schaarte. Aber wird in Frankreich der alte Adel der Geburt und der Robe zu uns halten? werden die Fanatiker der Ruhe, die Spießbürger und Epiciers, unter die Fahne eilen?"

— „Mit nichten — wir würden uns verrechnen, zählten wir auf diese!" rief der Kaiser; „was kümmert mich der alte Adel? die Memmen, welche sich mit mir versöhnt haben, waren die Gnaden nicht werth, womit ich sie überhäufte, das wußte ich von Anbeginn. Ich wollte damit auch keine Partisanen gewinnen, sondern nur das Ansehen meiner Gegner beim Volke schwächen und die schwierigen Provinzen im Westen und Norden pacificiren. Ich kann mir lebhaft die Beeiferung denken, mit welcher die Tröpfe nun in den Tuilerieen antichambriren werden, um sich wieder mit den Bourbonen zu füsiren und ihren früheren Abfall vergessen zu machen. Ich rechne weder auf diese doppelt Abtrünnigen noch auf die heimgekehrten Emigrirten, die ein neues Frankreich antreffen, das sie nicht verstehen und welches diese heimgekehrten Herren nicht verstehen wird. Aber ich rechne auf eine andere Aristokratie außer derjenigen des Degens, welche ich geschaffen — auf die Aristokratie

des Talents, der Bildung, der Intelligenz, welche ihre Geltung in sich selbst trägt. Das sind meine Franzosen, die Kinder unserer Zeit! Sie werden mir zujauchzen, wenn ich wieder den Fuß auf die Erde Frankreichs setze, und sie, deren Namen den Zeitgenossen vertraut und werth sind, werden das Volk ebenso gut elektrisiren und mit sich hinreißen, wie es die deutschen Barone und Generäle und Professoren gethan haben! Meine Marschälle, meine Generäle, meine Staatsräthe sind die Namen, die dem Volke imponiren, — nicht die Herzöge und Marquis und Ludwigsritter und die gepuderten Damen von ehedem."

Hortense schüttelte mit wehmüthigem Ernste den Kopf.

„Ich fürchte, Papachen, auf diese neue Aristokratie Deiner Schöpfung ist wenig Verlaß," entgegnete sie. „Wie viele von den Marschällen und Staatsräthen sind wirklich treu geblieben und der Lockung widerstanden, von den Bourbonen durch Verrath an Dir Versöhnung zu erkaufen und ihre Stellen sich zu erhalten?"

— „Bah, Hortense, und wenn nur drei davon mir treu geblieben sind, so übt ihr Name schon hinlänglichen Zauber auf die Masse aus, um zunächst sogar die Verräther wieder zu mir zurückzuführen. Ich kenne die Menschen, mein Kind, und weil ich sie kenne, verachte ich sie. Der Mensch ist in den meisten Fällen eine Canaille, Hortense; ich glaube an individuellen Werth, aber nicht an Freiheit, Unabhängigkeit, Ehre der Massen. Der Mensch ist so sehr Sklave seiner Schwächen und Leidenschaften, daß ich keine Konsequenz von der Masse erwarte. Was leitet die Massen! Die Selbstsucht, die Eigenliebe, der Eigennutz, die Eitelkeit. Biete dem Einen größere Vortheile und höhern Glanz, und er verräth seinen seitherigen Herrn. Zeige dem Andern, daß ihn die Menge verachten und verkennen und verunglimpfen wird, wenn er seiner Ueberzeugung treu bleibt, und er wird abermals zum Verräther an sich und der Tugend. Der momentane Vortheil lag auf der Seite der Bourbonen und trieb meine Marschälle und Generäle hinüber in's feindliche Lager. In dem Augenblick, wo ich wieder an der Spitze von fünfzigtausend Mann stehe und an Vaterlandsgefühl und Volksthum appellire, neigt die Wage sich zu meinen Gunsten, und wenn die Abtrünnigen auf meine Vergebung hoffen

dürfen, werden sie den neuen Herren treulos und schlagen sich eiligst zu meiner Partei, denn sie erwarten von mir Vortheile für ihre Unterwerfung und fürchten den Groll und die Rache des Siegers, wenn ich sie vergewaltigen muß. Nur diejenigen welche nichts gewinnen können und wollen, schlagen sich für eine Idee und üben den Druck ihrer Ueberzeugung nach allen Seiten. Dem Drang dieser Begeisterung der Menge vermögen sich selbst die Lauen und Schwankenden unter den Verräthern nicht zu entziehen. Sie wollen nicht undankbar gegen denjenigen erscheinen, der sie einst groß gemacht, und wider Willen und Wissen werden sie zurückgetrieben zu der alten Fahne, weil sie nicht unpopulär werden wollen. — Ah, ich sage Dir, Hortense, ich kenne die Menschen! Der Erfolg ist der große Gesetzgeber im Leben, der Erfolg heiligt die Mittel! Stünde ich heute mit zehntausend Mann in Toulon, so wären in zehn Tagen die südlichen Provinzen mein, und ich würde mit hunderttausend Mann vor Paris erscheinen!"

„Ich kann nicht mit Dir streiten und rechten, bester Papa, aber Deine Ansichten vermögen mich nicht ganz zu überzeugen," entgegnete Hortense etwas befangen. „Mich dünkt, ihr Männer wagt zu rasch und nehmt die Sache zu leicht. Mir bangt sogar davor, Papa, daß Deine Ungeduld, das Ungestüm Deines Charakters und die Verbitterung Deines Gemüths Dich hinreißen könnten, vor der Zeit loszuschlagen und alles in Frage zu stellen. Ich beschwöre Dich daher, zügle einigermaßen Deine Ungeduld, laß mich wirken und vorarbeiten und den Zunder anhäufen, der des zündenden Funkens harrt."

— „Damit wir Verrath riskiren müßten, nicht wahr?" fiel ihr Napoleon in die Rede. „Was bedarf es langer Vorbereitung? Ich fühle nur allzu gut, daß ich Va banque spielen und der Welt zeigen muß, daß ich in Fontainebleau nur temporisirte, um an der Peripherie anzugreifen, nachdem ich aus dem Centrum verdrängt war. — Komm' in mein Kabinet; ich will Dir die Entwürfe zeigen, die ich mir gemacht habe!" —

Hortense war bis in die tiefe Nacht hinein bei dem Kaiser in seinem Kabinet. Er legte ihr lange Listen von Personen vor um mit ihr zu berathen, ob jeder einzelne zuverlässig sei; um zu

erwägen, ob man ihm mit Vorschlägen oder Winken nahen und ihn in ein Komoplott zu verwickeln versuchen dürfe. Hortense hatte über Manchen ihre gegründeten Zweifel, aber der Kaiser sagte dann nur trocken: „Wohlan, so streiche ihn dann von der Liste, mein Kind! glaub' mir, nicht die Generäle und Marschälle, sondern die Lieutenants, die Unteroffiziere und Gemeinen sind es, welche mich wieder nach Paris zurückführen müssen. Der Troupier verräth mich nicht, aber die Ringkragen und die Epauletten?" Hierauf zeigte der Kaiser seiner Tochter noch eine Menge Pläne und Entwürfe, Dispositionen von Märschen und Feldzügen, welche sich auf den alles beherrschenden Gedanken bezogen, eines Tages unversehens an der Südküste Frankreichs zu landen und unterstützt von den Garnisonen einiger Städte, auf einen größeren Waffenplatz wie z. B. Lyon loszumarschiren und der Macht der Bourbonen offen gegenüber zu treten. Der Kaiser schien seines Erfolges schon ganz sicher; er sprach von dem Plane mit einer Zuversicht, welche etwas Fatalistisches hatte. Gleichwohl vermochte die Herzogin von St. Leu dieses Vertrauen nicht zu theilen.

„Ich kann mir nicht helfen, lieber Papa, aber ich vermag den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Dein Ungestüm und das Drängen Deiner Anhänger Dich vor der Zeit in ein solches Unternehmen hineinreißen wird, und ich fürchte dann einen kurzen flüchtigen Erfolg mit einem um so größern Rückschlag. Mich dünkt, die Sache muß langsam und gründlich vorbereitet werden; die Bourbonen und ihr Anhang müssen ihr Müthchen an unseren Freunden gekühlt und deren Erwartungen getäuscht, die Bürger und Bauern müssen die Konskription vergessen haben, welche so vieles böses Blut erregt und die Werkstätten und Aecker der nöthigen Arbeitskräfte beraubt haben soll. Wie ganz anders wird Deine Aufnahme sein, bester Papa, wenn ein enttäuschtes und in seinen Gewohnheiten und Rechtsanschauungen verletztes Volk Dich als Erretter begrüßt, als wenn . . . ."

— „Mein Kind, davon versteht ihr Frauen nichts! Ich tauge nicht zum Konspiriren, ich bin für das kecke Zugreifen, wozu ich — davon magst Du überzeugt sein, — den glücklichsten und günstigsten Augenblick wählen werde. Darauf beruhte von jeher mein

Erfolg, daß ich den glücklichen Moment, die passende Gelegenheit ausbeutete. Uebrigens schließt eines das andere nicht aus, Hortense! Du konspirirst, ich schlage hernach drein. Da ist beinahe kein Mann von Bedeutung in meinem Heere, welchen Du nicht persönlich kennst. Du hast sie Alle werden sehen, hast sie als Gäste bewirthet. Dein Gut, Dein Haus, Dein Salon werden nach wie vor der Sammelplatz meiner treueren Anhänger und der Ort sein, wo die Lauen, Vorsichtigen sich ihr Losungswort holen. Handle mit Deinem ganzen Talent und Geist, mein Kind, denn Deine Wirksamkeit hilft ja die kühnen und berechtigten Wünsche Deines Mutterherzens verwirklichen. Du hast mein Wort, daß Dein jüngerer Sohn, wie er von Rechts wegen der Erbe meiner Zukunft ist, auch mit meinem vollen freien Willen der Nachfolger auf meinem Thron und in meiner Lebensaufgabe sein wird, wenn mein armer Knabe . . . . Doch genug davon, Hortense! Dein Kind steht mir ebenso nahe wie der König von Rom; ich habe ihn adoptirt, ich werde die Zukunft der Napoleoniden auf sein Haupt legen!"

„Mein theurer, theurer Papa!" flüsterte Hortense und fiel ihm um den Hals; „sei überzeugt, daß es keinen größeren Sporn für mich gibt, als Dein Vertrauen. Alles was an und in mir ist, mein Leben, meine Kräfte, mein Vermögen — alles ist Deinen Zwecken geweiht. Ich werde mit Lust den Thron Monsieurs unterwühlen, damit er unter Seiner dicken Majestät zusammenbreche. Es ist meinem Herzen ein Bedürfniß, mich an diesen Bourbonen zu rächen, und sie sollen erfahren, was selbst ein Weib vermag, das sie so gedemüthigt und in seinen heiligsten und theuersten Gefühlen verletzt haben. Ich schwöre es hier bei dem Höchsten was mir die Erde trägt, Papa, bei Deinem Leben und bei dem Haupte meines Lieblings, meines jüngeren Knaben!" —

Noch manches ward besprochen, bevor die ermüdete Natur ihr Anrecht auf Schlaf sich nicht länger verkümmern ließ und Hortense wieder ihr Zimmer aufsuchte. Sie blieb noch einen weitern Tag, um mit dem Kaiser einige Ausflüge in's Innere der kleinen Insel zu machen, so weit die mangelhaften Wege den Gebrauch von Wagen und Pferden erlaubten. Napoleon behandelte die verschleierte Dame, so oft er mit ihr öffentlich erschien, mit der beeifertsten

Aufmerksamkeit und höchsten Auszeichnung, und begleitete sie zur Zeit ihrer Abfahrt mit einem kleinen Küstenfahrzeug am dritten Vormittag bis an die Stelle, wo das Schiff angelegt hatte. Der Kaiser küßte der Dame bei ihrer Einschiffung noch einmal graziös die Hand, umarmte den Knaben und winkte den Scheidenden noch lange nach. Ja noch mehr: der entthronte Kaiser, der verbannte Held begab sich von der Anlände hinweg nach einer kleinen Anhöhe bei Porto Ferrajo, von wo aus man einen weiten Ausblick auf das Meer genießt, und hier sah man ihn so lange bald stehen, bald sitzen, bald mit dem Tuche winken, bis das Schiffchen, welches seinen geheimnißvollen räthselhaften Besuch entführte, aus seinem Gesichtskreise verschwunden war. Selbst noch lange nachdem das weiße Segel am fernen Horizont untergetaucht war, stand der Mann des Jahrhunderts stumm und unbeweglich am Gestade und ließ seine Blicke in die Weite schweifen.

Und wie bitter und verzehrend waren die Gedanken, die in diesen Stunden durch seine Seele zogen! Er dachte an seine Gattin, die aus schwächlicher Nachgiebigkeit und Mangel an Liebe sich von ihm hatte trennen lassen; er gedachte seines Kindes, welches unter Miethlingen einer unsichern Zukunft entgegenreifte, und dessen Fähigkeiten keine kundige liebreiche Führung zu entwickeln, ja die man vielleicht eher zu ertödten versuchte! Er dachte an das schöne blühende Weib, das hier von ihm hinweg schwamm und an deren feuriger Seele jetzt in diesen Tagen der Erniedrigung sein Muth, Stolz und seine Thatkraft sich so sehr aufgerichtet hatten. Was hätte er darum gegeben, wenn Hortense ihm jetzt hätte Gattin sein können! Aber er selbst und Hortense schmachteten noch in den Banden zweier unglücklichen Ehen, welche nur der Tod zweier Personen lösen konnte, und selbst das Verbot des kanonischen Rechtes schob einen hemmenden Riegel vor, wenn an eine Verbindung zwischen dem Stiefvater und der Tochter hätte gedacht werden wollen! Und war überhaupt jemals an einen solchen Bund zu denken, gegen welchen sich die Satzungen der Kirche aussprachen? jener Kirche, welche die Demüthigung ihres sichtbaren irdischen Hauptes nun mit Beflissenheit an dem gestürzten Kaiser heimzusuchen bemüht war, — jener Kirche deren Herrschaft über die Ge-

müther in der halben bewohnten Erde und insbesondere in den romanischen Ländern der Kaiser um so weniger unterschätzen durfte, je mehr er sich mit dem Gedanken trug, den treuesten Sohn der Kirche, den allerchristlichsten König, von dem Throne herabzustoßen, dem ihm erst vor wenigen Monaten die Bajonnette fremder Kriegsvölker zurückerobert hatten! — O, wer das Chaos von Gefühlen und Gedanken sichten könnte, welche in diesen Stunden durch die Seele des verbannten Kaisers stürmten!

6.

Kanonen donnern von den Anhöhen um die Stadt Paris, die Glocken läuten, die Bevölkerung drängt sich lärmend auf den Straßen und zieht in Schaaren dem südwestlichen Ende der Hauptstadt zu, an welchem das Gedränge riesig anwächst, denn eine Menge Magistrats- und Staats-Beamter, entlassener und aktiver Offiziere und alter Soldaten versammelt sich dort an der Barriere von Fontainebleau, um den Kaiser Napoleon bei seinem Einzug zu begrüßen.

Es ist der 20. März 1815. Vierundzwanzig Tage früher hatte Napoleon sich mit 840 Mann seiner Garde eingeschifft, um in Frankreich zu landen und den Kampf gegen halb Europa von Neuem aufzunehmen. Hortensens Ahnung hatte nicht getrogen: die Ungeduld des Kaisers hatte den Termin der Ausführung seines Vorsatzes bedeutend abgekürzt. Am 1. März war er im Meerbusen von Juan gelandet, am 6. war er im Besitz von Grenoble, am 10. im Besitz von Lyon und an der Spitze von 25,000 Mann; und an diesem 20. März marschirten mit ihm diejenigen Regimenter als seine Anhänger in die Hauptstadt ein, welche man ihm entgegengeschickt hatte, um ihn bei Villejuif zu bekämpfen. Mit dem Schlag 9 Uhr zog der Kaiser an der Spitze der Truppen durch die Barriere von Fontainebleau ein, begrüßt vom tausendstimmigen Jubel getreuer Anhänger, rückfälliger Abtrünniger und einer blinden meinungslosen Menge, die heute dieser, morgen jener Fahne folgt. Hunderte von Herzen hatten bange geschlagen und gezweifelt, ob die Truppen, welche der dicke König Ludwig XVIII. dem her-

anziehenden Kaiser und seinem kleinen Heere entgegengeschickt hatte, sich nicht wirklich gegen das anmarschirende Häuflein schlagen würden. Allein bei der Annäherung des Kaisers, beim Anblick des kleinen Mannes im grauen Ueberrock und bekannten Hütchen, beim Anblick der theuer gewordenen Adler der Fahnen, war der alte Enthusiasmus in den Soldaten und Subaltern-Offizieren erwacht, und mit dem donnernden Rufe: „Es lebe der Kaiser! es lebe Frankreich!" warfen die vordersten Kolonnen das weiße Lilienbanner von sich und gingen Gewehr im Arm zu dem Kaiser über. Dem dicken Ludwig mochte etwas derartiges geschwant haben, denn er hatte ungefähr um dieselbe Stunde, wo die Vorhut seiner Truppen überging, Paris verlassen und sich nach Lille in Flandern geflüchtet, hinter dessen starken Wällen er unter dem Schutze fremder Kriegsvölker, der Truppen der Alliirten, die weitere Entwickelung der Dinge abwarten wollte. Die Absicht des Bourbonenkönigs, die Hauptstadt preiszugeben, war unter der Armee bekannt geworden, und hatte die höheren Offiziere entmuthigt, so daß sie nicht ungern den Truppen folgten, als diese übergingen, und sich aber dann bemühten, diesen Abfall von dem durch die Alliirten eingesetzten König als Ergebniß innern Herzensdranges und freiwilligen Entschluß darzustellen. Die Abreise des Königs von Paris war zwar ziemlich geheim gehalten, aber dennoch unter dem Volk bekannt geworden, und daher der Zuzug der Lauen, daher die Volksmengen, die sich zwischen der Barriere von Fontainebleau und den Tuilerieen mit Jubelgeschrei dem Kaiser entgegen drängten.

Auf dem Quai vor den Tuilerieen, auf dem Carrousel-Platze stand die Menge dicht geschaart, den Mann des Jahrhunderts zu erwarten, welcher sich zum zweiten Mal einen Thron erobert hatte; aber der Kaiser betrat sein Residenzschloß durch das Thor des Pavillons der Flora, und wurde buchstäblich auf den Händen begeisterter Anhänger bis in seine Privatzimmer getragen. Der kleine Mann war tief erschüttert, denn dieser Empfang von Seiten der Pariser hatte seine Erwartungen weit übertroffen. Als er aus seinem Arbeitszimmer, wo er sich schnell umgekleidet hatte, in den Empfangssalon hinaustrat, war die erste stürmische Bewegung in seinem Gemüthe überwunden und die Züge des Kaisers hatten

wieder ihren Ausdruck eherner Ruhe angenommen, denn in die freudige Rührung des Wiedersehens seiner früheren Residenz hatten sich einige vergällende Erinnerungen an jene Tage gemischt, wo vor noch nicht zehn Monaten unter demselben Dache dem Bourbonenkönig ein nicht minder begeisterter Empfang bereitet worden war. Des Kaisers Stirne war ernst und krauß, obschon ein Lächeln seine Lippen umspielte, als er sich im Empfangssaale einem Theil seiner frühern Minister und Staatsräthe, seinen Marschällen, den Offizieren und Damen des Palastes, und seinem ganzen ehemaligen Hofstaate gegenüber sah. „Meine Damen und meine Herren," sagte er nach den ersten Begrüßungen mit etwas bitterer Ironie; „ich hätte fürwahr nicht erwartet, Sie so zahlreich und nahezu vollzählig hier wieder zu finden. Nur wenige von meinen alten Getreuen sind mir vor den Barrièren von Paris entgegengekommen. Den Uneigennützigen verdanke ich die Rückkehr nach Paris; die Soldaten, Unteroffiziere und Unterlieutenants haben mich zurückgeführt; dem Volke und dem Heere verdanke ich alles."

Unter den Angehörigen seiner eigenen Familie, welche der Kaiser hier zu sehen vergebens erwartet hatte, war auch die Herzogin von St. Leu gewesen; sie hatte seit der ersten Nachricht der Landung Napoleons an der französischen Küste einen geheimen Versteck aufsuchen müssen, um sich und ihre Kinder den Verfolgungen der Bourbonen und ihrer Polizei zu entziehen, denn man hatte Hortensen mitgetheilt, daß Herr v. Polignac dem König gerathen habe, unter allen Umständen sich ihrer und ihrer Kinder als Geißeln zu versichern, und sie selbst war sich nur allzu gut bewußt, wie viel Grund die Bourbonen zum Hasse und zur unversöhnlichen Anfeindung gegen sie hatten. Hortense konnte also nicht mehr an jenem Tage, wo Paris als Hauptstadt eines Königreichs erwacht und als Residenzstadt eines Kaisers schlafen gegangen war, in den Tuilerieen erscheinen. Aber sie kam am 21. März, am Tage nachdem die Grenadiere von Elba unter den treuen Generälen Bertrand, Cambronne und Drouot in Paris eingerückt waren.

Es war ein feierlicher, tief erschütternder Moment für Hortense, als sie an diesem Mittag in den Tuilerieen einfuhr.

Ihr Herz pochte laut, Thränen zitterten in ihren Wimpern

und eine Empfindung unaussprechlicher hoher Freude schwellte den Busen der schönen Frau, als sie stolzen Schrittes die Marmorstufen hinanschritt, welche zu den Appartements des kaiserlichen Stiefvaters führten. Sie hatte das stolze Bewußtsein, selbst einen wesentlichen Theil dazu beigetragen zu haben, daß ihr Stiefvater und sie sich in diesem Augenblicke hier auf diesen Parquets begegnen konnten. Sie hätte sich ihm an den Hals werfen und vor Freuden weinen mögen; jede Fiber ihres Wesens zuckte dem Moment entgegen, wo sie des Kaisers wieder in seiner Hauptstadt, in seiner Residenz ansichtig werden würde.

Jetzt trat sie in den Vorsaal und schritt der Thüre entgegen in der Erwartung, die Flügelthüren derselben würden vor ihr auffliegen und der Kaiser selbst ihr stürmisch entgegeneilen. Aber statt dessen öffnete sich ihr nur der Empfangssaal, und einer der Offiziere des Palastes ersuchte die Herzogin höflichst, noch einen Augenblick zu verziehen, da der Kaiser noch arbeite. Sie sah ihn groß an, als wollte sie sagen: eben in seinem Arbeitszimmer will ich ihn ja aufsuchen, aber in diesem Augenblick trat der General-Adjutant Graf Bertrand ein und beeilte sich, die Exkönigin freundlichst zu begrüßen.

„Mein Gott, Graf Bertrand, was geht hir vor? welch' ein Empfang für mich?" fragte sie unangenehm berührt. „Hat man denn vergessen, wer ich bin und mit welchem Recht ich hier stehe?"

— „Ah, Majestät, Sie kommen in einer schlimmen Stunde," entgegnete Bertrand. „Der Kaiser ist verbittert wie niemals; er hat unangenehme Erfahrungen gemacht, hat sich in manchen getäuscht auf deren Treue er baute, und nun sind die meisten geschäftig, sich weißzubrennen, indem sie Andere anschwärzen. Ich beschwöre Sie, Madame, bieten Sie all Ihren sänftigenden Einfluß auf, um Seine Majestät einigermaßen umzustimmen, denn sonst treiben wir aufs neue einem Schiffbruch vor dem Hafen zu. Der Kaiser hat bereits einige Verfügungen getroffen, und einige Ernennungen vorgenommen, welche böses Blut machen werden."

„Fouché ist Polizeiminister geworden, nicht wahr, und denuncirt nun nach Herzenslust?" fragte Hortense.

— „Ah, Majestät, er ist noch keiner der Ungeeignetsten, auf

welche die Wahl des Kaisers fiel," entgegnete Bertrand; „für seine Stelle ist er der richtige Mann. Wie man auch über seine Treue und seinen Charakter denken mag, an seinem Scharfblick, seiner gründlichen Kenntniß aller Verhältnisse, an der Klugheit seiner Rathschläge ist nicht zu zweifeln. Dazu ist er einer der Wenigen, welche dem Kaiser zu widersprechen und ihre Ansicht zu begründen wagen, welche zur Mäßigung und zur weisen Umsicht rathen. Der Herzog von Otranto ist soeben bei Seiner Majestät und sie sind in einer lebhaften Erörterung über eine Frage, welche beide entzweit. Fouché wagt es, dem Kaiser offen zu erklären, was wir alle fühlen und vertreten, daß es ein unverbesserlicher Fehler wäre, wenn Seine Majestät ihre Absicht durchsetzte und den Fürsten von Eckmühl zum Kriegsminister ernennen würde."

„Wie? Davoust zum Kriegsminister? diesen Ecorcheur, Herr Graf?"

— „Leider, leider, Madame!" sagte Bertrand. „Seine Majestät nennt ihn einen seiner getreuesten Anhänger, weil er den Bourbonen seinen Degen nicht lieh, wie mehrere der anderen Marschälle, denen der Krieg nicht so viel eingetragen hatte als jenem, und die für ihre Familien und ihre Zukunft zu bangen hatten. Aber der Fürst von Eckmühl ist bei der Armee gänzlich unbeliebt, und seine Ernennung wird viel Staub aufwerfen und manchen unserer alten Waffenbrüder zögern machen, denn man kennt die Bitterkeit und Verbissenheit seines rachsüchtigen, unversöhnlichen Charakters. Ach, Madame, ich beschwöre Sie, bieten Sie Alles auf was in Eurer Majestät Kräften steht, um den Kaiser von dieser Absicht abzubringen, obschon Sie allerdings gerade jetzt zur unglücklichsten Stunde kommen, denn Seine Majestät ist außer sich über die Ratschläge, welche ihm der Herzog von Otranto gegeben hat."

„Nun, und worin bestehen diese?" fragte Hortense lebhaft und etwas ängstlich.

— „Fouché räth Seiner Majestät, gleichsam wieder von vorne anzufangen, den Kaisertitel fallen zu lassen, um alle Parteien zu versöhnen und für sich zu gewinnen, die Republik wieder einzuführen, die Nation durch eine Reihe freisinniger Institutionen zu

sich heranzuziehen, und sich einstweilen nur als Generalissimus und Präsident der französischen Republik zu geriren...."

„Unmöglich! Das wird der Kaiser niemals thun!" rief Hortense beinahe entrüstet; „das hieße herabsteigen und sich entwürdigen! Das kann und darf nicht geschehen! Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, Herr Graf?"

Bertrand zuckte die Achseln. „Es würde zwar gegen meine Gefühle gehen, Majestät, aber für politisch unklug und unmotivirt kann ich Fouché's Rath nicht ansehen. Es liegt etwas darin, was ungemein auf die Menge wirken würde. Allein...."

„Es klingt wie ein Anachronismus, Herr Graf, solche Worte hier zu hören," fiel ihm Hortense beinahe unwillig in's Wort. „Die Republik ist für Frankreich ein überwundener Standpunkt."

— „Wer weiß, Madame?" entgegnete Bertrand; „das Volk hat seine eigene Souveränität kennen und werthen gelernt, — der Löwe hat Blut geleckt...."

Die Herzogin von St. Leu wandte sich unwillig ab: der Gedanke, daß mit der Wiedereinführung der Republik ihre Söhne wieder zu einfachen Bürgern heruntersteigen und daß dadurch alle ihre Träume von künftigen Thronen für dieselben in Luft zerrinnen würden, erschütterte die ehrgeizige stolze Tochter Josephinens allzu mächtig, als daß sie denselben von einem objektiven historischen Standpunkt aus hätte betrachten können. Es war ihr daher nicht unwillkommen, in diesem Augenblick eine bekannte Persönlichkeit, den Bischof von Gent, Herrn v. Broglie, eintreten zu sehen, einen Mann von ungefähr 49 Jahren mit sanftem Gesicht und geistvollen dunklen Augen, mit jenen feinen hochgebildeten urbanen Manieren, welche die höhere französische Geistlichkeit so sehr auszeichnen; sie wandte sich nach demselben um, ihn zu begrüßen, denn sie kannte ihn schon seit zwölf Jahren, seit er, aus der Emigration freiwillig zurückgekehrt, zum Almosenier des Kaisers ernannt worden war.

„Monseigneur, ich erstaune, Sie hier zu sehen," begrüßte ihn die Herzogin von St. Leu; „Sie am Hofe?"

— „Und warum nicht, Madame? zumal wenn der Zweck, welcher mich hieher führt, ganz im Geiste meines Amtes liegt,

Hoheit," entgegnete Herr v. Broglie. „Ich komme als Fürsprecher, als Bittsteller, Madame, für zwei kranke Damen, welche Seiner Majestät dem Könige nicht auf seiner Reise folgen konnten, und ich preise mich glücklich, Ihnen hier zu begegnen, Hoheit, denn ich bin überzeugt, auch Sie werden meine Fürbitte aus allen Kräften unterstützen. Das Unglück hat noch nie umsonst an Ihr edles Herz appellirt, Madame, und Sie haben in den Tagen des strahlendsten Glückes nie jene engelgleiche Milde und Humanität vergessen, welche mein Beichtkind von jeher auszeichnete."

„Bitte, Monseigneur, sagen Sie mir rundheraus, womit ich Ihnen dienen kann," erwiderte Hortense neugierig.

— „Ihre Hoheiten, Madame von Orleans*) und die Herzogin von Bourbon sind es, um welche ich mich bei Seiner Majestät und bei Ihnen, Hoheit, um Schutz und Duldung bewerbe," entgegnete Herr v. Broglie. „Der Kaiser kämpft ja nicht gegen schwache Frauen, gegen kranke Greisinnen."

„O gewiß nicht, Monseigneur; sein Sie überzeugt, daß diesen Damen jede Rücksicht und Schonung zu Theil werden soll, welche nur ihrem Stande gebührt," versetzte Hortense theilnehmend. „Wie kommt es, daß beide Prinzessinnen zurückgeblieben sind, Monseigneur?"

— „Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Orleans liegt an einem Beinbruch darnieder, welcher jeden Transport vorerst unmöglich macht, Madame, und Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Bourbon ist so krank, daß ebenfalls an ein Fortbringen dieser bejahrten Dame, zumal bei dieser strengen Witterung, nicht gedacht werden kann."

„Ach, es schmerzt mich sehr, dieß zu hören, Monseigneur! Empfehlen Sie mich diesen Damen und versichern Sie dieselben, daß es mir das ernsteste Anliegen sein wird, ihre Lage dem Kaiser vorzutragen und ihnen die unbedingteste Nachsicht und eine ihrem Range gebührende ehrende Auszeichnung ihrer Wohnungen, einen vollgültigen Schutz gegen jegliche Verunglimpfung zu verschaffen.

---

*) Die Wittwe des guillotinirten Herzogs von Orleans (Louis Philipp Egalité) und Mutter des nachmaligen Königs Ludwig Philipp von Frankreich.

Versichern Sie dieselben meiner aufrichtigsten Hochachtung und innigsten Theilnahme!"

— „Der Himmel segne Sie dafür, Madame," entgegnete Herr v. Broglie und küßte ehrerbietig die Hand der Herzogin von St. Leu. „Wenn Sie sich der Sache meiner armen Klientinnen annehmen wollen, so darf ich eines vollständigen Erfolges sicher sein und kann dem Kaiser meinen Anblick ersparen, welcher ihm nicht eben willkommen sein dürfte, wie Madame wissen. Wenn ich aber trotzdem es wagte, mich als Fürsprecher um eine Audienz zu bewerben, Hoheit, so werden Sie wohl begreifen, daß die Beweggründe dazu dringend sein mußten, und das sind sie auch in der That, — so dringend, daß Seine Majestät selbst, dessen Hochherzigkeit ich niemals unterschätzt habe, die Dringlichkeit der Bitte nicht verkennen wird, welche mich bewog, selbst auf die Gefahr einer neuen Ungnade hin vor den Kaiser zu treten. Sie werden alles begreifen, Majestät, wenn ich Ihnen sage: Ihre Hoheit die Herzogin von Orleans hätte aus Mittellosigkeit nicht abzureisen vermocht, selbst wenn ihr körperlicher Zustand es gestattet hätte ...."

„Was Sie sagen, Monseigneur! Die Herzogin von Orleans mittellos?" fiel ihm Hortense lebhaft in's Wort.

— „Ja noch mehr — die Herzogin ist arm, Hoheit. Seit der Rückkehr der erlauchten Familie Bourbon petitionnirt sie beinahe vergebens um Zurückgabe ihrer Güter, um Achtung ihrer Ansprüche. Man läßt sie die Rolle entgelten, welche der verstorbene Herzog als Philipp Egalité in der Schreckenszeit gespielt hat, Glauben Sie meinem Worte, Hoheit, ich sage nicht zuviel, wenn ich Sie versichere, daß jetzt, nach der Abreise des Königs, buchstäblich der Mangel an der Thüre der Kranken pocht, welche vor Kurzem das Unglück gehabt hat, durch einen unglücklichen Fall ihr Bein zu brechen."

„O mein Gott, das ist ja entsetzlich!" rief Hortense im Tone des aufrichtigsten Mitgefühls. „Muß auch dieß noch über diese arme vielgeprüfte Fürstin kommen? Nein, Monseigneur! Sie sollen sich nicht vergebens an mich gewandt haben. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, daß Sie diesen Fall zu meiner Kenntniß brach-

ten; ich sehe eine Fügung der Vorsehung darin, daß ich an diesem Tage in den Stand gesetzt werde, jenen Fürstinnen nützlich zu sein. Ueberlassen Sie alles Weitere mir, und kehren Sie eilends zu den erlauchten kranken Damen zurück, um sie zu versichern, daß alle Sorge und Noth für sie ein Ende haben .... Oh, keinen Dank, Monseigneur! Der Himmel sei gepriesen, daß ich in der Lage bin, etwas für diese Damen thun zu können!" Und sie entließ mit einer aufrichtigen Bewegung und tiefgefühltem Mitleid den Prälaten. — „Haben Sie gehört, was mir der hochwürdige Herr Bischof von Gent mittheilte, Herr Graf?"

— „Zu dienen, Madame. Herr v. Broglie konnte sich in der That an keine bessere Instanz wenden, als an Eure Majestät. Allein darf ich mir die Bemerkung erlauben, Madame, daß die Herren Minister soeben das Kabinet Seiner Majestät verlassen haben und Sie nun ohne Zweifel erwartet werden, da Sie bereits gemeldet sind?"

„Ich gehe, Herr Graf; ach, der Aufschub, der mir anfangs so fatal erscheinen wollte, ist mir nun lieb geworden, und ich betrachte es als ein günstiges Omen, daß mir mit meinem ersten Schritt in diesen Palast Gelegenheit geboten wird, jemand nützlich zu sein!"

— „Oh, Madame, sind wir nicht alle gewöhnt, unter Ihren Fußstapfen Rosen emporsprießen zu sehen, wie bei einer neuen Heiligen?" erwiderte der General-Adjutant galant.

„Gehen Sie, Graf, Sie sind ein Erzschmeichler, ich aber keine heilige Elisabeth von Ungarn!"

— „Gleichviel, Majestät, aber Ihre werkthätige Theilnahme für jene Damen aus dem Hause Bourbon, welches an Ihnen so freventlich roh gehandelt hat, muß Ihnen bei einer höhern Macht zum Verdienst angerechnet werden. Glauben Sie mir, Madame, der Segen der Unglücklichen wird auf Ihnen ruhen und die Stätte, wo Sie so edel und hochherzig gehandelt haben, wird geweiht und gefeit sein für Sie und die Ihrigen auf alle Zeiten."

Hortense blickte den Grafen erstaunt an, als wollte sie aus seinen Zügen lesen, ob er ihr nur eine höfische Schmeichelei sagen

wolle mit dieser Prophezeihung, die er in einem eigenthümlichen warmen Gemüthstone ausgesprochen hatte.

„Wie meinen Sie dieß, Herr Graf?" fragte sie rasch.

— „Madame, gestatten Sie mir einen Zoll aufrichtiger Bewunderung," entgegnete Bertrand. „Ich weiß aus Eurer Majestät eigenem Munde, wie schwer die höhnische Mißachtung, welche Ihnen Seitens der Bourbonen zu Theil ward, Ihre heiligsten Gefühle gekränkt hat. Eine Andere an Ihrer Stelle, Majestät, würde vielleicht in diesem Augenblick mit bitterm Rachegefühl diese Schwelle überschritten und sich mit Gedanken der Wiedervergeltung getragen haben; Sie aber sammeln feurige Kohlen auf das Haupt der Gegner."

„Gehen Sie, General, das ist kein Verdienst! Wie könnte ich als Weib und Mutter mich je an hülflosen unschuldigen Gliedern jener Familie rächen wollen? Nicht doch, Herr Graf, ich werde weder im Glück noch im Unglück je aufhören, mich der Pflichten zu erinnern, welche mir die Weiblichkeit auferlegt." — —

„Mein lieber, lieber Vater! sein Sie mir tausendmal willkommen! Der Himmel segne Ihren Eingang!" rief Hortense, als sie die Schwelle des kaiserlichen Arbeitskabinets überschritt, worin der Kaiser gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, gedankenvoll am Fenster stand und in die trüben grauen Wolken hinausstarrte, welche der Wind über den Horizont hintrieb, während der Schlagregen drunten auf die Seine niederrieselte.

— „Ah, Du da, Hortense?" rief er sich umwendend und ließ ihr nur widerstrebend die Hände, welche sie mit Inbrunst und Herzensjubel erfaßt hatte. „Kommst Du endlich, weil mein Sieg sicher ist? Ich wurde irre an Dir. Du hast die Freundschaft meiner Feinde angenommen und Dich von den Bourbonen verpflichten lassen," setzte er streng hinzu und maß sie kalt und finster.

„Papa, was für Worte muß ich hören?" rief die schöne Frau verwundert und die Verlegenheit trieb ihr das Blut in die Wangen. „Ist dieß Dein Ernst, Papa?"

— „Sehe ich aus wie Einer der Scherz treibt?"

Dieser eisige kalte Ton gab Hortense ihren ganzen Stolz wieder.

„Mich dünkt, Sire, ich habe diesen Empfang nicht verdient,“ sagte sie würdevoll. „Ich komme anscheinend zur ungelegenen Stunde, Sire, denn Sie sind verstimmt. Darf ich mir aber die Frage erlauben, was Sie mir zum Vorwurf machen, und in welcher Weise ich mir etwas vergeben haben soll?“

— „Du fragst noch, Hortense? hast Du nicht von den Bourbonen und den Alliirten Gnaden und Würden angenommen und Dich ihnen verpflichtet?“

„Wie soll ich dieß verstehen, Sire? Habe ich Ihnen nicht schon vor einigen Monaten auf Elba mitgetheilt, worin die Gnadenakte bestehen, wodurch mich die Bourbonen verpflichtet haben? Was macht man mir zum Vorwurf? — Doch was frage ich? weiß ich ja doch, daß Fouché, der General-Denunciant, soeben von Ihnen ging!“

— „Du irrst, Hortense, Fouché hat nichts gegen Dich ausgesagt, als daß Du für mich konspirirt hast. Aber kannst Du leugnen, daß Du den Generalen Sabatier und Duhamel abgerathen, sich an dem Komplott zu betheiligen, welches meine Rückkehr nach Frankreich zum Zwecke hatte?“

„Im Gegentheil, ich stehe nicht an, mich hiezu sogar offen zu bekennen, Sire!“ entgegnete Hortense stolz und voll Würde. „Der Erfolg hat zwar Ihre kühne That gutgeheißen, Sire, aber nichts desto weniger bekenne ich, daß mich die Nachricht von Ihrer Landung ebenso sehr erschreckt als betrübt hat, denn offen gestanden, ich sehe darin für Sie selbst kein Heil, für Frankreich, das noch aus tausend Wunden blutet und nach Frieden schmachtet, nur einen neuen blutigen Krieg und für uns alle nur neue Aufregungen, Prüfungen und Leiden. Ich halte diesen Zeitpunkt nicht für den günstigen, den Augenblick der Schilderhebung für verfrüht, die Gemüther noch nicht genügend vorbereitet ....“

— „Die Thatsache des allgemeinen Volksjubels, welcher meinen ganzen Zug durch das südliche Frankreich begleitete, widerlegt Deine Befürchtungen, Hortense,“ versetzte der Kaiser finster. „Ihr Weiber versteht den Teufel von diesen Dingen. Ich mußte losschlagen; abgesehen von meiner eigenen Ungeduld, drängten mich meine Getreuen hier in Frankreich und auf Elba. Mehr als 800 Offiziere

der französischen und italienischen Armee kamen nach und nach zu mir, und boten mir ihren Degen und ihr Leben an . . . ."

„Natürlich! Leute die nichts zu verlieren hatten, und die augenblicklich dem Nichts gegenüber standen!" sagte Hortense mit einer ernsten Würde. „Ich fürchtete das Drängen dieser Abenteurer und Condottieri eben so sehr, als Ihr eigenes Ungestüm, Sire, und jene Befürchtungen, die ich schon auf Elba äußerte, waren nicht ungegründet. Sie haben sich von jenen Menschen zu einer That treiben lassen, Sire, bei welcher Sie allein wagten, denn Sie allein hatten zu verlieren: Ihren Ruhm, Ihr Leben, Ihre Zukunft! Was wären Sie, wenn Ihre Expedition mißglückt, wenn Sie in Besançon gefangen genommen worden wären?"

— „Dann wäre ich vielleicht durch die Großmuth des dicken Ludwig zu Pulver und Blei begnadigt worden," versetzte Napoleon höhnisch; „aber Du siehst: das Spiel ist gewonnen, obschon ich va banque spielte. Das ganze Volk ist mir zugelaufen!"

„Das Volk des Südens, Sire, jene entzündlichen, sanguinischen Naturen welche eine neue Idee mit Begierde ergreifen, deren Enthusiasmus aber nicht vorhalten wird, da er niederbrennt wie Strohfeuer," entgegnete die Herzogin von St. Leu tief bewegt. „Aber noch stehen einige Armeecorps im Osten, unter den minder erregbaren Bevölkerungen von Elsaß und Lothringen, und im Norden, unter den fischblütigen ernst wägenden Normannen und Flamingen, — der schwierigen Bevölkerung im Westen noch gar nicht zu gedenken . . . . . Wenn dort ein einziger tapferer General Ihnen Widerpart hält, so kann Ihr Unternehmen selbst noch jetzt scheitern, und dann, Sire, dann ist alles verloren, sogar die Ehre, denn der Fluch der Lächerlichkeit wird sich an Ihre Fersen heften, man wird in dem ganzen Unternehmen nur einen tollkühnen abenteuerlichen Streich sehen!"

— „Basta, Hortense!" erwiderte Napoleon finster und rauh. „Ich habe Dich nicht um Rath gefragt — ihr Weiber sollt in der Politik schweigen, denn davon versteht ihr nichts! Ich vertraue meinem Glücksstern und der Armseligkeit dieser Bourbonen und ihres Gelichters von Schranzen und Weiberknechten. Ich habe den ersten Schlag geführt, und werde auch den letzten thun. Ich nehme

alle Folgen auf mich. Und was Du da von den Bevölkerungen im Osten und Westen und Norden Frankreichs sprichst, so gedenke ich mit ihnen schon fertig zu werden. Sieh' auf den Siegeslauf dieser drei Wochen und laß erst die Nachricht von der Einnahme von Paris sich nach den Provinzen hinaus verbreiten, und Du wirst sehen, wie die Generäle mit ihren Armeecorps von den Bourbonen abfallen und zu meinen Adlern übergehen! Noch vier oder fünf Tage, und ganz Frankreich ist unser, und wo je noch ein Widerstand versucht würde, da marschiren wir direkt darauf los und zerschmettern ihn!"

„Das ist Bürgerkrieg, Sire!" sagte Hortense dumpf; „das sind Drachenzähne, die Sie aussäen; die Franzosen werden darob sich entsetzen! Denken Sie an Augereau, der in der Normandie kommandirt. Der Mann, welcher vor eilf Monaten als er sich den Bourbonen unterwarf, die Frechheit hatte, von Ihnen, seinem Wohlthäter, zu sagen, daß Sie nicht wie ein Soldat zu sterben gewußt hätten und daß das Lilienbanner die einzige wahrhaft französische Fahne sei — dieser Marschall, welcher Ihnen gegenüber seine Schiffe hinter sich verbrannt hat, wird Ihnen einen energischen Widerstand entgegensetzen; Augereau war keiner Ihrer schlechtesten Schüler."

— „Ich fürchte auch ihn nicht, Hortense!" erwiderte Napoleon mit verächtlicher Kälte. „Ich kenne die Menschen besser als Du. Wäre Augereau ein Charakter, so würde ich ihn fürchten; aber er ist ein Tropf, und wer die Frechheit hatte, aus Liebedienerei seinen gestürzten Wohlthäter zu schmähen, der ist erbärmlich genug, wiederum von den Bourbonen abzufallen, wenn eine halbe Kompagnie ihren Kaiser hoch leben läßt und die weiße Fahne in den Staub wirft. Ich wette mit Dir, Hortense, binnen drei Tagen geht Augereau mit der 14. Division zu mir über. Bah, die Menschen sind lauter Canaillen! sie verdienen nicht anders behandelt zu werden, und selbst die Schrecken eines Bürgerkriegs werden rasch vergessen, wenn nur der Sieger seinen Erfolg zu nutzen weiß. Deine Vapeurs schrecken mich nicht. Jetzt organisire ich eine feste Regierung, und dann rücke ich mit 30—40,000 Mann in's Feld, gegen Belgien, um den allerchristlichsten König

wieder über den Kanal hinüberzufegen. Weißst Du nicht, daß ich Cambronne richtig prophezeit und meine Getreuen glücklich nach Paris gebracht habe, ohne daß dieser Triumphzug auch nur einen Tropfen Bluts gekostet hätte?"

„Der Himmel gebe, daß Sie Recht haben, Sire, aber es ist erst der Anfang gemacht!"

Der Kaiser stieß einen wilden Soldatenfluch aus.

„Hole der T— euch Weiber insgesammt!" rief er unwirsch. „Als Du nach Porto Ferrajo kamst, um mich zu besuchen und für Deine Ideen zu gewinnen, da warst Du ganz Feuer und Flamme. Jetzt wo ich wieder zwischen den vier Wänden der Tuilerieen stehe, wo die Kunde von meiner Rückkehr Europa von einem Ende zum andern durchtönt und Heere aus der Erde wachsen läßt, — jetzt schlägst Du Chamade, Weib! Was ist darin für eine Consequenz? Va! Du fürchtest wohl bei einem Fehlschlagen meines Unternehmens die Huld meiner Feinde, der Herren Alliirten, zu verlieren, die Dich so sehr mit Gnaden überhäuft haben?"

„Sire, dieser Vorwurf ist allzu ungerecht und vorurtheilsvoll, als daß er mich treffen könnte," entgegnete die Herzogin von St. Leu mit blitzendem Auge, aber einer ruhigen Würde und Hoheit, einem wahrhaft königlichen Anstande. „Während Sie mich eines feigen Abfalls bezüchtigen, hörten ich und meine Freunde bei der ersten Kunde von Ihren Erfolgen im Süden die Anhänger der Ci-devants knirschend mich beschuldigen, daß ich an diesem Einfall schuldig sei, daß meine Intriguen und Kabalen Sie wieder nach Frankreich zurückgerufen hätten! — Auf welcher Seite liegt die Wahrheit? Wer warb Ihnen Anhänger unter den Lauen? wer hielt die Getreuen zusammen? wer sandte Ihnen die entlassenen malcontenten Offiziere? wer schickte Ihnen die Notizen, welche Sie mit der Vertheilung und Stärke der Truppen in dem schlecht verwahrten Süden von Frankreich bekannt machten? Wer verschaffte Ihnen das Geld der Juden und Lombarden? — das war ich, der Sie es zum Vorwurf machen, daß ich hier blieb, den Schutz benützend welcher mir durch die Achtung des russischen Kaisers zu Theil ward, daß ich meinen Gefühlen Zwang auferlegte und bittere Demüthigungen trug, nur um in Frankreich bleiben zu dürfen,

wo ich Ihnen so tausendfältig nützen konnte, um die französische Nation zu gewöhnen, daß sie meine Söhne für Franzosen betrachte, um denselben für alle künftigen Eventualitäten ihr Loos zu sichern. — Diese Gründe alle mag ein Fouché trotz all seiner Schlauheit nicht zu werthen vermögen: aber von Dir, mein Vater, von dem Vertrauten meiner eigenen geheimsten Gdanken hätte ich eine mildere und gerechtere Beurtheilung erwartet. Es ist ein trauriges Omen, wenn zweideutige Charaktere wie jener Herzog von Otranto sich zwischen diejenigen zu drängen vermögen, welche mehr als Ein Band gemeinsamen Interesses verknüpft. — Aber Sie sehen mich trotz all dieser Verdächtigungen die Stirne noch hoch tragen, Sire, denn soviel an mir liegt, soll es keinem Ränkeschmied gelingen, mich von Ihrer Partei, Ihrem Lebensziele loszureißen, Papa! Ich bin dieß meinen Kindern und meinem Namen schuldig, und eben im Bewußtsein meiner besten Absichten darf ich mir auch Ausstellungen erlauben."

Der Kaiser war noch immer in einer lebhaften nervösen Aufregung, aber sein erstes Vorurtheil gegen Hortense war doch gewichen. „Laß es gut sein, Hortense! ich ging vielleicht zu weit, aber ich konnte meine Worte nicht auf die Goldwaage legen. Wohin ich blicke, nichts als Verrath und Erbärmlichkeit, Gemeinheit und Schwäche. Ha, wie mich diese Menschen anwidern! was sind sie Besseres werth, als zum Spielzeug und Werkzeug in der Hand des Gewaltigen zu dienen! Sie schreien Hosiannah, die mich gestern verriethen und morgen wieder verrathen würden, wenn ihnen Gelegenheit und Vortheil winkte. O pfui, pfui über diese Brut! selbst die Geschöpfe meiner Hand sind nur Menschen mit zwei Gesichtern!" . . . .

Hortense ließ ihn gewähren, denn sie kannte diese Ausbrüche seiner Erregung nur allzugut, um ihn zu unterbrechen. Sie wußte, daß wenn sein Grimm ausgetobt hatte, er wieder ruhig und besonnen und vorurtheilsfrei urtheilen konnte; dann war er zugänglich für den sänftigenden Einfluß eines liebevollen treuen Frauengemüthes.

* * *

Am andern Tage fuhr die Herzogin v. St. Leu mit Herrn v. Broglie bei der Herzogin von Orleans vor, die in ihrem Bette lag, den geschindelten Fuß in einem Hängwerk, eine schöne alte Frau mit einem geistvollen Gesicht und einem Paar milder ergebungsvoller Augen darin, denen man ansah, daß sie des Weinens und Grams nicht ungewohnt waren.

„Madame, gestatten Sie mir, Ihnen selbst die Kunde zu bringen, daß der Kaiser, mein Vater, nicht nur Ihnen seinen unbedingten Schutz zusagt, sondern Ihnen auch eine Apanage creiren wird, welche Sie in den Stand setzen soll, sorgenfrei und standesgemäß in Frankreich zu leben und sich eines unbewölkten, ruhigen, friedlichen Lebensabends zu erfreuen," sagte Hortense und küßte der alten Dame mit einer Ehrerbietung die Hand, welche sicher nicht geheuchelt war, denn die Erinnerung an eigene Erlebnisse forderte die Herzogin von St. Leu sicher zu Vergleichungen auf zwischen der Aktualität welche sie vor Augen sah, und den Eventualitäten welche ihr selbst noch drohen konnten.

— „Gott segne Sie, meine theure Dame!" entgegnete die Herzogin von Orleans. „Glauben Sie mir, daß ich die ganze Großmuth des Kaisers und Ihre eigene Hochherzigkeit nach Verdienst zu würdigen weiß, auch wenn mir in diesem Augenblick die Worte fehlen!" . . . .

Ein Händedruck der beiden Frauen schlug eine Brücke von Herz zu Herz.

„Der Kaiser, mein Vater, hat mir den willkommenen Auftrag ertheilt, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Madame, und Ihnen die Zusicherung zu geben, daß Ihnen unverkümmert die Ihrem Stande gebührenden Ehren und Rechte gewährleistet und Ihre Ansprüche auf die Familiengüter Ihres Hauses gewahrt bleiben sollen. Er wird sich freuen und Ihnen aufrichtig danken, Madame, wenn Sie ihm das Vertrauen schenken, in Paris zu bleiben, und seinen Gegnern zu zeigen, daß er keinerlei persönliche Animositäten kennt!"

— „Oh, Dank, tausend Dank, meine Liebe," entgegnete die Herzogin; „ich nehme mit aufrichtigster Verpflichtung dieses Anerbieten an, denn ich bin zu sehr Französin, um nicht mein Vater-

land über alles zu lieben und den Wunsch zu hegen, nicht abermals in die Fremde zu wandern, sondern mein Haupt auf französischem Boden zum Sterben niederzulegen."

„Madame werden gewiß keine unbescheidene Neugier darin sehen," fuhr Hortense fort, „wenn ich mir die Frage erlaube, ob Eure Hoheit geruhen wollten, eine Apanage von meinem Vater anzunehmen, und ob Sie glauben, mit einem Jahrgehalte von 400,000 Franken standesgemäß leben zu können?"

— „O meine liebe Herzogin, ist dieß Ihr Ernst?" fragte die Kranke tiefgerührt, und ihre schönen großen braunen Augen standen voll Thränen; „welche Großmuth vom Kaiser! Er behandelt mich wie eine Freundin, mich die Tochter der Bourbonen!"

„Er will Wunden heilen, wo er kann — Wunden die er ohne böse Absicht geschlagen, Madame," sagte Hortense und küßte die kleine Hand der Herzogin. „Sie nehmen also an, Frau Herzogin?"

„Mit innigstem Danke!" versetzte die Herzogin von Orleans gerührt; „der Kaiser gibt mir über meine Bedürfnisse, er gibt mir mehr als mein Cousin der König! — Ach, mein liebes Kind, sagen Sie ihm, daß ich ihn segne und bewundere, wie ich Sie herzlich liebgewonnen und in mein Herz geschlossen habe, meine liebe Cousine!"

Und als Hortense nach einem kurzen angelegentlichen Gespräch, das sich um den Unfall von Madame d'Orleans und die Heilung ihres gebrochenen Fußes drehte, aufstund um sich wider zu entfernen, winkte die Herzogin ihrer Kammerfrau herbei und ließ sich ein kleines Schmuckkästchen reichen, aus welchem sie einen hübschen kleinen Ring nahm, den sie Hortensen verehrte mit den Worten: „Meine liebe theure Wohlthäterin, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zum Andenken an diese mir unvergeßliche Stunde ein kleines Angebinde verehre, ein schwaches Zeichen meines Dankes und meiner Hochachtung für Sie. Dieser kleine Fingerreif hier ist von geringem Werthe, er hat nur den Werth der Affektion, den Sie hineinlegen wollen, wenn ich Ihnen sage, daß er mich in den langen Jahren meines Exils begleitete, daß er mir das liebste von meinem ganzen Geschmeide war, denn er enthält Haare, die ich meinem ältesten Sohne abgeschnitten, ehe er in der Revolution zu

den Oesterreichern flüchtete und auf viele Jahre von mir getrennt ward. Ich, die Greisin, vermag Ihnen nicht zu vergelten, was Sie an mir gethan, — ich kann nur für Sie beten. Allein der jetzige Herzog von Orleans, mein wackerer edler Philipp, ist ein guter Mensch und ein nobles Herz; ihn will ich Ihnen verpflichten mit diesem Ring, daß er die Dankesschuld seiner Mutter abzutragen sich beeifere. In jeder Lage des Lebens, wenn Sie oder Ihre Kinder eines Freundes oder Beschützers bedürfen, wird Ihnen Herzog Philipp beweisen, daß er den Willen und Wunsch seiner Mutter noch ehrt, wenn sie längst unter der Erde ruht."

Hortense weigerte sich anfangs, ein solches Pfand anzunehmen, welches dem Mutterherzen so theuer sein mußte, allein Madame d'Orleans drang so inständig in sie, daß Hortense ihr die Genugthuung bereiten mußte, eine Gabe anzunehmen, deren Werth und Bedeutung nur mit dem Mutterherzen ermessen werden mußte.

Hortense ahnte damals nicht, daß dieser Ring einundzwanzig Jahre später ihrem zweiten Sohne das Leben rettete, als er nach dem mißlungenen Straßburger Putsch Staatsgefangener Ludwig Philipps war und die angesehensten Richter der höchsten französischen Tribunale die Ansicht hegten, daß ihn wegen Hochverraths und Landfriedensbruchs mit gewaffneter Hand die ganze Strenge des Gesetzes, die Todesstrafe treffen müsse. Damals suchte die Herzogin von St. Leu aus ihrem Schmuckkästchen den kleinen Goldreif mit den Haaren aus Ludwig Philipps Jünglingszeit und der kleinen mit Diamanten besetzten Rose hervor, und schrieb mit diesem Ring am Finger einen Brief an den Bürgerkönig, worin sie ihn um das Leben ihres Sohnes bat, und ihn erinnerte an das Versprechen, welches die Mutter des Königs ihr damals im Palais-Royal gegeben als sie ihr diesen Ring verehrt hatte. Und Prinz Ludwig Napoleon, der Anstifter des Straßburger Putsches ward damals von Ludwig Philipp begnadigt unter der Bedingung, daß er nach Nordamerika auswandere, und eine französische Fregatte brachte ihn von Lorient aus dorthin, nachdem er gelobt hatte, nicht wieder nach Europa zurückzukehren. Gleichwohl kehrte Ludwig Napoleon kaum eilf Monate später wieder nach Europa zurück, um seiner sterbenden Mutter die Augen zuzudrücken und

neue Komplotte gegen Frankreichs Herrscher anzuzetteln. Und als kaum vier Jahre nach jenem ersten Putsch der Prinz einen zweiten noch abenteuerlichern Komödien-Auftritt in Wimereu bei Boulogne versuchte (am 5. August 1840), und nun alle Welt glaubte, daß dießmal den Attentäter nichts mehr vor der Strenge des Gesetzes schützen könne, da schickte eine hochgestellte herzensgute Frau jenen Ring, den sie von Hortense im Spätherbste 1837 geerbt hatte, durch eine vertraute Person in einem schriftlichen Gnadengesuch an den Bürgerkönig ab, und dieser löste das Wort seiner theuren Mutter ein: Ludwig Philipp wußte es durchzusetzen daß die Pairskammer gegen den rückfälligen Staatsverbrecher nicht auf Todesstrafe, sondern nur auf lebenswierige Haft erkannte, welche der Prinz Ludwig Napoleon in der Citadelle von Ham abbüßen sollte. (Der Dank des Begnadigten war später nach dem Staatsstreich die Konfiskation der Orleans'schen Familiengüter, mit deren Ertrag die Helfershelfer des Staatsstreichs besoldet und belohnt und jene moralische Seuche des Börsenspiels und der Agiotage begründet wurden, wodurch die Pilze des zweiten Kaiserreichs: Morny, der Runkelrübenherzog, und all die anderen Partisanen des Prinzpräsidenten, ihr „unmündiges Glück zu Jahren zu bringen" suchten.)

* * *

Hortense blieb während der zwei letzten Drittel der sogen. hundert Tage dem politischen Leben ziemlich fremd. Ihr war die Pflicht zugefallen, die Honneurs des kaiserlichen Hofes zu machen, und so war sie wiederum der Glanzpunkt aller Festlichkeiten, die Sonne, um welche sich alle Planeten des plötzlich wiedererstandenen glänzenden Hofes drehten. Alle Ehrgeizigen und Eigennützigen eilten wieder nach Paris, und die Schmeicheleien und Huldigungen, welche dem Kaiser und seiner Familie von Neuem dargebracht wurden, hätten eine andere Frau leicht verblenden können. Nicht so aber Hortense; so wenig politischen Scharfblick sie sich selber auch beimaß, so entging ihrem scharf beobachtenden Auge doch nicht das Ueberstürzte, Haltlose, Prekäre der neuen kaiserlich-fran-

zösischen Zustände; alles trug das Gepräge der Bramarbasie, der wilden, kopflosen Hast, der innern Unsicherheit und Unschlüssigkeit, der Renommage. Sie sah die Wolken, welche drohend am politischen Horizont heraufzogen; sie ahnte den furchtbaren Schlag der Vernichtung, welcher von der Nordostgrenze her gegen den Kaiser geführt werden sollte. Es entging ihr nicht, daß Napoleon selbst nicht mehr der Alte war, daß er einen großen Theil seiner besonnenen Ruhe eingebüßt, daß er keinen klarbewußten Plan mehr hatte, daß er nicht wußte, welchem von seinen Rathgebern er vertrauen und folgen sollte. Anstatt sogleich nach Einsetzung einer neuen Regierung von Paris aus gegen die englischen und preußischen Streitkräfte vorzurücken, und im Verein mit dem belgischen Heere auf die schwachen fremden Truppen loszugehen, welche ohne feste Plätze und vielfach in kleinen Garnisonen zerstreut und ohne Führer waren (denn Wellington war in Wien beim Kongresse, Blücher in Berlin), verschob er die Feststellung eines klaren Entwurfs zu einem Feldzuge bis in den Monat Mai, und verlor die kostbare Zeit mit gesetzgeberischen Versuchen und widersprechenden Verfügungen, schwankte, ob er Frankreich eine Konstitution geben oder ein Säbelregiment einführen sollte, und zog die Zügel der Regierung in einzelnen Dingen noch strammer an, als die Bourbonen gethan, die er kaum erst vertrieben hatte.

All dieß konnte dem geübten Auge Hortensens nicht entgehen, welche die Zustände und Ereignisse um sich her mit der ganzen Sorge einer Mutter beobachtete. Sie hatte mehrmals die Gelegenheit wahrgenommen, mit dem Kaiser über die Zustände Frankreichs und seine Pläne zu reden, aber ihn schweigsam, reizbar und gegen jeden Widerspruch empfindlich gefunden. Der Kaiser schien sogar jeder Erörterung unter vier Augen mit der Herzogin auszuweichen, seit sie ungescheut und öffentlich jenen Brief getadelt, den er unter dem 4. April an alle Fürsten Europa's geschrieben hatte, jenen Brief, worin er jeden als „mein Herr Bruder" anredete und sich darauf berief, daß seine Rückkehr nach Frankreich und seine Wiederergreifung des Kaiserthrones der Wunsch der französischen Nation gewesen, und worin er den Fürsten Europa's Namens der französischen Nation Frieden antrug, falls sie ihn im

ungestörten Besitz Frankreichs lassen würden. Hortense hatte den Kaiser gefragt, ob wirklich ein solcher Brief an die Fürsten Europa's erlassen, aber von denselben nicht angenommen worden sei, und auf Napoleons mürrisches Bejahen geäußert: sie halte einen solchen Schritt für unpolitisch und ein Zeichen von Schwäche, so lange hinter dem Schreiber des Briefes nicht ein Heer von einer halben Million Soldaten stehe, worauf ihr der Kaiser mit einer groben abfertigenden Antwort gedient. In seinem Herzen aber hatte Napoleon wohl fühlen mögen, daß er mit jenem Briefe einen Mißgriff gethan habe, denn der Wiener Kongreß war schon zu weit vorangeschritten um wieder zurückzugehen, und Talleyrand, welchem der Kaiser Anerbietungen hatte machen lassen, damit dieser verkäuflichste aller spitzbübischen Diplomaten bei den Kaisern von Oesterreich und Rußland für ihn wirke, hatte Napoleon abermals verrathen. Hortense hatte sich die große Selbstüberwindung auferlegt, an die Kaiserin Marie Louise zu schreiben und sie aufzufordern, daß sie mit ihrem Sohne nach Paris eile, um die ihr gebührende Stelle an der Seite ihres Gemahls auf Frankreichs Thron einzunehmen und das Erbe ihres Sohnes zu sichern; allein Marie Louise hatte geantwortet: sie werde allzu strenge bewacht um entfliehen zu können, und habe ihr fürstliches Wort verpfändet, nicht ohne die Zustimmung ihres Vaters irgend welchen Antheil an der Politik zu nehmen. Hortense erkannte daraus deutlich, daß Marie Louise dem neuen Kaiserreich keine Dauer zutraute, und daß die in Wien versammelt gewesenen Monarchen und Diplomaten entschlossen waren, einen entschiedenen Vernichtungskrieg gegen Napoleon zu führen.

Es war an einem milden Abend um die Mitte Mai's; der Tuilerieengarten wimmelte von Spaziergängern, als man die Herzogin von St. Leu mit ihren beiden Söhnen unter der Menge erscheinen und nach dem Concorde-Platze hin lustwandeln sah. Jedermann begrüßte diese Dame auf das freundlichste, — ihr waren die Herzen der Pariser mehr zugethan als irgend einem andern Mitglied des kaiserlichen Hauses, denn ihre Freundlichkeit und Herzensgüte, ihr Muth und ihre Festigkeit, ihre Humanität und werkthätige Menschenliebe, hatten ihre Tausende von Männern und

Frauen verpflichtet. So war die Herzogin in einen der minder belebten Theile des Tuilerieengartens gelangt, den sie absichtlich aufgesucht hatte, um sich ungestörter zu ergehen, als sie auf einer Bank unter einer Gruppe Platanen in der Nähe des Concorde-Platzes einen alten Herrn bemerkte, welcher in Begleitung eines jungen Dienstmädchens dort saß und sich zu sonnen schien. Sie hatte auf jener Bank, die eines ihrer Lieblingsplätzchen war, etwas zu ruhen gedacht, und der Lakai, welcher ihr in einiger Entfernung folgte, hatte nicht sobald diese Absicht der Herzogin bemerkt, als er voraneilen und die Inhaber der Bank vertreiben wollte. Augenblicklich rief sie den Lakaien zurück. „Laßen Sie diese Leute, Marmann! ich will sie nicht vertreiben," sagte sie; „es scheint ein Veteran zu sein, dem die Ruhe Bedürfniß ist!"

Der Lakai gehorchte und die Herzogin war mit ihren Knaben der Bank nahe gekommen, als sie bei einem flüchtigen Blick auf die Bank in dem alten Herrn einen Bekannten zu erkennen glaubte, deßhalb auf denselben zuging, und neben ihm auf der Bank Platz nahm. Bei ihrem freundlichen Gruß hatte der Greis, der seither auf den Boden gestiert, rasch das Haupt aufgerichtet und sein Gesicht gegen die fremde Dame gewandt, und Hortense bemerkte nun erst, daß der Mann sie mit einem Paar erloschener Augen anstarrte.

„Mein Gott, sehe ich recht? sind Sie es, Herr Mercadell?" rief die Herzogin verwundert. „Barmherziger Gott, Sie sind ...."

— „Blind, Madame! ja so ist es," entgegnete der Angeredete mit tiefer dumpfer Stimme. „Und Sie, Madame, die Sie mich zu kennen scheinen, Sie sind, wenn mein Ohr und meine Erinnerungen mich nicht täuschen, die einstige Mademoiselle Hortense de Beauharnais, meine ehemalige Schülerin, nunmehr — ah, Vergebung, Madame, ich habe Ihren Titel vergessen ...."

„Lassen wir die Titel, lieber Mercadell!" entgegnete Hortense lebhaft und mit wirklicher Herzlichkeit; „für Sie bin ich nur Ihre einstige dankbare Schülerin, der Sie mit so viel Geduld und Hingebung die schwere englische Aussprache beibrachten. Aber Sie, mein alter lieber Freund, wie geht es Ihnen? Es ist schon so lange her, daß wir uns nicht gesehen?"!

— „Dreizehn Jahre, Madame," erwiderte Mercadell ernst „es

war am 2. August 1802, nach der modernen Zeitrechnung, daß der Hauptmann Mercadell Ihnen und Ihrer Cousine die letzte Stunde im Englischen gab, denn als er Nachmittags erfuhr, daß der feile Senat das Konsulat dem General Bonaparte auf Lebenszeit übertragen hatte, da verboten Mercadell sein Gewissen und sein Gefühl, die Tuilerieen wieder zu betreten und unter dem Manne weiter zu dienen, welcher der Republik den Todesstoß gegeben hatte, und Mercadell hing den Degen, den er vierzig Jahre mit Ehren getragen, über sein Kamin und zog es vor, Korrektor in einer Buchdruckerei zu werden."

„Ist es möglich, mein Freund? So hatte Mama also doch nicht Unrecht, wenn sie Sie immer den Jakobiner nannte?" rief Hortense überrascht. „Sie wären heute Marschall von Frankreich, lieber Mercadell, wenn Sie beim Heere geblieben wären!"

Der Blinde schüttelte den Kopf. „Sie irren, Madame Bonaparte," sagte er finster; „ich bin nicht aus dem Holz, woraus man die Marschälle schneidet; mein Kopf ist zu hart für den Generalshut. Ich bin kein Jakobiner, aber ein Republikaner von echtem Schrot und Korn. Glauben Sie, ich hätte darum in Nord-Amerika unter Washington gefochten, um an meiner Ueberzeugung, an meinem Glauben ein Verräther zu werden? Nein, bei meiner Ehre! lieber hungern als abtrünnig sein!"

„Ich ehre diese Kraft der Ueberzeugung, mein Freund, wenn ich auch bedauern muß, daß wir einen Mann wie Sie in den Reihen der Unsrigen vermissen!" entgegnete Hortense, ohne sich um das bittere sarkastische Lächeln des Blinden zu bekümmern.

— „Ein Mann von meinem Schlage gedeiht nicht an den Höfen, Madame Bonaparte," versetzte der Blinde warm. „Ich hatte zur Fahne der Republik geschworen, weil diese mir das Ideal einer Staatsform ist, — ich wollte und konnte ihr nicht untreu werden, darum zog ich mich in die Dunkelheit des Privatlebens zurück und ward ein Arbeiter."

„Und wie geht es Ihnen jetzt, mein Freund?" fragte Hortense, der diese antike Heldengröße unwillkürlich imponirte, mit einem mitleidigen Blick auf die abgetragene, wenn auch reinliche Kleidung des Mannes. „Seit wann sind Sie so hülflos?"

— „Seit mehr als zwei Jahren, Madame! Das viele Lesen der Korrekturbogen hatte meine Kopfnerven geschwächt, ich bekam die Pocken, und verlor mein Augenlicht. So ist mir der Greuel erspart geblieben, die Kosaken und Preußen und die Feinde alle in Paris zu sehen."

„Aber Sie leiden wohl Mangel, lieber Mercadell? Du lieber Himmel, warum haben Sie sich nicht an mich gewandt?"

— „Danke, Madame! ich habe was ich brauche. Ein Blinder bedarf ja nur wenig. Ich hatte mir einige Tausend Livres erspart, und meine Brodherren, die wackern Bürger Didot, in deren Diensten ich erblindete, geben mir eine Pension auf Lebenszeit. Ich wohne ganz in der Nähe in einem Gartenhaus, und dieses Mädchen hier, meine brave Madelon, verpflegt mich, liest mir vor und führt mich spazieren. Mein Klavier und meine Bücher und meine Erinnerungen helfen mir die gezwungene Muße hinbringen, und ich werde es nicht mehr lange treiben: ich gedenke es nicht mehr zu erleben, daß die fremden Heere zum zweiten Mal in Paris einrücken: schon der Gedanke daran erwürgt mich!"

Hortense erbebte unwillkürlich.

„Wie? Sie fürchten also, wir werden noch eine zweite Einnahme von Paris erleben?" fragte sie. — „Sie glauben nicht an die Dauer des Kaiserreichs, Herr Mercadell?" fuhr sie eindringlicher fort, als der Greis hartnäckig schwieg. „Bitte, mein Herr, aus alter Freundschaft sagen Sie mir, was Sie von unserer politischen Lage halten!"

— „Was kann es Sie interessiren, die Ansicht eines grämlichen Greises zu erfahren, Madame?" versetzte der blinde Veteran ausweichend. „Sie würden dem Unglücksraben nur böse werden, und ich möchte mir ein freundliches Andenken bei Ihnen erhalten, wie ich es meiner einstigen Schülerin immer bewahrt habe, obgleich sie . . . Bah, Madame! ich bin ein blinder Mann und weiß wenig von der Welt . . ."

„Sie dürfen mir nicht ausweichen, Mercadell," sagte Hortense und ergriff seine Hand mit Wärme. „Ich weiß, daß Sie unbefangener und richtiger von den heutigen Zuständen Frankreichs urtheilen, als wenn Sie mitten in dem Treiben der Parteien

stünden. Sie sind ein Mann, der viel erlebt und erfahren hat. Sie sollen mir die Wahrheit sagen, die so selten zu mir dringt, mein lieber alter Freund! Bedenken Sie, ich bin Mutter, Mutter zweier Söhne, deren Zukunft mir Sorgen macht! Seien Sie offen, mein Freund! hat nach Ihrer Meinung das Kaiserreich keinen Bestand?"

— „Meiner Treu, nein, Madame! es kann sich nicht halten," entgegnete der Blinde und drückte die feine runde Hand der Herzogin. „Die Herrschaft des Usurpators neigt zum Ende; die Nemesis ereilt ihn. Der General Bonaparte ist ein verzweifelter Spieler, der all sein Hab und Gut auf eine einzige Karte setzt — diesmal auf die falsche! Er kennt die Franzosen nicht, diese wankelmüthigen Hanswurste; er kennt die Geschichte nicht. Bevor zwei oder drei Monate um sind, ist er wieder gestürzt."

„Gestürzt, wenn hinter ihm ein Heer von mehr als 300,000 Mann steht?" fragte Hortense.

— „Das eben ist sein Irrthum, Madame! der General rechnet auf das Heer, nicht auf ganz Frankreich. Er hat nur seine eigenen Interessen und diejenigen seiner Prätorianer im Auge, nicht die Freiheit und Wohlfahrt Frankreichs. Ganz Europa tritt unter die Waffen gegen den Usurpator, der von je nur dem grassesten Eigennutz und der schrankenlosesten Selbstsucht gehuldigt, und Bonaparte und sein Heer werden im Kampf mit dem übrigen Europa unterliegen. Aber Frankreich und Bonaparte würden ganz Europa trotzen und unüberwindlich sein."

„Aber der Kaiser will ja nur die Größe und den Ruhm Frankreichs . . ."

— „Ah, was frommt Frankreich der blutige Ruhm und die kriegerische Größe, die es mit unerschwinglichen Opfern erkauft hat?" rief Mercadell lebhaft und entrüstet. „Frankreich will Freiheit, Frieden, gedeihliche Entwickelung im Innern. Wäre Bonaparte nach seiner Rückkehr als Dictator an die Spitze der Republik getreten, das ganze Volk stünde unter den Waffen, und kämpfte für die Sache der Nation."

„Der Kaiser hat ja die Clubs in Paris wieder eröffnen lassen . . . ."

— „Und Fouché mit seiner fluchwürdigen geheimen Polizei daneben gesetzt,“ unterbrach Mercadell die Herzogin unmuthig. „Gehen Sie, Madame, der General Bonaparte versteht das Volk nicht, weil er den Menschen nicht achtet, weil ihm das Individuum nichts gilt, weil er in der Menschheit nur Schachfiguren und Werkzeuge seines Ehrgeizes sieht. Anstatt sich das Volk zum Freunde zu machen, hat er es verrathen; anstatt sich auf die Männer der Arbeit, auf den Bürgerstand zu stützen, hat er sich der Soldatesca in die Arme geworfen, dieser Feindin der Ruhe und Freiheit. Anstatt eine Nationalversammlung zu berufen, weil er die alles mit sich fortreißende Gewalt der Massen fürchtet, hat er sich mit furchtsamen, treulosen, unpopulären Rathgebern umgeben, — mit Männern, die vor der Nation erröthen müssen, deren Interessen sie an den Einen Emporkömmling verriethen; — und die kräftigen Söhne der Arbeit, die ihm sonst seine siegreichen Heere lieferten und seine Schlachten schlugen, konspiriren nun gegen ihn in den Clubs. Bonaparte ist ein gerichteter Mann, und seine Henker pochen an die Thore Frankreichs, — freilich nicht um etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Möchte ich nicht mehr die Schmach erleben, um jenes Einzigen willen fremde Heere durch die Barrieren von Paris ziehen zu hören!“

Hortense war verwirrt und ihr jüngerer Sohn, Louis Napoleon, schmiegte sich furchtsam an das Knie der Mutter, und starrte den alten blinden Mann an mit dem eisengrauen, hinten in einen Beutel eingebundenen Haar, den ehernen Zügen, den starren, lichtlosen Augen. „Mama, dieser Mann macht mir Grauen,“ flüsterte er der Mutter zu; sie aber sagte mit einer fieberischen Hast und beinahe abergläubischen Angst: „Sie sind ein Pessimist, Mercadell; Ihr republikanisches Vorurtheil geht zu weit. Glauben Sie nicht, daß der Bonapartismus eine Zukunft hat, daß die Traditionen von Ruhm und Glanz auf künftige Geschlechter sich vererben?“

Der Blinde zuckte die Achseln. „Was den Bonapartismus in Achtung erhalten wird, das sind die inneren Institutionen, welche der Usurpator gegeben hat. Aber einmal vertrieben, werden die Bonapartes nicht anders nach Frankreich zurückkehren, als durch eine Revolution, nicht anders wieder zu Ansehen kommen, als

durch eine Republik, und sie werden, wenn sie durch eine solche gestiegen sind, nicht anders dauernd am Ruder bleiben, als durch ein inniges Zusammengehen mit der Nation. Vielleicht kann es einem neuen Usurpator gelingen, seinen Thron noch einmal auf den Trümmern der Volksfreiheit und des Volkswohles zu gründen, aber dieser Thron wird ihn nicht überdauern, und so wenig der König von Rom je den Kaiserthron des Usurpators erben wird, so wenig wird der Sohn des künftigen Usurpators dessen Thron besteigen. Es herrscht noch ein Princip in der Geschichte, das unerbittlich waltet: das Princip der Wahrheit und des sittlichen Rechts!"

Der Blinde schwieg und zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand; Hortense war erschüttert. „Ich habe mich gefreut, Sie wieder zu sehen, lieber Freund," sagte sie nach einer Pause sanft; „ich werde Sie besuchen, um mehr von Ihnen zu hören und mich zu überzeugen, ob Ihnen keine Behaglichkeit mangelt, die Ihren Zustand erträglicher machen kann. Adieu, mein lieber alter Freund!"

— „Adieu, Madame! ich danke Ihnen für Ihre Güte; aber Sie werden sich überzeugen, daß ich in meinem kleinen Heimwesen nichts vermisse."

„Gib dem Herrn die Hand, mein Kind, und sag' ihm guten Tag!" sagte die Herzogin zu ihrem jüngern Sohne, der sich dicht an ihrem Knie hielt, während der ältere, Napoleon Louis, schüchtern mit der Gouvernante ferne stand. — „Und Sie, Mercadell, segnen Sie ihn!"

Der Blinde zog den Knaben auf seine Kniee, streichelte ihm mit der Hand über sein Haar und Angesicht und fragte freundlich: „Wie heißest Du, mein Kind?"

„Charles Louis Napoleon," entgegnete der Knabe und sah nun ohne Schüchternheit auf.

— „Drei berühmte, große Namen," sagte der Blinde freundlich und mild; „mögen sie Dir Glück bringen, mein Sohn! Du bist vielleicht zu großen Dingen in der Welt ausersehen; aber vergiß nie, daß Wahrheit und Gerechtigkeit, Tugend und Fleiß, Mäßigung und Menschenliebe die alleinigen Talismane sind, welche

einen Menschen über seinesgleichen erheben. Denk an den alten blinden Mercadell und halte Dich frei von Leidenschaften!"

Der Knabe sah betroffen in das bewegte Gesicht des alten Mannes. „Ich will ja Kaiser werden," stammelte er.

„Ah, nicht übel, kleiner Mann! Du hast hohe Dinge im Kopfe," versetzte Mercadell ironisch. „Sticht die Fliege des Ehrgeizes auch Dich schon, Kind? Werde erst Mensch, werde ein ganzer Mann, und dann überlaß dem Schicksal die Stelle, auf die es Dich setzen wird!" Fast unwillig schob er den Knaben von seinem Knie herab, ergriff mit der einen Hand seinen Stock, mit der andern den Arm Madelons und wandte sich zum Gehen. „Adieu, Madame!" sagte er mit einer harten Miene des Spottes zu Hortense, die mit einiger Befangenheit diesen letzten Auftritt beobachtet hatte; „wenn Sie den kleinen Burschen da dereinst als Kaiser der Franzosen sehen wollen," fuhr er ironisch fort, „so trachten Sie aus ihm den Besten der Franzosen zu machen; sonst mag er wohl eine Krone erringen, aber sie nicht behalten — ganz wie der Andre!"

Hortense sah ihm gedankenvoll nach, wie er an Madelons Hand schnell hinwegging und mit seinem Stocke hart auf den Kies stieß. „Ist dies nur eine einzelne Stimme unter Millionen, oder denken noch Tausende wie dieser alte starre Republikaner?" fragte sie sich und sandte dann Marmann hinter ihm her, um zwei Männer, die ihm plötzlich folgten und die sie für Agenten von Fouché's Brigade hielt, von seinen Fersen zu entfernen. Diese Unterredung mit dem alten Manne, dessen unbestechlichen Charakter sie schon als Jungfrau bewundert, hatte die Zweifel in ihrer Seele furchtbar bestärkt und das, was seither Ahnung war, zu einer beängstigenden Gewißheit gemacht.

* * *

Ungefähr vierzehn Tage später trat Hortense eines Abends in das Kabinet des Kaisers, und traf denselben allein, an seinem Schreibtische beschäftigt, Aufzeichnungen zu machen, welche sich vermuthlich auf den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge bezogen,

denn es konnte nun niemand mehr entgehen, daß ein entscheidender Krieg auf Leben und Tod vor der Thüre war.

„Was willst Du, Hortense?" fragte Napoleon rauh, denn die Störung war ihm unwillkommen.

— „Ich wollte Sie mit dem Inhalt von Briefen bekannt machen, welche ich aus Deutschland erhalten habe," entgegnete Hortense. „Stephanie schreibt mir, daß die Stimmung in Deutschland eine unversöhnliche sei, daß man nicht eher rasten werde, als bis Sie wieder gestürzt seien. Sie meldet mir, daß unser Plan, den König von Rom aus Wien zu entführen, mißglückt und unsere beiden Agenten unverrichteter Dinge zurückgekommen seien."

„Das weiß ich schon seit gestern, Hortense; Stephanie mag die Weisheit ihrer Hofdiplomaten für sich behalten, denn mir ist seit Wochen kein leisester Zweifel mehr geblieben, daß wir einer ganzen Welt in Waffen gegenüber treten müssen. Aber ich habe eine Nation hinter mir, die auf Ehre hält, und sie werden einen Widerstand bis auf's Messer finden, wenn sie den Krieg wieder über unsre alte Grenze tragen. Warte bis morgen Abend. Morgen eröffne ich das Maifeld und ködere die Franzosen mit der Volks-Souveränität, die ich ihnen in Aussicht stelle . . . ."

— „Nur ködern wollen Sie, Sire, nicht mit vollem Herzen geben?" fragte Hortense halb vorwurfsvoll. „Oh, Papa, wenn man Sie nur nicht durchschaut, wenn es nur nicht zu spät ist! Die Franzosen sind so oft schon getäuscht worden."

„Hortense!" rief der Kaiser und sprang unwillig auf; „bah, man sollte mit euch Weibern nicht über Politik reden. Geh', mein Kind, und laß mich allein — ich habe zu schreiben und muß einen ruhigen klaren Kopf haben!"

— „Und was schreibst Du, Papa, wenn man fragen darf?" bat Hortense sanft und begütigend. „Schreibst Du an jenen posthumen Denkschriften, welche die Grundzüge Deiner politischen Pläne verzeichnen werden? . . . ."

„Ah, schon wieder Deine alte Marotte mit dem politischen Testamente!" fiel ihr Napoleon unwillig in's Wort; „auch Joseph und Lucian sangen mir schon dieses Lied; ihr könnt es nicht erwarten, bis ihr mich beerbt!"

— „Papa, Du bist ungerecht; mich kann dieser Vorwurf am wenigsten treffen, denn ich habe am wenigsten davon zu erwarten. Aber was ich schon seit Monaten vor Augen habe: diese furchtbare Arbeitslast, diese aufreibende Sorge, welcher Sie sich unterziehen, Sire, um die gewaltigen Summen herbeizuschaffen, daß Sie das Heer besolden und ausrüsten können, ohne den Beamten die Gehalte und Pensionen vorzuenthalten, daß Sie dem Volke den Glauben an die Unerschöpflichkeit der Hülfsquellen Frankreichs und derjenigen Ihres Genius beibringen, — diese fieberische Unruhe und peinigende krankhafte Hast, welche den Schlaf von Ihrem Lager scheucht, — diese hohlen Wangen und tiefliegenden glühenden Augen, Papa, — sie schneiden mir tief in's Herz und erwecken mir Befürchtungen für Sie, die ich mit aller Kraft der Seele und des Willens nicht bannen kann! . . . . Papa, welch ein hinfällig Ding ist ein Menschenleben! Ein Aederchen in Deinem Gehirn, das zerspringt, ein Nerv, welcher unter dieser erdrückenden Anstrengung erlahmt, kann Dich besinnungslos niederwerfen, wo Deine Fähigkeiten am unentbehrlichsten sind, und was soll dann aus dem Reiche werden? Ich sehe keinen Freund an Deiner Seite, nur unschlüssige, furchtsame Menschen mit schlechtem Gewissen und zweideutigen Gedanken . . . . ach, ein einziges Blatt mit Fingerzeigen kann dann wenigstens für den Augenblick der Verwirrung vorbeugen, welche alle Kräfte des Staates lähmen wird."

„Diese Sehnen und Adern und Nerven sind keine dünnen Zwirnfäden, welche so leicht zerreißen, Hortense! Ich werde leben und mein Werk hinausführen. Was würden Fingerzeige auf dem Papier helfen, in einer Zeit, wo jede Stunde die Lage der Dinge ändert? Laß mich erst den Angriff der Koalition zurückwerfen und Frankreichs innere Lage befestigen durch die Eröffnung der Kammern, durch die versprochene Verfassung, laß mich erst wieder etwas besitzen, was ich vererben kann, dann sollst Du Deinen Wunsch, welcher Dich mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee verfolgt, erfüllt sehen!"

— „Ich danke Dir für diese Beruhigung, Papa; aber ich wäre noch ruhiger, wenn Du die Muße auf Elba benützt hättest, wenigstens jenen Entwurf zu vollenden, von welchem wir damals sprachen."

„Ich habe mir keine Muße auf Elba gegönnt, Kind; Du selbst hast bei Deinem Besuch den Funken an die Lunte der Pulverkammer gelegt, welche den Thron der Bourbonen noch einmal in die Luft sprengte. Aber beruhige Dich, unter all den Geschäften und Korrespondenzen und Zettelungen, welche meine schlummerlosen Nächte auf Elba erfüllten, habe ich die Zeit gefunden, wenigstens einige Blätter mit Chiffern und offenen Aufzeichnungen zu beschreiben, die einige der wesentlichsten Punkte meines politischen Systems enthalten. Sie liegen dort in meinem Reiseschreibpult, und ich werde sie Dir einhändigen, ehe ich in's Feld ziehe."

— „Wie, Papa, Du selbst wolltest?" . . .

„Ich werde mich selber an die Spitze meiner Heere stellen und meinen Feinden zuvorkommen," sagte der Kaiser. „Ich habe zu Stande gebracht, was den getheilten Kräften meiner Feinde nicht gelingen wird, — ich habe 400,000 Mann unter die Fahne gerufen. Noch unterhandle ich um den Frieden, noch ist nicht jede Aussicht dazu verloren; aber in den nächsten zehn Tagen müssen die Würfel fallen, und wenn die Alliirten und ihr Kongreß den Frieden verschmähen, dann führe ich einen Schlag, der sie niederschmettern soll, ehe sie noch ihre ganze Streitkraft beisammen haben, was, wie mir meine Berichte melden, wohl vor Mitte Juli's noch nicht geschehen kann. — So, nun weißst Du genug! Geh', mein Kind und laß mich arbeiten! Ehe ich in's Feld rücke, sollst Du die Aufzeichnungen haben!" —

Am späten Abend des 11. Juni trafen Kuriere und Meldungen aller Art in den Tuilerieen ein und ganz unvermuthet erhielt gegen 10 Uhr Abends die Herzogin von St. Leu die Nachricht, daß der Kaiser noch in der Nacht abreisen werde. Sie eilte zu ihm und traf ihn schon reisefertig und in eiligster Hast. Der starken Frau bebte das Herz, als der Kaiser sie umarmte; in seinen Augen lag etwas, was ihr bange machte, denn die eherne Ruhe seiner Züge vermochte nur diejenigen zu täuschen, welche den Kaiser nicht näher kannten.

„Sie gehen, Sire," flüsterte sie, „und nie in Ihrem Leben waren Sie nothwendiger in der Hauptstadt, als in diesem Augen-

blicke! Paris nur halb befestigt und ohne einen Kommandanten, welcher Vertrauen einflößt; Frankreichs Widerstand noch nicht ganz organisirt, ein Streit und Schwanken der Meinungen in der Gesetzgebung, ein Ministerium ohne öffentliches Vertrauen! . . . Oh Papa, was wird daraus werden?"

— „Du siehst Gespenster, Hortense! Die Gefahr droht in der Peripherie, nicht im Centrum," entgegnete der Kaiser. „In sechs bis acht Tagen bin ich wieder zurück und Frankreich wird leichter athmen! Bis dahin adieu, mein Kind! behalte den Kopf hübsch oben!"

„Adieu, Papa! meine heißesten Segenswünsche begleiten Sie, denn mehr als je fürchte ich für Ihr Leben! Aber Sie versprachen mir etwas zurückzulassen — das Papier in Chiffern, Ihr Memoire . . . ."

— „Ah, ich vergaß im Strudel der Geschäfte, liebes Kind! — Constant, he, Constant . . . ."

„Majestät befehlen?"

— „Mein kleines Reiseschreibepult von Rosenholz mit Silber eingelegt," rief Napoleon lebhaft; „Du hast es eingepackt."

„Gewiß, Sire, ganz nach Eurer Majestät Befehl! Es ist auf dem ersten Fourgon, der vor einer Stunde abgegangen!

— „Entsetzlich, Sire! ein schlimmes Omen!" flüsterte Hortense.

„Nicht doch, ich sende Dir das Papier vom ersten Nachtquartier aus, Hortense. Erinnere mich, Constant, daß ich der Herzogin Depeschen zu senden habe, und lege mir das Reiseschreibpult in meinen Wagen. Adieu, Hortense! auf Wiedersehen!"

— „Auf baldiges, glückliches Wiedersehen!" sprach die Herzogin von St. Leu, düsterer Ahnungen voll und mit der bestimmten Befürchtung, daß sie die Schrift in Chiffern wohl kaum jemals bekommen werde.

Acht Tage später ward die Schlacht von Waterloo geschlagen, und unter dem Gepäcke des Kaisers, welches den Alliirten in die Hände fiel, war auch das Reiseschreibpult. Wohin ist es gekommen und wer hat jene Blätter mit Chiffern zu sich genommen, welche für die Familie des geschlagenen Kaisers so werthvoll war? Die Geschichte schweigt hierüber, aber unsere Leser werden später noch

erfahren, was aus diesem ersten Testamente Napoleons geworden ist, dessen Verlust den entthronten Helden zwang, in der Verbannung auf St. Helena ein andres zu entwerfen und zwar so, daß die Augen seiner Häscher keine Ahnung davon hatten.

Hortense sah ihren Stiefvater noch mehrere Tage. Als der Kriegsrath seiner Generale ihm den Entschluß widerrieth, bei Laon noch eine Schlacht zu wagen, und ihn beinahe zwang, das Heer zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, hörte er schon unterwegs, daß die Herzogin von St. Leu Paris verlassen und sich nach Malmaison, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, begeben habe. Er wollte sie dort aufsuchen und hoffte, bei ihr Trost zu finden. „Mir ist als sei mein guter Engel wieder bei mir, wenn ich sie sehe," sagte er; „sie ist die einzige Frau meiner Familie, welche mit dankbarer Liebe an mir hängt."

Die nächsten Tage waren für den Kaiser mit allzu aufreibenden Ereignissen angefüllt. Am 21. Juni Morgens 4 Uhr steigt er im Palais Elisée ab, und die widerstrebendsten Rathschläge seiner Brüder und Minister werfen ihn hin und her, bis die Nachricht, daß die Deputirtenkammer das Vaterland in Gefahr und sich für permanent erklärt, daß ein Theil der Nationalgarde von Paris die Waffen niedergelegt habe, selbst seine Brüder dazu bestimmt, dem Kaiser zur Abdankung zu rathen. Er beruft am 22. Juni seine Minister, unter denen bereits der schnödeste feigste Verrath Platz gegriffen, zur Berathung, setzt ihnen die Gründe, welche ihn zur Abdankung bestimmen, anscheinend kalt und ruhig auseinander und unterzeichnet dann die schon zuvor von Lucian verfaßte Urkunde, welche er ihnen vorgelesen und worin er seinen Sohn unter dem Titel Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen proklamirt hatte. Hiemit fiel der Vorhang über dem öffentlichen Leben des Kaisers, vor welchem die halbe Welt gezittert hatte, zum zweiten Male. Dem ecklen Gezänke in den Kammern über die Gültigkeit oder Ungültigkeit seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes entging Napoleon dadurch, daß er nach Malmaison bei Rueil hinausfuhr und Hortensens Gastfreundschaft nachsuchte, welche ihm denn auch bereitwillig gewährt ward, obschon viele Schwachherzige und Laue die Herzogin davor gewarnt hatten. Hortense hatte jedoch darauf

nur fest erwidert: „Was kümmern mich die Folgen meines Schrittes? Der Kaiser hat mich immer als sein Kind behandelt, und ich werde daher ihm stets eine treue und dankbare Tochter sein. Meinem eigenen Herzensdrang zu genügen, ist mir erstes Bedürfniß.“

Und Hortense behandelte ihren Vater in diesen Tagen mit einer erfinderischen schonenden Rücksicht, mit einer Zärtlichkeit und Treue, wie sie nicht schöner gedacht werden kann! Ihre milde verständige Hand legte Balsam auf die Wunden, welche das Geschick diesem starken Manne geschlagen, als er von einem jähen Entschlusse fortgerissen, den Bann gebrochen und sich wieder an die Spitze Frankreichs gestellt, aber die Erwartungen der Nation getäuscht und seine alte Thatkraft und Willenskraft verloren hatte. Keine noch so leise Anspielung mehr an das verlorene kostbare Papier, keine Andeutung wegen der Zukunft, die unter der Wucht dieses großen Schicksalsschlages Grausamkeit gegen den Bedrängten gewesen wäre; keinerlei leiser Vorwurf wegen seines Schwankens, Zögerns, seiner Unschlüssigkeit, seiner unredlichen Vorspiegelungen, die er sich gegen die Nation hatte zu Schulden kommen lassen! Hortense bemühte sich vielmehr, durch ihr zutrauliches, sanftes, liebenswürdiges Gebahren in dem Kaiser die Erinnerungen an ihre anmuthige Mutter wieder zu erwecken, an die ja die ganze Umgebung in diesem reizenden Schlosse ihn gemahnte: diese großen Bildnisse Friedrichs des Großen, Franz I., Alexanders, diese Gemälde und Bildwerke, welche ihm aus den Tagen des Consulats noch so vertraut waren und ihm tausend trauliche Stunden aus der schönsten Zeit seines werdenden Kriegsruhms und seiner ersten Ehe ins Gedächtniß riefen. Hortensens milder, sänftigender und tröstlicher Einfluß spiegelte sich wieder in jenem Abschied an das Heer, den der entthronte Kaiser in Malmaison erlassen und den die provisorische Regierung und die fremde Diplomatie unterschlagen hatten, so daß er nicht einmal in den Moniteur, geschweige denn an das Heer gelangte. Sie suchte der entwürdigenden Beschimpfung den Stachel abzubrechen, als die Regierungs-Kommission den Generallieutenant Becker nach Malmaison sandte, um den Kaiser zu bewachen, damit er nicht neue Unruhen und Aufstände anzettle, welche die Fanatiker der Ruhe in Paris erschreckt hätten. Hortense suchte

ihm so viele Ruhe und Sammlung zu geben, daß er über die nächsten Schritte zur Sicherung seiner persönlichen Unabhängigkeit reiflicher nachdenken konnte. Und als die Preußen am 29. Juni von Chatou und Argenteuil her sich La Malmaison näherten, als Napoleon an weitere Flucht denken mußte, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen, welche es auf seine Person abgesehen hatten, als Napoleon sich von hier losreißen und in Civilkleidern diese erste Etappe seines Exils verlassen mußte, als er von Hortense und ihrem zweiten Sohne Louis Napoleon einen hastigen zärtlichen Abschied genommen und mit diesem letzten Kusse feuchten Auges ihren Liebling adoptirt hatte, — da drang ihm Hortense noch ihren Brillantschmuck als Nothpfennig auf und sagte: „Auf Wiedersehen in den Vereinigten Staaten, Papa, wenn die provisorische Regierung Ihnen die beiden Fregatten in Rochefort zur Verfügung stellt, mit welchen Sie nach Amerika reisen wollen.

Allein diese Fregatten wurden bekanntlich dem entthronten Kaiser nicht gewährt, und Napoleon flüchtete heimlich vor den Verhaftsbefehlen des elenden Davoust, und Hortense und ihr Stiefvater sahen sich niemals wieder.

Zweites Buch.

1.

Seit den Tagen, welche wir im vorigen Kapitel geschildert, sind mehr als zwei Jahre vergangen. Die Herrschaft des großen Kaisers, welche wir im vorigen Kapitel durch Verrath, Feigheit und Selbstsucht aus den Fugen gehen sahen, ist in Trümmer zerfallen. Der Mann des Jahrhunderts, welcher durch ein Stirnrunzeln, ein Sporenklirren zuvor Europa, ja die halbe Welt zittern machte, sitzt als Gefangener auf einem einsamen kahlen Felsen draußen im atlantischen Ocean, und reibt sich langsam aber sicher auf in peinlichen Erinnerungen, leeren Hoffnungen auf Freiheit, in täglichem Streit und Hader mit seinem Gefangenwärter, dem kalten pedantischen General-Lieutenant Sir Hudsow Lowe. Die Familie der Napoleoniden ist zerstreut und nur ein kleiner Theil derselben sitzt in Rom beisammen, führt ein ziemlich stilles und zurückgezogenes Leben und brütet über vergeblichen unausführbaren Plänen zu politischen Komplotten, zur Entführung des entthronten Kaisers von dem Felseneiland St. Helena, zur Sammlung der aus einander geschleuderten Getreuen der ruhmreichen Kaiserzeit.

Nur einige wenige der näheren Angehörigen des Kaisers enthalten sich aller aktiven Theilnahme an diesen vergeblichen Umtrieben:

Marie-Luise, die nunmehrige Regentin von Parma, aus Furcht vor dem finstern Metternich und weil ihr Sinn von anderen Dingen erfüllt ist, weil ihr Oberstallmeister Graf Neipperg sie so zu beschäftigen weiß, daß sie auf die vergangene Kaiserzeit zurückblickt wie auf einen bloßen Traum aus dem sie erwacht ist.

Der kleine Prinz oder Herzog von Reichsstadt, der in Wien Vokabeln und Tanzen lernt und den die Metternich'sche Politik in einem engbegrenzten ungefährlichen weibischen Ideenkreis erziehen will.

Hortense, die Herzogin von St. Leu, weil sie sich überzeugt hat, daß augenblicklich die Zeit des Kaiserreichs vorüber, daß Frankreich und Europa der Kriege und Kämpfe müde ist und sich nach ruhiger Entwickelung seiner volkswirthschaftlichen Interessen sehnt; weil sie einsieht, daß nur sehr wenige von den Marschällen ihres Stiefvaters noch erbötig wären, sich an einer neuen Schilderhebung zu seinen Gunsten zu betheiligen, da alle nur den Wunsch hegen, jetzt in Ruhe das zu genießen, was sie entweder der Freigebigkeit des Kaisers als Lohn ihrer Treue oder der Gnade der Bourbonen als Preis ihres Verrathes an dem Kaiser verdanken; — Hortense, weil sie genug mit sich selbst zu thun hat um ihre Kinder zu behalten, deren Herausgabe ihr Gemahl sogar auf dem Prozeßwege verlangt, und ihre Knaben zu Männern zu erziehen, welche dereinst berufen seien, den Ruhm der Napoleoniden aufrecht zu erhalten und die Saat zu pflegen, welche das Genie Napoleons der fruchtbaren Erde der Geschichte anvertraut hat!

Und der Kaiser selbst, obschon nie ruhig und wahrhaft ergebungsvoll, sieht sich gelähmt und mit gebundenen Gliedern als der Gefangene des britischen Kabinets, welches sich den anderen Großmächten Europa's gegenüber verbindlich gemacht hat, dafür zu sorgen, daß der entthronte Held weder von St. Helena entkomme noch von dort aus neue Staatsstreiche und Empörungen zettele, welche die Ruhe Europa's abermals und ferner in Frage stellen! Welche Qualen zehren an diesem Manne, dessen gewaltigem Ehrgeiz und umfassendem Geiste seither ein Reich, ja ein Welttheil zu eng war und den nun in Longwood ein paar Tagewerke schattenlosen Grundes einer Hochebene einengen, auf welche abwechselnd die Glut einer tropischen Sonne niederbrennt oder die Regen und Nebel der Wendekreise eine ungesunde, unbehagliche Feuchtigkeit ablagern! Wie fällt von dem ganzen Riesenbau der Pläne, welche Napoleons Geist aufgebaut hat, Span um Span, Balken auf Balken, bis die ganze Pyramide über den gemarterten Urheber hereinstürzt und ihn zerdrückt!

Wie furchtbar schmerzlich und aufreibend waren nur allein jene drei Wochen, zwischen der Stunde der Abreise des besiegten Kaisers von Malmaison bis zu der unseligen Stunde, wo er sich hatte bewegen lassen, am 15. Juli 1815 den Fuß auf das Verdeck der englischen Fregatte Bellerophon zu setzen, um als eine Trophäe der Engländer aus der Schlacht von Waterloo dem britischen Volke gleichsam in seiner ganzen Hülflosigkeit als heimathlos, isolirt und verstoßen gezeigt zu werden! Wie hatte Napoleon so widerstrebende und diametral entgegengesetzte Erfahrungen an den Männern erfahren müssen, die ihn umgeben und unter den Stürmen jener Tage den Kopf noch weit mehr verloren hatten, als er selbst! Wie hatten Zaudern, Schwanken, Sorge um den eigenen Vortheil selbst die ihm zunächst Stehenden so sehr verblendet gegen die Wucht der Ereignisse, gegen die Forderungen der Nothwendigkeit, daß man unter kopflosem Warten auf Dinge, die unmöglich mehr eintreten würden, die beste Zeit verstreichen ließ, welche dem Kaiser das ungehemmte Entkommen nach Nord-Amerika gesichert hätte! Wie hatten Männer, die dem Kaiser alles verdankten, z. B. der General-Adjutant und Großmarschall Graf Bertrand, aus Rücksicht auf eigenen Vortheil und Bequemlichkeit, die Reise des Kaisers nach Rochefort verzögert und die Flucht nach Amerika unmöglich gemacht! Der Umstand, daß ein Theil der Wagen und Fourgons, auf denen sich die Bagage des Kaisers und seiner Begleiter befand, irrthümlich nach La-Rochelle anstatt nach Rochefort geschickt worden war, hatte Bertrand veranlaßt, den Kaiser mit Vertröstungen, mit ideologischen Hoffnungen hinhalten zu helfen, nur damit die Gräfin Bertrand ihre Shawls und Brillanten nicht verliere, welche sich auf diesen irre geschickten Fourgons befanden! Wie kleinlich können selbst Menschen von sonst großem Herzen in Tagen denken und handeln, wo ihnen der seitherige sichere Boden unter den Füßen wankt, und zu welchen schönen Opfern zeigen sich Andere bereit in den Stunden der Gefahr! Als durch die unbegreifliche Rathlosigkeit der Umgebungen des Kaisers fünf wichtige Tage versäumt worden waren, um mit den beiden Fregatten Saale und Medusa (welche die provisorische Regierung dem besiegten Kaiser zur Verfügung gestellt hatte, damit er nach Amerika reise) die Küste Frank-

reichs unbehelligt zu verlassen, als die englischen Kreuzer auf der Höhe der Insel Aix erschienen waren und den Hafen von Rochefort blockirten, da zeigte sich deutlich der Zauber, welchen der Ruhm des Kaisers auf seine Soldaten ausübte, und die begeisterte Hingebung, welche ihm von einzelnen seiner Anhänger gezollt wurde. Der General Clauzel war erbötig, mit dem unter seinem Befehl stehenden Corps von 10,000 Mann zum Kaiser überzugehen und dadurch die Armee der Loire mit sich fortzureißen, damit Napoleon an der Spitze von 30—40,000 Mann regelmäßiger Truppen und eines Haufens von hunderttausend bewaffneten Bauern auf Paris marschiren und die verrätherischen Kammern und die provisorische Regierung verjagen und Frankreich gegen die Invasion zu den Waffen rufen könne. Der Kapitän Baudin (der spätere Vice-Admiral) von der Corvette Bajadere, welche damals in der Mündung der Gironde stationirt war, erbot sich aus freien Stücken, den Kaiser aufzunehmen und trotz aller englischen Kreuzer ans Ende der Welt zu bringen. Da trugen sich die Marine-Offiziere in Rochefort an, selber eine Sloop zu bemannen und mit derselben oder zwei bedeckten Schaluppen den Kaiser nach Amerika zu bringen. Und als die Blockade durch den „Bellerophon" es unmöglich zu machen schien, daß irgend ein Fahrzeug mehr die Rhede von Rochefort verlasse, da erbot sich der Kapitän Poné von der Medusa, sich und sein Fahrzeug zu opfern, um den Kaiser zu retten: er wollte unter dem Schutze der Nacht der „Saale" voranfahren, den Bellerophon vor Anker überrumpeln und Bord an Bord mit ihm anbinden, sich dicht an seine Flanke legen und alle seine Bewegungen hemmen, damit unterdessen der Kaiser auf der Saale in See stechen und durch die übrigen englischen Kreuzer, eine Corvette von 22 Kanonen und ein Avisoschiff, brechen und einen Vorsprung gewinnen könne, denn Kapitän Poné war entschlossen, nicht vom „Bellerophon" zu lassen, sondern sich lieber mit demselben in die Luft zu sprengen. Ja als Joseph Bonaparte von der provisorischen Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, sich in Bordeaux nach Amerika einzuschiffen, und, um Abschied von seinem kaiserlichen Bruder zu nehmen, nach der Insel Aix gekommen war, erbot Joseph sich gegen den Kaiser, die Rolle mit diesem zu tauschen und für ihn

allen weiteren Gefahren zu trotzen, während Napoleon unter dem Schutz der außerordentlichen Aehnlichkeit Beider statt seiner sich in Bordeaux nach Amerika einschiffen sollte, was um so mehr Chancen des Gelingens versprach, weil Prinz Joseph schon alle hierauf bezüglichen Maßnahmen eingeleitet hatte; — ein Anerbieten, welches Napoleon in seiner damaligen zerfahrnen und unschlüssigen Stimmung nicht annehmen wollte, auch um seinen Bruder keiner Gefahr oder Verantwortung auszusetzen. Ja, als das Schicksal des Kaisers schon besiegelt schien, und er an Bord des „Northumberland" gehen sollte, boten sich ihm gediente Offiziere zu Leibdienern an, in der Absicht und mit dem stillen Vorsatz, später zur Befreiung ihres Kaisers mitzuwirken. Und einen derselben, einen Polen von guter Familie und Kapitän in einem Lanciers-Regiment, einen gewissen Piontowski, nahm der entthronte Kaiser wirklich auf dessen dringende Bitten als Fourier in seine Dienste und nach der Insel St. Helena, wo wir ihn wieder treffen werden!

Während selbst untergeordnete Leute solche Anerbietungen machten, welche der Kaiser anzunehmen Bedenken trug, weil er noch immer zu keinem definitiven Entschluß gelangen konnte, ging der Verrath in Paris mit Riesenschritten vorwärts, und der Kaiser war zu jenem unseligen Entschlusse und letzten Schritte gedrängt, sich den Engländern zu überliefern, was das Unbegreiflichste und Verderblichste war, das er überhaupt hätte thun können.

Am 15. Juli 1815 hatte der Kaiser das Verdeck des Bellerophon betreten und damit alle seine Schiffe hinter sich verbrannt. Am 5. August erlebte er die Demüthigung, sich und alle seine Begleiter wie Kriegsgefangene behandelt zu sehen, indem man ihnen die Waffen abverlangte, und ihr Gepäck genau musterte, um alles Gold und alle Diamanten hinwegzunehmen. Am 9. August verließ der Kaiser an Bord des „Northumberland" die Küste Englands und warf der in der Ferne auftauchenden Küste der Bretagne die letzten schmerzlichen Scheidegrüße zu. Am 23. September passirte der Kaiser den Aequator, und am 16. Oktober 1815 gegen Mittag ging der „Northumberland" auf der Rhede von St. Helena vor Anker, in geringer Entfernung von dem kleinen Dorfe Jamestown, welches der Haupt- und Hafenort der Insel ist. Am 17.

schiffte sich Napoleon aus und bestieg das Felseneiland, in seinem Fatalismus ziemlich schmerzhaft erinnert an dieselbe Stunde, um welche er zwei Jahre früher die Schlacht bei Leipzig verloren hatte. Am 11. December bezog Napoleon jene ungesunde Wohnung zu Longwood. Am 15. April 1816 stellte sich ihm jener General-Lieutenant Sir Hudson Lowe vor, dessen unerbittlicher strenger Gehorsam gegen die ihm ertheilten ministeriellen Weisungen und dessen stets reges Mißtrauen wegen möglicher Komplotte zur Befreiung des Kaisers ihm von Napoleon den Namen seines „Henkers" eingetragen haben. Allerdings mag von Seiten des Kaisers viel Vorurtheil gegen den Gouverneur mit untergelaufen sein, welcher in dem Rufe eines höchst uneigennützigen und energischen Mannes stand und dessen Erhebung auf einen Posten von solcher Wichtigkeit und Verantwortlichkeit genugsam beweist, daß er in seinem Vaterlande als ein Mann von Verdienst bekannt war; allein nichts desto weniger ist es unleugbare Thatsache, daß der stete Aerger über die beinahe täglichen Reibungen zwischen dem gefangenen Kaiser und dem Gouverneur wesentlich dazu beigetragen haben, Napoleon's Gesundheit zu untergraben und jenes furchtbare Magenleiden zu entwickeln, welchem der Kaiser schon nach wenigen Jahren erlag.

Im ersten Jahr seiner Gefangenschaft war der Kaiser geistig und gemüthlich noch allzu sehr erschüttert von den furchtbaren Ereignissen, welche über sein Haupt hingegangen waren, und von den Reibungen und Kämpfen, welche er mit dem Admiral Cockburn und dem Gouverneur Hudson Lowe zu bestehen hatte, weil sie ihm weder den Titel eines Kaisers zuerkennen, noch in all das willigen wollten, was Napoleon an persönlicher Freiheit und ungehemmter Bewegung auf der Insel beanspruchte. — Napoleon war, wie gesagt, zu sehr erschüttert, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich anhaltend geistig zu beschäftigen. Er begann zwar seine Memoiren zu diktiren, wobei ihm bald der Graf Las Cases, bald Graf Montholon und anfangs auch der General Gourgaud zu Sekretären dienten. Allein der beste Beweis, daß er sich noch nicht ruhig und gefaßt genug zu einem solchen Unternehmen fühlte, daß die wilde Thatkraft, die ihn früher unablässig erfüllt und beschäftigt hatte, noch nicht erloschen war, daß der vergebliche Drang nach schöpferi-

scher Thätigkeit ihn beinahe aufrieb und ihm keine Ruhe ließ, seine Gedanken und Fähigkeiten auf eine andre geistige Arbeit zu concentriren, — mag darin gefunden werden, daß im ersten Jahr seiner Gefangenschaft jene Abfassung seiner Denkwürdigkeiten noch keine bedeutenden Fortschritte machte, indem Napoleon gewöhnlich das was er am vorigen Tage diktirt und was man ihm vorgelesen und in's Reine geschrieben hatte, am andern Tage wieder umarbeitete und von neuem diktirte, und selbst dann noch kaum damit zufrieden war. Selbst in seinen Gesprächen mit den vier Männern, die ihn in seine Verbannung und Gefangenschaft begleitet hatten, nämlich mit dem Großmarschall Grafen Bertrand, den Grafen Montholon und Las Cases, dem General Gourgaud und dem irischen Arzt Dr. O'Meara (dem frühern Wundarzt der Fregatte „Bellerophon", welcher sich aus freien Stücken und aus Hochachtung für den Kaiser und echter Sympathie für denselben entschlossen hatte, Napoleon nach St. Helena zu folgen), — trat das so sehr verwundete Gemüth des gestürzten Monarchen noch deutlich genug zu Tage. Der Kaiser erging sich am liebsten in Erinnerungen an seine Jugend und seine ersten Feldzüge, an die ersten Jahre der Revolution, an den Beginn seiner Ehe mit Josephine und an das einfache schlicht-bürgerliche Leben, welches er damals geführt hatte. Wenn er von seinen politischen Handlungen sprach, so geschah es gewissermaßen nur, um einzelne derselben zu erläutern oder zu rechtfertigen, wie z. B. die Erschießung des Herzogs von Enghien, den Staatsstreich gegen den Convent u. s. w., von denen er sehr gut wußte, daß sie zu seinem Nachtheil gedeutet und ausgelegt worden waren. Noch war er nicht dahin gelangt, für das zerrissene und verbitterte Gemüth und den durch fruchtlose Aufregung und Grübeleien gequälten Geist ein heilsames Vergessen zu suchen in stetiger geistiger Beschäftigung, in schöpferischer Arbeit. Aeußere Anstöße mußten ihn erst dazu führen.

Einer dieser Anstöße war die strenge Ueberwachung aller und jeder Korrespondenz des Kaisers und seiner Begleiter, welche so weit ging, daß alle Briefe von ihnen nach auswärts und von auswärts an sie entweder durch die Hände des Admirals oder diejenigen des Gouverneurs passiren mußten, welche die Verpflich-

tung hatten, sich mit deren Inhalt genau vertraut zu machen. Diese Maßregel hatte Napoleon bestimmt, auf allen und jeden Briefwechsel mit seiner Familie zu verzichten, und mußte unbedingt über kurz oder lang zu Verwickelungen führen, welche dem finstern Hudson Lowe willkommene Gelegenheit gaben, seiner gehässigen Bitterkeit gegen den Kaiser den Lauf zu lassen und sich an demselben wegen der geringschätzigen Behandlung zu rächen, welche Napoleon diesem Mann angedeihen ließ, von dem er, mit jenem physiognomischen Instinkt, der vielleicht manchmal trügt, aber doch mehr oder weniger unsere Sympathieen oder Antipathieen leitet, schon am ersten Tage gesagt hatte: „Das ist ein bösartiger Mensch; als er mich betrachtete, war sein Auge wie das einer in der Falle gefangenen Hyäne; trauen Sie ihm nicht, meine Herren! .... seine Miene gemahnt mich an diejenige eines venezianischen Sbirren. Wer weiß, vielleicht wird er mein Henker seyn! Wir wollen ihn indeß nicht so hastig beurtheilen, denn sein sittlicher Charakter kann ja im Grunde möglicherweise wieder gut machen, was sein Gesicht Unheimliches hat!" Unglücklicherweise aber that Sir Hudson Lowe gar nichts, um den ungünstigen Eindruck zu entkräften, welchen seine Erscheinung instinktmäßig auf den Kaiser gemacht hatte, sondern erwies sich im Ganzen mißtrauisch, engherzig und unwahr und im Einzelnen kleinlich, boshaft und eiterbissig gegen den gefangenen Napoleon, gehässig, mißtrauisch, knauserig und filzig gegen dessen Gefolge, und stets doppelzüngig und sophistisch, wenn es galt, seine eigenen Handlungen zu beschönigen oder diese dem Interesse seiner Leidenschaften und den von ihm angestrebten Zwecken gemäß auszulegen. Beinahe jede Beziehung, in welche Sir Hudson Lowe zu Napoleon getreten war, hatte von Anbeginn an das Gepräge einer Feindseligkeit, einer Verkümmerung auch der unschuldigsten persönlichen Freiheit oder Freude getragen, und manche seiner Verfügungen trugen den Stempel einer gehässigen Knauserei, welche entschieden erbittern mußte. So hatte der Gouverneur Lowe an das Gefolge Napoleons das Ansinnen gestellt, daß diese Herren für ihren und ihrer Familien Unterhalt einen gewissen Antheil an den Kosten der Einrichtung von Longwood und der allgemeinen Verpflegung (200,000 Franken per Jahr oder 16,000 Franken monatlich) tragen sollten,

während die Krone England sich im Juli 1815 verpflichtet hatte, für den Unterhalt Napoleons und seiner Begleiter auf St. Helena allein zu sorgen. Napoleon bezog sich anfangs auf diese Zusage und weigerte sich, auf die Forderung des Gouverneurs einzugehen; allein dieser bestand darauf, daß ihm der Kaiser oder sein Gefolge den Ausfall in seinem Budget ersetzen müßten, und Napoleon ließ nun beinahe sein ganzes Silbergeschirr mit Axthieben zusammenschlagen, und drei Sendungen davon, im Gesammtgewicht von drei Centnern, wurden nach Jamestown geschafft und dort zum Werthe von altem Silber verkauft, und Napoleon bequemte sich dazu, auf eine seiner liebsten Gewohnheiten zu verzichten und lieber auf schlechtem chinesischem Porzellan und englischem Steingut zu speisen, als den Gouverneur um die Gefälligkeit anzugehen, daß er nach London schreibe, um vom Kabinet den Zuschuß zur Deckung des Ausfalls in seinem Budget zu verlangen, worauf die ganze Quälerei muthmaßlich abgesehen war.

Obschon an jeder Stelle seines Gemüthslebens verletzt, wo ein Mensch nur empfindlich seyn kann, hatte Napoleon doch mit einer großen Kraft der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung in den meisten Stücken des Kampfes gegen allzu strenge und servile Auslegung und Ausführung der Instruktionen des Gouverneurs nachgegeben und auf manche kleine Behaglichkeiten verzichtet, welche vielleicht dem seiner Freiheit Beraubten doppelt werth sind. Der Admiral hatte am 1. Januar 1816 dem Kaiser seine Jagdflinten, welche aus Europa angekommen waren, zugesandt, um dem Gefangenen, der an den traurigen und ungesunden Aufenthalt auf der stürmischen Hochebene gebannt war, einen kleinen Zeitvertreib, eine mit Leibesübung verbundene Erholung zu gönnen; aber der Gouverneur Lowe hatte diese Zugeständnisse, welche er nicht zu hindern vermochte, dadurch verkümmert, daß er die Bedingung beifügte, die Flinten dürften zwar gebraucht, müßten aber jeden Abend dem wachthabenden Offizier wieder zur Aufbewahrung übergeben werden, worauf Napoleon mit einem bedeutsamen Lächeln die Gewehre wieder an den Gouverneur zurückwies. — Napoleon hatte es unter seiner Würde erachtet, Beschwerden über einzelne kleinliche Chicanen und Bedrückungen des Gouverneurs an den neuen Admiral Sir

Pulteney Malcolm, welcher zugleich Kommissär der britischen Regierung war, oder an die Kommissäre von Rußland, Oesterreich und Frankreich zu bringen, nämlich an den Grafen Balmain, den Baron Stürmer und den Marquis de Montchenu, welche am 17. Juni 1816 auf der Fregatte „Newcastle“ auf St. Helena eingetroffen waren. Er hatte diese Herren nicht empfangen wollen, weil er ihnen nicht die Eigenschaft als Oberaufseher über seine Gefangenschaft zuerkennen wollte, und weil der Gouverneur es nicht zuließ, daß die drei Kommissäre von Rußland, Oesterreich und Frankreich Napoleon nur als bloße Privatpersonen vorgestellt würden. Diese Weigerung des Kaisers war vielleicht weniger auf persönlichem Ehrgeiz oder Empfindlichkeit als auf wohl motivirten Begriffen von Schicklichkeit gegründet, beraubte aber Napoleon des Anspruchs auf die Unterstützung der Kommissäre, als der Gouverneur seinen Plan ins Werk setzte, das Gefolge des Kaisers zu vermindern und den Gefangenen zu isoliren. Die Gräfin Bertrand, eine verwöhnte anspruchsvolle Kreolin, welche ihren Gatten ganz beherrschte, mochte allerdings durch ihre manchfachen Ansprüche dem Gouverneur vielen Grund zur Unzufriedenheit gegeben haben; aber Lowe hielt sie und ihren Gatten, die sich beide unverhohlen sehr nach der Freiheit und nach Europa zurücksehnten, offenbar für weit ungefährlicher als den Grafen Las Cases und dessen Sohn, welche bei dem Kaiser die Stelle von Sekretären vertraten, und auf deren Entfernung, sowie auf diejenige einiger untergeordneter Personen des Gefolges, der Gouverneur ganz besonders hinarbeitete. Da Napoleon dem Gouverneur Lowe angesichts des Admirals Malcolm mit mehr Offenheit als Klugheit in’s Gesicht erklärt hatte: er, Sir Hudson Lowe, habe niemals das Gefühl eines Mannes von Ehre gekannt und solle sich nicht wieder unterstehen, ihm unter die Augen zu treten, es sey denn, daß er ihm das Todesurtheil zu verkündigen habe, — so war der Krieg zwischen beiden nun ein offener geworden und der materielle Sieg mußte nothgedrungen auf der Seite des Gouverneurs bleiben, welchem ja die Gewalt zur Seite stand. Der britische Gouverneur hätte nicht menschlich fühlen, sich jeder Rücksicht auf die Achtung seiner Untergebenen entschlagen müssen, wenn er, ohnedieß stets

unruhig, mißtrauisch und erfinderisch in kleinlichen Quälereien und Wortklaubereien, — dieß nicht Napoleon wieder eingetränkt hätte.

Der Verkauf des Silberzeugs begann ungefähr gleichzeitig mit der Verminderung der Dienerschaft des Kaisers. Sein Jäger Rousseau, sein Silberkämmerer Archambault waren dem Kaiser entbehrlich. Der vierte Hausbeamte, Piontowski, ein ehemaliger polnischer Offizier, welcher mit Napoleon schon auf der Insel Elba gewesen und auf sein ausdrückliches Verlangen nach St. Helena geschickt worden war, mochte trotz seiner schwärmerischen Anhänglichkeit und unbedingten Ergebenheit an den Kaiser diesem doch nicht so vertraut seyn und so nahe stehen, daß sein Verlust Napoleon tiefer geschmerzt hätte. Allein dem Gouverneur erschien dieser Piontowski und noch mehr ein anderer Hausbeamter des Kaisers, ein Korse Namens Santini, verdächtig, denn Lowe und seine Myrmidonen glaubten in den Augen dieser beiden, Napoleon vergötternden Männer die drohende Möglichkeit gelesen haben, daß diese Fanatiker über kurz oder lang mit Kugel oder Dolch an Sir Hudson Lowe die Demüthigungen rächen könnten, welche der Gouverneur täglich über seinen Gefangenen verhängte; und darum verlangte Lowe ihre Entfernung, obschon er sich wohl hütete, den Grund davon anzugeben. Der Verlust Santini's ging dem Kaiser nahe, denn der Mann war schon seit Jahren täglich um ihn und er konnte sich auf seine Treue verlassen, wie auf diejenige eines Hundes. Der Kaiser trennte sich daher von ihm nur schmerzlich und nur mit Rücksicht auf die tragischen Folgen eines Schrittes, wozu den wilden Santini mit seinen corsischen Begriffen von der Berechtigung der Vendetta oder Blutrache bei längerem Aufenthalt auf St. Helena die tägliche Wahrnehmung der endlosen Unbilden seines Gebieters hätte treiben können. Die vier genannten Männer verließen daher am 18. Oktober 1816 die Insel.

Die Zumuthung des Gouverneurs, daß Napoleon und seine Gefährten eine jährliche Summe von 20,000 Pfd. Sterling zu den Kosten ihrer Verpflegung beitragen sollten und die hierdurch herbeigeführte Veräußerung des kaiserlichen Silbergeschirres bis auf das allernothwendigste, was zum persönlichen Gebrauche Napoleons diente, hatten diesen im tiefsten Innern empört und auf seine

Schicksalsgenossen kaum einen minder peinlichen und empörenden Eindruck gemacht, zumal man aus den vom Parlament angenommenen Bills vom 16. April 1816 deutlich ersehen konnte, wie sehr das englische Ministerium den Eindruck fürchten mochte, welchen die Bekanntwerdung der vollen Wahrheit über die Behandlung des Kaisers in Longwood auf die gesammte öffentliche Meinung in Europa ausüben würde. Napoleon hatte, nachdem er von jener Bill und ihren neuen, noch strenger einschränkenden Bestimmungen hinsichtlich seiner Haft amtliche Kunde erhalten, an seine Mutter, Brüder und Schwestern die schriftliche Mittheilung ergehen lassen, daß es ihm nunmehr an den dringendsten Lebensbedürfnissen fehle. Dieß war vielleicht weniger im vollen Ernst gemeint, als es die Absicht haben sollte, dem britischen Ministerium, durch dessen Hand diese Briefe passiren mußten, ein Erröthen der Scham abzunöthigen, — was bei Naturen von solch kaltblütiger Rücksichtslosigkeit, wie die eines Lord Castlereagh u. A. m., jedoch kaum zu erwarten war. — Sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Bonaparte beeilten sich aber, Napoleon ihr ganzes Vermögen oder wenigstens einen Theil davon zur Verfügung zu stellen. Joseph eröffnete seinem Bruder einen Kredit von zehn Millionen Franken; Madame Lätitia, Hortense und Pauline stellten ihm ihr gesammtes Hab und Gut zur Verfügung. Elisa schrieb, sie befinde sich selber in bedrängten Umständen, aber sie schätze sich glücklich, auch ihr Weniges mit dem Bruder theilen zu können. Die Prinzessin Katharine von Württemberg bekundete auch in diesem Fall wieder die ganze Seelengröße, welche diese Frau von jeher ausgezeichnet hat, — sie bot Napoleon, wie ihr Gatte Jerome, alles an, was sie aus dem Schiffbruch gerettet hatte. Auch Ludwig Bonaparte bestand darauf, seinem Bruder sein ganzes Vermögen abzutreten.

* * *

Es war ein milder heiterer Frühlingstag der südlichen Erdhälfte, den Mittag des 28. November 1816. Klar und wonnig schien die Sonne auf das hohe felsen-umstarrte Plateau hernieder, auf welchem Longwood liegt, und leckte begierig die Regentropfen

im Grase und den Büschen und die Wasserlachen in den Vertiefungen der Felsen auf, welche von dem Regenschauer am Morgen noch übrig geblieben waren. Der Wind war mäßig, der Himmel noch etwas leicht bewölkt, und das Meer glänzte tiefblau um den starren vulkanischen Kegel von St. Helena und schien sich in's Schrankenlose auszudehnen.

Ein solcher Tag war selten, denn das Plateau von Longwood kennt nur Gegensätze von Witterung: entweder Regen und Sturm und in Folge davon feuchte trübe Nebel, welche das Gemüth zu einer schier unerträglichen Verstimmung niederdrücken, oder aber den glühenden Brand einer beinahe senkrechten Sonne mit blendendem Reflex von den kahlen Felsenwänden und einer erschlaffenden Schwüle.

Auf Napoleon hatte dieser Morgen mit seiner kräftigenden Frische einen ganz besonders günstigen und belebenden Eindruck geäußert. Der helle Sonnenschein hatte sein Gemüth erleichtert, die wohlige milde Luft seinen Geist mit neuer Spannkraft erfüllt. Der Kaiser hatte sich einigermaßen wieder von dem Aerger und der Entrüstung erholt, welche die Beschränkung seiner Dienerschaft und die übrigen Schikanen des Gouverneurs ihm jüngst bereitet hatten, und befand sich wohler als seit lange, denn ohne daß er es sich selbst gestand, äußerten bereits die Einwirkungen des ungünstigen Klima's der Insel sich bei Napoleon in verschiedenen leichten Unbehaglichkeiten und körperlichen Verstimmungen. Napoleon hatte daher an diesem Tage den Graf Las Cases, welcher mit seinem Sohne in dem Küchengebäude wohnte, schon früh zu sich entbieten lassen, um ihm an seinen Denkwürdigkeiten oder an historischen Aufsätzen zu diktiren, welche gleichsam die Einleitung oder Vorhalle zu den Denkwürdigkeiten des Kaisers bilden sollten.

Der Kaiser war noch nicht angekleidet. Ein buntes Seidentuch turbanartig um den Kopf gebunden, den Körper von einem weiten seidenen Schlafrock umhüllt, den er über den weißen Strümpfen und den kurzen Beinkleidern von englischem Leder, welche zu der nun abgelegten weltgeschichtlich gewordenen Uniform eines Obersten der Chasseurs gehörten, trug, ging er, das Haupt vornüber gebeugt, die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, in Pantoffeln

in dem Zimmer auf und nieder, welches er sein topographisches Kabinet nannte, und diktirte dem am Fenster sitzenden Grafen Las Cases eifrig. Das Zimmer war geräumig, aber nur von tannenen Bohlen erbaut, welche man mit Papiertapeten überklebt hatte. Es war ungefähr 24 Fuß lang und 17 Fuß breit, bei einer Höhe von 11 Fuß, und ganz einfach eingerichtet. Den Fußboden bedeckte ein grün und schwarzer Teppich; in der Mitte stand ein großer mit Landkarten und Schlachtplänen bedeckter Tisch. Drei Fenster mündeten auf den kleinen Garten von Longwood und zwischen diesen Fenstern standen zwei Schreibtische, an deren einem Graf Las Cases so eben saß und schrieb, während der andere für den persönlichen Gebrauch des Kaisers bestimmt war. Zwei andere Fenster, rechts und links vom Kamin, nahmen die entgegengesetzte Langseite des Zimmers ein und vor dem Kamin stand eine Art Kanapé, auf welchem der Kaiser gewöhnlich zu lesen pflegte. Einige Bücherschränke, Kartengestelle und Fauteuils, sowie ein vierter Tisch nahmen den Rest der Wände ein, und bildeten ein Ensemble von spartanischer Nüchternheit und Einfachheit, welches in schneidendem Kontrast zu der Pracht stand, welche vordem die Appartements des Kaisers in den Tuilerieen ausgezeichnet hatten.

Allein der Mann, welcher diese Räume bewohnte, erschien auch in diesem bequemen Hauskleide und in dieser schmucklosen unscheinbaren Umgebung als eine Persönlichkeit von unverkennbarer Bedeutung. Selbst unter diesem hochrothen Madrastuche, welches das kastanienbraune Haar fast ganz bedeckte, erschien diese Stirne noch bedeutsam und als der Sitz ungewöhnlicher Intelligenz. Das fieberschwangere entnervende Klima dieser Felseninsel hatte den Teint des Kaisers zwar vergilbt und seine natürliche Neigung zum Embonpoint einigermaßen genährt, und die Wangen waren etwas schlaff geworden, der Mund hatte einige Falten bekommen; allein das hellblaue Auge blitzte so lebhaft als je und hatte nichts von jener siegreichen Schönheit eingebüßt, welche in ihrem Gemisch von Sinnigkeit und Genialität auf jeden, den es fixirte, einen solch gewaltigen Eindruck machte. Die fein geschnittene Nase und der kleine anmuthige Mund hatten noch nichts von ihrer schönen Modellirung verloren, und nur das gewinnende Lächeln, welches um den letzte-

ren spielte, hatte einen leisen Anflug von Wehmuth angenommen, der aber heute nicht so kenntlich hervortrat wie sonst, denn offenbar war Napoleon in einer glücklichen Stimmung, zufrieden mit der Arbeit, die ihn beschäftigte und ihn die Außenwelt und die kleinen Leiden der Gegenwart vergessen ließ, weil sein Geist sich in die Zustände und bewegte Strömung einer ruhmreichen Vergangenheit versenkt hatte.

Mit raschen Schritten im Zimmer auf- und niedergehend, diktirte der Kaiser. Bisweilen blieb er eine Minute an einem der Fenster stehen, trommelte an die Scheiben und sprach hastiger, so schnell, daß Las Cases Mühe hatte, ihm mit der Feder zu folgen, und ihn den letzten Satz zu wiederholen bat.

„Ah, zum Geier, Sie kommen mir nicht nach, Graf?" sagte dann der Kaiser und stieß mit dem kleinen, fast weibisch zierlichen Fuße nach dem Papierkorb; „hurtig, hurtig, mein Freund, sonst verlieren wir den Faden! Haben Sie es, Graf? . . . . Wohlan dann weiter! weiter!"

Viele Stunden lang vermochte der Kaiser so zu diktiren ohne Ermüdung, und gerade heute war er so glücklich gestimmt und angenehm angeregt, daß er es gegen Las Cases selbst voll Vergnügen aussprach, was dieser aufblickend mit einem freundlichen Lächeln und Kopfnicken anerkannte. Bei der beinahe abgöttischen Verehrung, welche seine Gefährten in der Gefangenschaft dem entthronten Kaiser zollten, und bei der Seltenheit dieser glücklichen Stimmung, wofür die Quängeleien des Gouverneurs fortwährend sorgten, war diese fröhliche elastische Laune Napoleons auch ein Ereigniß von erfreulichstem Omen für den kleinen Hofstaat in Lonwood.

Allein die Extreme berühren sich ja so leicht im Leben, und in die heiterste Unbefangenheit fällt oft jählings ein vernichtender Schicksalsschlag. Während der Kaiser sich in seiner geistigen Arbeit ein glückliches Vergessen der Gegenwart schuf, pochte diese bereits mit ihrer freudenstörerischen Hand an seine Pforte.

Es ward elf Uhr vorüber. Der Graf und die Gräfin Montholon mit ihren Kindern, der junge Las Cases, ein Jüngling von 16 Jahren, und der General Gourgaud saßen ahnungslos und plaudernd beim Frühstück, als einer der Diener eintrat und mel-

dete: der Gouverneur Sir Hudson Lowe und einige andere Offiziere näherten sich Longwood.

Graf Montholon stand betroffen auf. „Was soll das heißen?“ sagte er; „der Kaiser hat sich doch vom Admiral Sir Malcolm ausgebeten, daß alle persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Gouverneur aufhören und alle Mittheilungen Sir Lowe's an ihn nur durch den Großmarschall gehen sollen? Ist Graf Bertrand noch da?“

— „Mit nichten, Excellenz; der Herr Großmarschall ist schon vor einer Viertelstunde nach seiner Wohnung zurück,“ erwiderte der Diener.

„Dann hat das Erscheinen Sir Hudson Lowe's hier irgend eine unheimliche Bedeutung, davon bin ich lebhaft überzeugt!“ sagte Graf Montholon.

— „Lassen Sie uns ihm entgegen gehen, Graf,“ sagte General Gourgaud, welcher ebenfalls beunruhigt aufgestanden war. „Der verwünschte Sbirre darf keinen Fuß über diese Schwelle setzen, oder . . . .“

„Ruhig, ruhig, meine Herren!“ sagte die Gräfin Montholon, die ebenfalls sehr erschrocken war, aber von der Heftigkeit der Männer einen widerwärtigen Auftritt befürchtete. „Ich beschwöre Dich, Tristan,“ wandte sie sich an ihren Gatten, „provozire den Gouverneur nicht. Ihr Männer in eurer Leidenschaft überschreitet so leicht die Grenzen einer erlaubten Discussion und laßt euch von euren Vorurtheilen und Antipathieen hinreißen, und jede Erbitterung des Gouverneurs wird dann direkt am Kaiser heimgesucht. — Ich bitte Sie inständig, lieber Gourgaud, bleiben Sie hier! gehen Sie dem Gouverneur nicht entgegen, denn dadurch begegnen Sie ihm entweder drohend oder thun ihm zu viel Ehre an. Ich bin überzeugt, daß er dieses Haus nicht betreten wird! — Ist Sir Thomas Reade bei dem Gouverneur?“ wandte sich die Gräfin an den Diener.

— „Zu Befehl, Madame! der General-Adjutant ging zur Seite des Gouverneurs.“

„Sehen Sie, meine Herren, es wird uns der Verkehr mit Sir Hudson Lowe erspart, und Sir Thomas Reade ist ein Mann, der wenigstens urbane Formen und nichts Gehässiges hat. Darum

erwarten Sie ihn hier, meine Herren, und sorgen Sie nur dafür, daß Seine Majestät nicht unvorbereitet das Unangenehme erfahre, was dieser Besuch ohne Zweifel zu bedeuten hat! Dieß ist meines Bedünkens unsere erste Pflicht!"

— „Sie haben recht, Madame! ich finde Ihren Rath ganz praktisch! Erwarten wir Herrn Reade hier, Graf!" erwiderte Gourgaud und setzte sich wieder an den Tisch. Graf Montholon gab sich nur ungern zufrieden, hieß aber den Diener hinausgehen und die herannahenden englischen Offiziere beobachten. —

„Excellenz," berichtete der Diener nach einer Weile hereintretend, „der Besuch der englischen Offiziere gilt nicht uns. Der Gouverneur und der Major Gorriquer sind ungefähr zweihundert Schritte vom Hause stehen geblieben, und nur der General-Adjutant Reade mit einem andern Adjutanten und dem Kapitän von der Ordonnanz, einem Herrn in Civil und zwei Dragonern sind bis zum Küchengebäude herangekommen. Die beiden Dragoner stehen an der Thüre, die Herren aber sind eingetreten, und Sir Thomas Reade ist vorhin an den Fenstern der Wohnung des Grafen Las Cases erschienen."

— „Schon gut, in diesem Falle gilt ihr Besuch dem Grafen, aber was mag das zu bedeuten haben?"

„Ich will hinübergehen, Herr Graf, und mich nach dem Begehren der Herren erkundigen," sagte der junge Las Cases aufgeregt.

„Nein, bitte, bleiben Sie, Dieudonné!" entgegnete ihm Graf Montholon; „die Herren haben wahrscheinlich mit Ihrem Herrn Vater eine Unterredung zu pflegen, wobei Zeugen unnöthig sind. Jedenfalls werden wir ja bald erfahren, was für ein Anliegen die Herren haben, und bis dahin haben wir eine passive Rolle zu spielen."

Mittlerweile waren Sir Thomas Reade und der Adjutant Pritchard mit einem Polizeikommissär und dem sogenannten Ordonnanz-Kapitän, d. h. dem dienstthuenden Hauptmann der Wachmannschaft, in die paar kleinen Zimmer getreten, welche in dem Küchenbau von Longwood für den Grafen Las Cases und seinen Sohn eingerichtet waren, und hatten nach dem Grafen gefragt.

Man gab ihnen den Bescheid: der Herr sei beim Kaiser beschäftigt.

„Hauptmann," sagte der General-Adjutant zu dem Ordonnanz-Kapitän, „gehen Sie hinüber in den Pavillon und lassen Sie den Grafen auf einen Augenblick zu mir entbieten, da ich im Auftrage des Gouverneurs mit ihm zu reden habe. Wir bleiben einstweilen hier; und Sie, mein Herr, verfahren nach Ihrer erhaltenen Instruktion!"

Der Ordonnanz-Kapitän und der Polizei-Kommissär näherten sich dem Hauptgebäude von Longwood; letzterer blieb einige Schritte vor dem Eingange stehen; der Hauptmann aber trat ein und nannte dem dienstthuenden Kammerdiener sein Begehren, worauf dieser etwas verwundert sich in das Arbeitszimmer des Kaisers begab.

Napoleon war mitten im Diktiren, als er des Kammerdieners ansichtig wurde, der harrend auf der Thürschwelle stand. „Was willst Du, Noverras?" fragte er ihn.

„Verzeihung, Sire! der General-Adjutant Reade wünscht den Herrn Grafen Las Cases sogleich im Auftrage des Gouverneurs zu sprechen und erwartet den Herrn Grafen in seiner Wohnung."

— „Von Seiten des Gouverneurs? Was haben Sie mit ihm, Las Cases?" fragte der Kaiser überrascht.

„Ich kann mir nicht denken, was für eine Mittheilung mir Sir Hudson Lowe zu machen hat," entgegnete Las Cases; „doch kommt von jener Seite selten etwas Gutes. Soll ich dem Adjutanten nicht sagen lassen, daß ich bei Eurer Majestät beschäftigt bin, Sire?"

— „Nein, lieber Graf, gehen Sie! empfangen Sie Ihren Besuch!" sagte der Kaiser. „Sir Thomas Reade ist immer artig und zuvorkommend gegen uns, so wollen wir ihn nicht warten lassen. Aber kommen Sie bald wieder, Graf; ich will mich einstweilen ankleiden lassen."

Las Cases ging, aber bei dem ersten Schritt über die Schwelle trat ihm der Polizei-Kommissär entgegen mit der Frage: „Habe ich die Ehre, den Grafen Las Cases, Sekretär des General Bonaparte, zu sprechen?"

„Allerdings, mein Herr, der bin ich! Was wünschen Sie von mir?"

— „Graf Las Cases, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes," versetzte der Polizei-Kommissär.

„Verhaftung?" wiederholte Las Cases betreten und wechselte die Farbe. „Was bedeutet das?"

— „Hierüber werden Sie von Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur das Nähere erfahren," versetzte der Polizeimann kalt; „haben Sie die Güte, mir zu folgen!"

„Ohne noch einmal in meine Wohnung zu treten, ohne meinen Sohn noch einmal zu sprechen?"

— „In Ihrer Wohnung sind in diesem Augenblick einige Offiziere, um Ihre Papiere mit Beschlag zu belegen; diese Herren werden sogleich zu uns stoßen!" sagte der Kommissär, und in der That kehrten die beiden Adjutanten schon wieder von ihrem Besuch in der Wohnung des Grafen zurück und Pritchard trug eine Mappe voll Papieren.

„Mein Herr, was hat diese Handlungsweise gegen mich zu bedeuten?" fragte Las Cases in sehr verzeihlicher Aufregung und Entrüstung den General-Adjutanten; „mit welchem Recht verhaftet man mich?"

— „Ich bedaure sehr, Ihnen Ungelegenheiten bereiten zu müssen, Herr Graf," entgegnete Sir Thomas Reade; „allein Sie haben sich einer großen Unbesonnenheit schuldig gemacht. Sie sind überwiesen, auf's neue einem Sklaven oder Mulatten zwei Briefe übergeben zu haben, welche derselbe nach Europa bringen sollte, während Sie doch mit Wort und Unterschrift sich verpflichteten, daß jede Art von Korrespondenz von Ihnen oder an Sie durch die Hände des Gouverneurs gehen müsse, — während Ihnen Seine Excellenz der Gouverneur erst vor Kurzem die Rücksicht erwies, den Versuch einer ähnlichen Umgehung der Bestimmungen für das Gefolge des Generals Bonaparte zu ignoriren und Sie vor einem Rückfall in diesen Fehler zu verwarnen."

Der Graf war betreten und beschämt. „Wo ist mein Sohn?" fragte er.

— „Ich weiß es nicht, aber er wird Ihnen auf dem Fuße

folgen, wenn er noch hier ist. Ich gehe, Ihre Verhaftung dem General Bonaparte melden zu lassen!" sagte Sir Thomas Reade.

„Ich protestire gegen diese Verhaftung, gegen ein summarisches Verfahren, mein Herr ...."

— „Haben Sie die Gewogenheit, dies Seiner Excellenz selbst mitzutheilen, welche Sie dort beim Wachthause erwartet, Herr Graf!" entgegnete der General-Adjutant mit kühler Höflichkeit; „ich habe weder Auftrag noch Zeit, hier ein Protokoll über Ihren Protest aufzunehmen." Und er wandte ihm mit einem gleichgültigen militärischen Gruße den Rücken.

Sir Hudson Lowe hatte den ganzen Vorgang, welcher nur wenige Minuten ausfüllte, aus der Ferne beobachtet. Ein frostiges schadenfrohes Lächeln spielte um die kalten, leidenschaftlosen Züge des hochgewachsenen Mannes und eine unverhohlene Freude blitzte aus den unstäten braunen Augen des Gouverneurs, als er den Grafen Las Cases aus der Umzäunung von Longwood treten sah, begleitet von den beiden Offizieren und dem Polizei-Kommissär. „Sehen Sie, Major," sagte er, den Schiffhut abnehmend und sich mit der Hand über das kurzgeschorne grau werdende Haar fahrend, wie Einer, dem eine Last abgenommen ist; „sehen Sie, Major, dieser Tag ist mir ein denkwürdiger. Ich habe nun den Haupt-Intriguanten von dem General Bonaparte entfernt, und nun sollen auch noch Gourgaud und O'Meara dran; dann kann ich vielleicht ruhig schlafen!" setzte er hinzu und runzelte die Stirne, daß seine borstigen fuchsrothen Wimpern und Brauen das stechende unstäte Auge noch mehr verdunkelten; „kommen Sie; unser Zweck ist erreicht, wir wollen vorangehen!" Und Beide wandten sich in der Richtung nach Jamestown um. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen auf dem rauhen Wege zwischen den Felsen der Doktor O'Meara entgegenkam. Schon aus der Ferne rief der Gouverneur mit unverhohlener Schadenfreude dem irischen Arzte zu: „Ah, Doktor, Ihr Freund Las Cases ist in Sicherheit, Sie werden ihm begegnen!" — O'Meara antwortete nur durch einen Blick, welcher seine Empfindungen nicht verheimlichte, und ging mit kaltem militärischem Gruße an den beiden Offizieren vorüber, und wirklich begegnete er bald darauf dem kleinen Zuge, den der

Adjutant Pritchard eröffnete, worauf dann Graf Las Cases zwischen den beiden Dragonern und als Nachhut der Polizei-Kommissär folgten.

Die ganze Verhaftung war so schnell vor sich gegangen, daß der Verhaftete schon weit von Longwood entfernt war, ehe Montholon und Gourgaud nur die Thatsache dieser Arrestation erfuhren, welche sie im höchsten Grade befremden und erschrecken mußte. Aber gleich darauf erschien Sir Thomas Reade, um in Abwesenheit des Grafen Bertrand dem Grafen Montholon die amtliche Anzeige von dem Geschehenen zu machen und ihn zu bitten, daß er die Thatsache und ihre Motive dem General Bonaparte melde. Allein mittlerweile war die Nachricht von dem Ereigniß auch dem General Bertrand zu Ohren gekommen, welcher seit einigen Wochen ein nach seinem eigenen Plane erbautes Häuschen auf der kleinen Anhöhe, welche Longwood von dem Lager der britischen Wachtmannschaft in Deadwood trennte, kaum hundert Schritte von der Wohnung des Kaisers aber außerhalb der Umzäunung, bewohnte; und Graf Bertrand war nun ebenfalls herbeigeeilt und begab sich zum Kaiser, um ihm den Fall zu melden.

„Ein neuer Schlag, Bertrand, und ein sehr empfindlicher!" rief der Kaiser und wechselte die Farbe. „Leider scheint unser Sbirre diesmal von den Umständen so sehr begünstigt zu sein, daß wir nicht einmal protestiren können! Der arme Las Cases dauert mich in der Seele, denn wir verlieren viel an ihm, aber es ist unsäglich ärgerlich, daß der Gouverneur diesmal Recht behält. — Sprächen jedoch die Thatsachen nicht so überzeugend, so würde ich die ganze Geschichte für unbegreiflich halten! Wie konnte ein Mensch von so viel Geist und Verstand wie Las Cases," setzte er achselzuckend hinzu, — „zu seinem geheimen Agenten einen Mulatten wählen, der weder lesen noch schreiben kann? wie konnte es Las Cases einfallen, einen solchen Burschen auf Monate nach England zu schicken, wo derselbe niemals gewesen war und wo er niemand kennt? Wie konnte er sich nur träumen lassen, daß jener Mensch jemals die Erlaubniß zur Einschiffung erhalten würde, wenn er gerade von Longwood kam? Wahrhaftig, das sind Unvorsichtigkeiten, deren sich ein Schüler von zwölf Jahren kaum schuldig machen würde!"

— „In der That, Sire, wenn mich nicht Sir Thomas Reade alles Ernstes versichert hätte, daß die fraglichen Briefe in den Händen des Gouverneurs seien, so hätte ich es nur für einen Versuch von Sir Hudson Lowe gehalten, uns aufs neue zu chicaniren und zu demüthigen," entgegnete Bertrand; „aber Graf Las Cases ist leider überwiesen durch das Zeugniß des Mulatten, wie durch seine eigene Handschrift an den Papieren, die man dem Mulatten abgenommen hat."

„Der Graf wird jene Unvorsichtigkeit schwer büßen müssen," entgegnete Napoleon. „Ich beklage ihn doppelt, einmal, weil er sich durch sein Verfahren in den Augen jenes Sbirren von Gouverneur lächerlich gemacht hat, und dann weil er in seinem Eifer und seiner Ergebenheit für mich zu weit ging. Er setzte so große Hoffnungen auf die Denkschrift über meine Lage, die er an den Prinzen Lucian gerichtet hat; aber Sie erinnern sich noch, Bertrand, wie wenig ich jene Hoffnung theilte, als er mir die Schrift zur Einsichtnahme vorlegte, und wie ich ihn dringend bat, auf jene chimärischen Hoffnungen zu verzichten, und namentlich sich nicht irgend einem Menschen anzuvertrauen, den er nicht genugsam kannte. Es thut mir in der Seele leid, daß er meinen Bitten kein Gehör gegeben hat."

— „Sie denken nur an den armen Grafen, Sire, und nicht an die Folgen, welche seine Verhaftung für Sie haben kann," sagte Bertrand. „Sie scheinen überhört zu haben, Sire, daß man auf sämmtliche Papiere Beschlag gelegt hat, welche sich in der Wohnung des Grafen vorfanden. Wie leicht könnten darunter auch Papiere von Eurer Majestät sich befinden, welche Sie gar nicht gerne in die Hände des Gouverneurs fallen sehen würden?"

„Meiner Treu, Bertrand, Sie haben Recht!" versetzte der Kaiser betreten und biß sich auf die Lippen. „Ich gab zu verschiedenen Malen Las Cases Entwürfe und angefangene Aufsätze mit, damit er sie prüfe, mir seine Meinung darüber sage und einzelne davon abschreibe. Ach, verwünscht! namentlich Ein Papier ist darunter, welches ich nicht gerne in den Händen meines Kerkermeisters sehen würde, — der Entwurf meines politischen Testaments!"

— „Unmöglich, Sire! das wäre in jeder Hinsicht zu beklagen,"

meinte Bertrand. „Welchen Triumph für den Gouverneur und noch mehr für Lord Castlereagh und den Prinzregenten, wenn dieses Dokument in ihre Hände fiele!“

„Gehen Sie sogleich nach Plantation-House (der Wohnung von Sir Hudson Lowe) und verlangen Sie alle diejenigen Papiere von mir zurück, welche sich unter den mit Beschlag belegten aus der Wohnung von Las Cases befinden könnten, und protestiren Sie gegen diesen Akt der Unbilligkeit, Bertrand!“ sagte der Kaiser. „Reklamiren Sie den Verhafteten, und erklären Sie dem Gouverneur, daß Las Cases auf freiem Fuß bleiben müsse, bis ein Gericht ihn abgeurtheilt, wie es das englische Gesetz verlangt, — geben Sie nicht nach, treten Sie mit der größten Energie auf und erkundigen Sie sich vor Allem nach den Absichten des Gouverneurs hinsichtlich des jungen Las Cases! Bitte, gehen Sie unverweilt und nehmen Sie sich der Sache mit aller Wärme an!“

Bertrand ging und der Kaiser ließ Gourgaud und Montholon rufen, um mit ihnen über das Ereigniß zu sprechen; er erschien sehr aufgeregt, zumal als er erfuhr, daß der junge Las Cases halb unfreiwillig den General-Adjutanten begleitet habe und wohl schwerlich mehr nach Longwood zurückkehren werde.

„Wir erleiden alle durch Las Cases' voraussichtliche Entfernung einen großen Verlust, meine Freunde,“ sagte der Kaiser. „Der edle lautere Charakter des Grafen, seine ungewöhnliche Bildung, sein Geist, seine treue Anhänglichkeit an mich — das alles sind Eigenschaften, welche wir schmerzlich entbehren werden. Ach, man lernt namentlich in der Verbannung die Tugenden und Vorzüge seiner Freunde schätzen, denn sie sind gleichsam der einzige Anker, der unser Lebensschiff noch hält. Ich habe die Freilassung des Grafen verlangt, aber ich verzweifle daran, denn jetzt hält der Gouverneur ihn vielleicht nur um so fester, weil er weiß, daß er mir dadurch wehe thut!“

Den beiden Adjutanten entging die Spannung und Unruhe des Kaisers nicht, welcher mit Ungeduld der Rückkehr des Generals Bertrand entgegensah. Er hatte Montholon und Gourgaud nicht mitgetheilt, welches Schriftstück er vermisse, aber sie ahnten, daß unter den weggenommenen Papieren des Grafen Las Cases sich

welche befänden, von denen es dem Kaiser nicht gleichgültig war daß sie in die Hände des Gouverneurs fielen.

— „Wenn wir Las Cases wirklich verlieren sollten, wie ich beinahe befürchten muß, meine Herren!“ fuhr der Kaiser nach einer Weile fort, „so muß ich Ihre Güte noch in höherem Grade als seither in Anspruch nehmen. Sie wissen, daß ich mit der Aufzeichnung meiner Erinnerungen über den Feldzug in Egypten begonnen habe, die ich Las Cases in die Feder diktirte; nun muß ich abwechselnd Ihre freundlichen Dienste hiefür in Anspruch nehmen, mein lieber Gourgaud, und von Ihnen, mein Freund Montholon, muß ich nicht nur dieselbe Gefälligkeit verlangen, sondern auch noch die Fürsorge für mein Archiv und meine sämmtlichen Mappen! Das wird Sie noch mehr Ihrer lieben Familie entziehen.“

„Der Gedanke Ihnen in irgend welcher Weise dienen und einigermaßen die Schuld des Dankes, welcher ich mir stets gegen Eure Majestät bewußt bin, abtragen zu können, entschädigt mich reichlich für die paar kleinen Opfer, welche Sie mir auferlegen, Sire!“ entgegnete Montholon. „Denken Sie nicht an mich, Sire, sondern verfügen Sie ganz über mich.“

— „Und was mich anlangt, Sire,“ erwiderte Gourgaud, „so wird mir durch das Schicksal des Grafen Las Cases, welchen auch ich aufrichtig beklage, nur das Glück zu Theil, mich desto inniger an Eure Majestät anschließen zu dürfen!“

„Ich danke Ihnen, meine Freunde; ich werde Ihnen das nie vergessen,“ versetzte Napoleon mit gewinnender Milde. „Geben Sie mir die Kassette, Montholon, welche mir der Admiral Cockburn eingehändigt hat, als wir in Jamestown landeten! Ich will nach Papieren sehen, welche ich früher einmal Las Cases gezeigt habe.“

Montholon gehorchte und eine freundliche Geberde entließ die beiden Schicksalsgefährten. Der Kaiser erschloß die Kassette und durchmusterte die verschiedenen Papiere, welche sie enthielt; aber der Entwurf, welchen er suchte, fand sich nicht darunter. Er entsann sich deutlich, daß es das Brouillon von denjenigen Aufzeichnungen war, welche er seiner Zeit für Hortense niedergeschrieben hatte, die er der Herzogin von St. Leu bei der Abreise nach den Niederlanden damals hatte einhändigen wollen, die aber mit seinem

kleinen ledernen Reiseschreibepult nach der Schlacht von Waterloo aus dem Reisewagen verloren gegangen waren. Er hatte den Entwurf einmal Las Cases gezeigt oder zeigen wollen, und war der Ansicht, derselbe müsse sich entweder in seiner Kassette oder in den Händen des Grafen befinden. Aber während sein Geist sich mit diesem Papiere beschäftigte, wanderten die Gedanken des Verbannten wieder zurück in die Vergangenheit und riefen ihm alle die verschiedenen Scenen vor die Seele, welche wir in den vorangegangenen Kapiteln erzählt haben, vor Allem die edle freundliche Gestalt seiner theuren Stieftochter Hortense, jener geistvollen Frau, welche durch eine Art intellektueller Wahlverwandtschaft dem Kaiser immer am nächsten gestanden und viele seiner Ideen beinahe instinktmäßig geahnt, mit Eifer ergriffen, ganz verstanden und gebilligt hatte. Und während er so rittlings auf dem Stuhl am Fenster saß, das Kinn auf die verschränkten Arme gedrückt, welche er auf die Stuhllehne gestützt, und mit gedankenvollen Blicken seiner hellblauen Augen in den kleinen blühenden Garten hinausschaute, da zogen in wirrem Gedränge Erinnerungen, Bilder, Gedanken und Pläne durch seinen Geist. Er blickte zurück in den Beginn seines ehelichen Lebens an der Seite der anmuthigen, liebreichen, anschmiegenden Josephine, wie er damals mit seiner Neuvermählten, die er förmlich anbetete, ein ganz bescheidenes bürgerliches Stillleben geführt, wie sie nach der alten gallischen Sitte bis zum Jahre 1805 nur Ein Bette mit einander gehabt, wie Josephine mit ihrem zuthunlichen sanguinischen Wesen, mit ihrer unnachahmlichen stillen Grazie über alle Beziehungen des häuslichen Lebens einen solch unwiderstehlichen Zauber geworfen; wie der Umstand von Josephinens Unfruchtbarkeit den ersten Keim zu seinem eigenen Unglück gelegt, worüber sich auch Josephine selbst sehr klar gewesen, da sie diesen einzigen Segen täglich, stündlich vom Himmel erflehte, der ihr denselben versagte! Wie Josephinens Besorgnisse wegen der Zukunft eben deßhalb weil sie ihrem Gatten keinen Sohn mehr schenken konnte, von Jahr zu Jahr in demselben Maße wuchsen, wie die Vorsehung sie höher stellte! Wie Hortense aus dem muntern aber schüchternen Kreolenmädchen sich immer schöner und freier an Geist und Herz entwickelt, wie sie sich mit einem unbeschreib-

lichen Enthusiasmus, mit einem für ein weibliches Wesen seltenen Aufschwung des Geistes an ihren Stiefvater angeschlossen und dadurch zuweilen sogar die Eifersucht der Mutter geweckt hatte; wie Hortense den Kriegsthaten und Siegeszügen des Kaisers Schritt für Schritt bewundernd gefolgt war, wie sie mit einem wunderbaren Instinkt manche seiner staatsmännischen Kombinationen schneller begriffen hatte, als mancher seiner Generäle und Diplomaten, und wie sie, vor allen anderen Napoleoniden, die unerschütterlichste Ueberzeugung von der weltgeschichtlichen Mission der Napoleoniden, von dem reformatorischen Berufe derselben, von jeher gehegt hatte!... Des Kaisers Erinnerungen und Gedanken durchliefen dann die ganze Reihe der Jahre, wo er von Josephinen getrennt, die wie ein guter Genius niemals von seiner Seite gekommen war, nur seinem Ehrgeiz gefröhnt, die arme Frau verstoßen, um an ihrer Stelle ein kaltes, ungeliebtes Wesen von wenig Geist und Herz und noch weniger Welterfahrung an sein Herz zu nehmen, blos weil sie eine Kaisertochter, blos weil sie bestimmt war, Frankreich und ihm einen Erben des Throns zu gebären, den er sich aufgerichtet hatte! Nur mit allzu großer, tief in die Seele schneidender Trauer sah er in dem Spiegel seiner Erinnerungen nun die Fehler, die er bei dieser Wahl seiner zweiten Gemahlin begangen hatte: wie er sich nicht Zeit noch Mühe genommen, das Herz der jungen Erzherzogin in jenen Momenten zu gewinnen, wo der Mann selbst im kältesten Weibe etwas Liebe entzünden, wo er sie für das ganze Leben an sich anschließen machen kann, und er mußte sich nun mit Bedauern gestehen, daß er über den Plänen seines Ehrgeizes, über die Unternehmungen für die Zukunft jene kritische Stunde versäumt und dadurch seinem Sohne die Mutter, sich selbst die Gattin geraubt hatte, und daß er jetzt mit seinem ganzen gegenwärtigen Loose jene Versäumniß büßte! Wie anders wären die Würfel des Schicksals für ihn gefallen, wenn Marie-Louise ihn geliebt, angebetet, in ihm den Stolz ihres Lebens, den Angelpunkt ihrer Zukunft und derjenigen ihres Sohnes gesehen hätte! Wären Nesselrode, Metternich und Castlereagh so frech gewesen, den Kaiser hier auf diesem ungesunden nassen Eiland verkümmern zu lassen, wenn seine Gattin darauf bestanden hätte, sein Loos unverbrüchlich zu theilen und sich durchaus nicht

von ihm trennen zu lassen? — Und zwischen Marie-Louisen, der er nicht einmal mit Fug zürnen konnte, obschon er keine andere Werthschätzung mehr für sie fühlte als die Rücksicht, die er ihr als Mutter seines Sohnes schuldete, — zwischen Marie-Louisen und ihn trat eine andre Gestalt, körperlich edler und kräftiger, geistig bedeutender, stärker und gereifter, in jedem Bezug sieghafter und gewinnender — die Gestalt Hortensens, umflossen von dem doppelten Zauber geistiger Schöne und Kraft und sinnlicher Anmuth, die Gestalt Hortensens in all den vielen tausend Begegnungen ihres Lebens: als Mittelpunkt der Hoffeste des ersten Konsuls und des jungen Kaiserreichs, als Braut seines Bruders Ludwig, als entthronte Königin von Holland, als treue Warnerin im Glück, als aufopfernde Freundin im Unglück, bis zu dem Moment, wo sie auf den Stufen der Treppe von Malmaison ihm noch ihren Brillantschmuck im Werth von Millionen als Nothpfennig aufgedrungen hatte! ...

„Hortense, Hortense, hätte ich Dir gefolgt! hättest Du der gute Engel meines Lebens seyn dürfen!" flüsterte der Kaiser und sein kleiner, wohlgebildeter Finger schrieb ihren Namen mit dem Brillant seines Ringes auf die Scheibe vor ihm; und lebhafter, mahnender als je zuvor trat vor des Kaisers Seele die Gerechtigkeit jener Forderung seiner geliebten Tochter und aller seiner Getreuen, daß er sich doch ja bemühen solle, die Pläne und Ideen zu verzeichnen, welche ihn bei seiner Regierung geleitet, welche sein politischer Ehrgeiz im Auge gehabt hatte.

„Ich werde mein politisches Testament aufsetzen," sprach er halblaut vor sich hin. „Es wird eine der Aufgaben seyn, die meine Muße hier ausfüllen sollen. Es wird parallel gehen mit all den Aufzeichnungen, die ich mir vorgenommen habe, denn aus der Vergangenheit allein a h n e n wir die Zukunft, wie aus der Gegenwart sich die Zukunft aufbaut. Und wer weiß, ob ich jetzt, wo ich gleichsam meiner eigenen Geschichte kritisch und objektiv gegenüber stehe, nicht ruhiger und klarer urtheile, nicht richtiger divinire, als damals, wo ich noch mitten in der Bewegung und Reibung der Interessen, in der Strömung der Ereignisse war?" — Und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das gedankenschwere Haupt vorn-

über gebeugt, ging er heftigen Schrittes im Zimmer auf und nieder und hing ernster und ergriffener als sonst seinen Gedanken nach.

Ueber dieser stillen Einkehr des Kaisers in sich selbst kam General Bertrand von Plantation-House zurück, ein Päckchen Papier in der Hand.

„Nun, Bertrand, wie steht es?“ rief der Kaiser erwartungsvoll; „wie benahm sich mein Henker?“

— „Er gab dießmal wenig Grund zur Klage, Sire,“ entgegnete Bertrand. „Sir Hudson Lowe empfing mich mit mehr Gefügigkeit, als ich erwartet hätte, und ich erlangte von ihm mehr, als ich zu hoffen gewagt. Meiner Forderung, den Grafen Las Cases freizugeben, setzte er allerdings eine entschiedene Weigerung entgegen, welche er mit seinen Instruktionen und ganz konkreten Weisungen zu begründen versuchte. Aber in Betreff der Papiere fand ich ihn sehr nachgiebig; obschon er die Mappe noch nicht einmal untersucht, welche der Adjutant Pritchard noch in Händen hatte, willigte der Gouverneur ein, daß über sämmtliche weggenommenen Papiere sogleich ein Verzeichniß aufgenommen und diejenigen, welche unzweifelhaft als Eigenthum Eurer Majestät erkannt wurden, sogleich ausgehändigt, die übrigen aber auf Ihre Reklamation zurückgegeben würden. So habe ich zunächst alle eigenhändigen Schriftstücke und alles unbezweifelbare Eigenthum Eurer Majestät hier mitgebracht.“

„Ich danke Ihnen, Bertrand! Sie haben einstweilen genug erzielt! Geben Sie mir die Papiere!“ sprach der Kaiser, löste Schnur und Siegel des Pakets und durchmusterte die Papiere mehrfach, aber der vermißte Entwurf war nicht darunter, und den Kaiser peinigte auf's unbehaglichste die Ungewißheit, ob das Schriftstück verlegt oder vom Gouverneur zurückbehalten worden sey. So rhapsodisch und bruchstückartig dasselbe auch war, so hatte es für Napoleon doch einen verhältnißmäßig hohen Werth, denn es enthielt einige seiner geheimsten Gedanken.

„Sie müssen noch eine Unterredung mit dem Grafen Las Cases nachsuchen, lieber Betrand, um zu erfahren, was aus jenem Entwurf geworden ist, oder eine zweite spezielle Reklamation wegen dieses einen Schriftstücks an meinen Kerkermeister richten,“ fuhr

der Kaiser aufgeregt fort. „Ich bin überzeugt, daß ich es einmal Las Cases in die Hand gegeben und nicht mehr von ihm zurückerhalten habe. Ich will mein Eigenthum wieder zurückhaben, denn gerade jenes Blatt vor allen anderen soll nicht in die Hände meiner persönlichen Feinde fallen."

— „Wollten Majestät nicht geruhen, noch einmal unter den übrigen Papieren genau nachzusuchen?" erwiderte General Bertrand. „Ich kann nicht glauben, daß Sir Hudson Lowe jenes Papier genommen habe, Sire, denn Sir Thomas Reade versicherte mich auf das bestimmteste, daß die fraglichen Papiere noch gar nicht aus Kapitän Prittchard's Hand gekommen seien, ehe ich Plantation-House erreichte."

„Bah, Bertrand! wenn ich Ihnen aber sage, daß diesen Menschen kein Mittel zu gering ist, um ihre Zwecke zu erreichen, und daß namentlich in einem solchen Falle, wo es sich um ein Dokument von geschichtlichem Werthe handelt, jener Henkersknecht Lowe keine Kabale unversucht lassen würde. . . . Uebrigens weiß ich ja, Bertrand, daß Sie und Ihre Frau immer geneigt sind, die Partei des Gouverneurs gegen mich zu nehmen," setzte der Kaiser unmuthig hinzu. „Noch einmal, bitte, gehen Sie und bringen Sie meinem Kerkermeister meine bestimmtesten Reklamationen in Betreff aller Papiere von mir, welche sich etwa unter denjenigen des Grafen Las Cases befanden!" Graf Bertrand war einigermaßen verletzt von dem Ton des Kaisers, allein er kannte die herrische Laune und den störrischen Willen desselben allzu gut, um nicht nachzugeben; und er ging. Dem Verlangen nach einer Unterredung des Generals Bertrand mit dem verhafteten Las Cases wurde nicht stattgegeben, und auch die Reklamation wegen der Papiere des Kaisers ward nur mit der bestimmten Versicherung beantwortet, daß man alle diejenigen ausgehändigt habe, welche beim Grafen Las Cases gefunden worden seyen. Napoleon erschien von dieser Zeit an ungewöhnlich ernst und verdüstert. Er hatte allerdings Mittel und Wege gefunden, selbst mit dem verhafteten Las Cases zu korrespondiren, denn es fehlte dem Kaiser und seinem Gefolge nicht an Kanälen, um trotz der strengen Ueberwachung des Gouverneurs nach allen Seiten hin zu korrespondiren und sogar

aus Europa Briefe und Zuschriften aller Art zu empfangen, welche auf dem offiziellen Wege gewiß nicht an ihn gelangt wären. Allein schon der Gedanke, wieder einen der wenigen Getreuen verlieren zu müssen, welche ihm in die Verbannung gefolgt waren, und zwar einen Mann, der um seines liebenswürdigen und ehrenhaften Charakters und seiner gediegenen vielseitigen Bildung willen für den Kaiser ein unberechenbarer Schatz war, mußte auf Napoleon ebenso entmuthigend wirken, wie die schriftliche Erklärung des Grafen Las Cases, daß er sich genau entsinne, den fraglichen Entwurf unter Papieren bemerkt zu haben, welche er noch zur Zeit seiner Verhaftung von dem Kaiser in Händen gehabt hatte. Dazu kam noch manches Andere, was den Kaiser verdüsterte: der kleine Kreis seiner Getreuen verengerte sich zusehens, denn trotz der großen Anhänglichkeit und aufrichtigen Hingebung des Grafen Montholon an den Kaiser konnte es doch nicht fehlen, daß die Pflichten gegen seine Familie den General häufig von der Seite des Kaisers hinwegriefen, wenn dieser ihn am liebsten um sich gehabt hätte. Napoleon stand dem Grafen gegenüber auf einem eigenthümlichen Fuße. Jene unerbittliche Strenge und Selbstsucht, welche alle Handlungen und Anschauungen Napoleons durch sein ganzes reiferes Leben hindurch auszeichnet, war im Exil nicht von ihm gewichen, und machte sich häufig in einem höchst anspruchsvollen Wesen gegen seine Umgebung geltend, ja ließ sich kaum durch die Rücksichten zurück halten, welche er der seltenen, enthusiastischen persönlichen Hingebung Montholon's und den Ansprüchen der Gräfin an Urbanität und zuvorkommende Behandlung zollte, denn was wäre das Leben des Verbannten auf Longwood vollends gewesen, wenn nicht wenigstens die beiden Gräfinnen Montholon und Bertrand noch in seiner Nähe gewesen wären und dem leeren Intérieur des Kaisers wenigstens noch einen Schein von Familienleben gegeben hätten? Allein Napoleon's ungemessene Selbstsucht war eifersüchtig auf jede Stunde, worin die Ansprüche der Familie Montholon's ihm die Gesellschaft desselben raubten; und wie gerne er in guten Stunden auch die wahrhaft kindliche Hingebung Montholon's anerkannte, so wenig vermochte er andererseits ein Hehl aus der Kälte zu machen, welche ihn nach und nach von seinem

frühern Liebling Bertrand entfernte. Hieran trug der General-Adjutant selbst nicht ganz Schuld, sondern in höherm Grade die Gräfin. Diese war von Geburt eine Creolin, eine reizende Frau, deren anmuthige Manieren im Umgang und gewinnende Liebenswürdigkeit den Kaiser früher oft angezogen und ihm eine große Vorliebe für diese Dame eingeflößt hatten. Allein Madame Bertrand war, wie alle Creolinnen, auch launenhaft, indolent, selbstsüchtig und im hohen Grade anspruchsvoll. Schon die Beschränkung auf dem Northumberland hatte der Gräfin mißfallen, aber in noch weit höherm Grade enttäuschte die Gräfin die Behandlung, welche dem Kaiser und seinen Begleitern auf St. Helena widerfuhr. Sie war im Grunde ein gutmüthiges aber leichtfertiges Wesen, ein Charakter ohne Tiefe, verwöhnt durch die Huldigungen und Schmeicheleien, die sie am Hofe in solcher Masse erfahren hatte, denn ihr, als der Gemahlin des einflußreichen General-Adjutanten, opferten natürlich alle Männer der Armee und des Hofes den beflissensten Weihrauch. Die Gräfin mochte erwartet haben, man werde dem entthronten Kaiser auf St. Helena wenigstens noch einen kleinen Hof und Hofstaat lassen, wie auf der Insel Elba, wo sie dann berufen gewesen wäre, die Honneurs dieses Hofes zu machen. Aber in dieser Erwartung ward sie schrecklich getäuscht: anstatt einer Enfilade glänzender Gemächer oder wenigstens eines behaglichen zierlichen Landhauses ward der Gräfin und ihrer Familie ein einziges großes Zimmer auf Longwood rechts vom Speisesaale angeboten, das beste, welches der Kaiser zu vergeben hatte. Napoleon hätte von einem Manne wie Bertrand, den er von jeher so sehr ausgezeichnet und mit Beweisen seines Vertrauens beehrt hatte, füglich erwarten dürfen, daß derselbe in dem Wunsche des Kaisers, ihn in seiner Nähe zu behalten und stets um sich zu haben, einen neuen Akt des Vertrauens, eine Appellation an seine Dankbarkeit und seine Pietät sehe. Allein als Napoleon dem Grafen Bertrand schon zu Anfang Dezember 1815 jenen Antrag gemacht, hatte Bertrand rundheraus und vielleicht ohne an das für ihn so ehrende Motiv zu den Anerbieten des Kaisers zu denken, geantwortet: „Nein, Sire, ich werde in dem kleinen Landhause wohnen, welches ich in Hutsgate bemerkt habe.

Der Admiral (Cockburn) genehmigt es, und meine Frau wird sich dort leidlich einrichten können, während sie in jenem Zimmer entsetzlich schlecht logirt wäre!" worauf ihm der Kaiser mit den Worten in die Rede fiel: „Gut, so machen Sie was Sie wollen; Montholon wird dann bei mir logiren!"

Dieß hatte den ersten Anstoß zu dem allmähligen Erkalten des vorher so vertraulichen Verhältnisses zwischen Napoleon und seinem Großmarschall gegeben, und die Gräfin Bertrand trug bald absichtlich, bald in gedankenloser Indolenz dazu bei, den anfangs unbedeutenden Riß zwischen ihrem Gatten und seinem Gönner zu erweitern. Der Kaiser hatte gewünscht, daß in Longwood seine Getreuen mit ihm gleichsam en famille speisten; aber kaum hatte Napoleon am 15. Dezember 1815 Longwood bezogen, so mußte er, der in allen Stücken eine wahrhaft militärische Pünktlichkeit liebte und namentlich die Speisestunden pünktlich einhielt, von 7 bis 9 Uhr Abends auf die Gräfin Bertrand warten, welche mit ihrer Familie und einem englischen Fregatten-Kapitän Hamilton einen Spazierritt gemacht und die Stunde des Diners ganz vergessen hatte. Und kaum fünf oder sechs Tage später fuhr sie von der nun bezogenen eigenen Wohnung in dem Landhause von Hutsgate nach Jamestown, um Shawls und Seidenzeuge von einem aus China zurückkommenden Fahrzeuge zu kaufen, und ließ den Kaiser abermals vergeblich warten, so daß Napoleon das tägliche gemeinschaftliche Diner mit seinen Getreuen aus Verdruß aufhob und nur noch an Sonntagen „die ganze Familie" (wie er es nannte) um sich sehen wollte. Dieß war der erste Riß in dem Familienleben, welches für alle diese Verbannten so große Reize gehabt und namentlich dem Kaiser, welchen die engherzigen Quängeleien des Gouverneurs täglich erbitterten, einiges Vergessen bereitet haben würde.

Aus dieser selbstverschuldeten Vernachlässigung entstand dann von Seiten der Gräfin Bertrand ein gewisses Mißtrauen und ein mühsam verhehlter Neid gegen die Gräfin Montholon, welche beinahe täglich mit dem Kaiser spazieren fahren durfte, und eine Eifersüchtelei zwischen den beiden Frauen, die dem scharf beob-

achtenden Kaiser nicht verborgen bleiben konnte. Auch verdroß es Napoleon einigermaßen, daß er mehrfach die Beflissenheit der Gräfin Bertrand, mit der Familie des Gouverneurs und den höheren britischen Offizieren auf einem guten Fuße zu stehen, wahrnehmen mußte. In seinem Haß gegen die „gesottenen Krebse,“ die britischen Rothröcke, vergaß der Kaiser, daß die arme lebenslustige junge Gräfin sich auf St. Helena entsetzlich langweilte, und daß sie das Bedürfniß nach Umgang, nach Huldigung von Seiten der Männer, nicht unterdrücken konnte.

Graf Bertrand und seine Frau mußten inne werden, daß und warum sie das Vertrauen ihres Gönners verscherzt hatten. Sie bewohnten daher das kleine Landhaus in Hutsgate, wo der Kaiser gleichwohl alle paar Tage vorsprach, nicht sehr lange, sondern der Großmarschall ließ sich nach seinem eigenen Plane ein Haus bauen, welches nur ungefähr hundert Schritte von Longwood und auf halber Höhe des Rückens gelegen war, welcher die Maierei Longwood von dem britischen Lager zu Deadwood trennte. Bertrand und seine Familie hatten am 20. Oktober 1816 dieses Haus bezogen, welches gleichsam nur eine Zubehörde von Longwood bildete, aber von sechs Uhr Abends an gleichsam ebenso weit von der Wohnung des Kaisers getrennt war, wie das Häuschen von Hutsgate, denn es lag außerhalb der Umzäunung von Longwood, welche durch eine doppelte Postenkette bewacht ward. Nach sechs Uhr Abends durfte Niemand mehr die Postenlinie passiren, ohne daß ihm ein britischer Soldat zur Begleitung beigegeben wurde, welcher ihm dicht zur Seite ging, die geladene Muskete mit aufgepflanztem Bajonet unter dem Arm, um sie jeden Augenblick gegen denjenigen zu gebrauchen, der es wagen würde, einen Schritt über die Postenkette hinaus zu thun. Die Uebersiedelung des Generals Bertrand nach seinem neuen Landhause war daher nur eine neue Quelle von Verdruß und kleinen Leiden, und hatte für Madame Bertrand ebenfalls keinen Nutzen, sondern gab eher neue Veranlassung zu Neid und Eifersüchteleien gegen die Familie Montholon, welche sich stündlich in der Gunst des Kaisers fester setzte und deren Umgang dem Kaiser endlich zu einem förmlichen

Herzensbedürfniß und einer täglichen Gewohnheit geworden war.*)

*   *   *

Seit der Verhaftung Las Cases und den seinetwegen gethanen vergeblichen Schritten waren schon viele Monate verflossen. Der Kaiser hatte inzwischen erfahren, daß sein armer Sekretär jene Unbesonnenheit schwer gebüßt, denn man hatte nicht nur Las Cases auf einer Brigg nach dem Kap der guten Hoffnung gebracht, sondern ihn daselbst acht Monate lang in engem Gewahrsam gehalten und dann erst nach Europa zurückgeschickt. Da kam ein anderes Ereigniß, welches den Gefangenen beinahe ebenso tief bewegen mußte. General Gourgaud, der kräftige rüstige Mann von damals 35 Jahren, erkrankte, und sein Zustand ward bald bedenklich; einem Lungenleiden hatte sich eine Leber-Affektion zugesellt, welche einen beunruhigenden Verlauf zu nehmen drohte, und O'Meara und die anderen Aerzte riethen ihm dringend zur Rückkehr nach Europa. Obschon nun der Kaiser für Gourgaud nicht jene freundschaftliche Anhänglichkeit fühlte, wie für Bertrand, noch sich an seinen Umgang so sehr gewöhnt hatte, wie an denjenigen von Montholon, und obschon Napoleon im Grunde eine allzu starre und selbstsüchtige Natur war, um an Andere sein Herz zu hängen, wo er nicht den eigenen Vortheil dabei vinculirt sah — so war

*) Dieß ist streng geschichtlich. Bei uns in Deutschland und auch in Frankreich ist der Großmarschall Bertrand zu einem Ideal von Treue erhoben worden durch das in den Volksmund übergegangene Lied: „Bertrands Abschied," das uns Allen in unsrer Jugend vertraut und geläufig war. Allein abgesehen von allen echten und lauteren Geschichtsquellen über die Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena können wir noch einen mathematischen Beweis dafür beibringen, daß General Bertrand in der Werthschätzung des Kaisers bedeutend eingebüßt haben muß. In seinem Testament vom 15. April 1821 vermacht der Kaiser dem Grafen Montholon in Art. 3 die Summe von zwei Millionen Franken („als einen Beweis meines Dankes für die kindliche Pflege, die er mir seit sechs Jahren gewidmet, und als Entschädigung für die Verluste [der Pairswürde und des Amts eines Großjägermeisters, welche ihm Ludwig XVIII. wieder entzogen hatte], welche sein Aufenthalt auf St. Helena ihm bereitet hat"), während Art. 4 nur schlechtweg lautet: „Ich vermache dem Grafen Bertrand 500,000 Franken," — also nur 100,000 mehr, als der erste Kammerdiener Marchand bekam. Der Verfasser.

ihm das Scheiden Gourgands doch unliebsam. Gourgaud war ein tüchtiger Generalstabsoffizier, mit Leib und Seele Soldat, dem Kaiser treu und ergeben wie ein Hund, und als Sekretär ungemein brauchbar, um unter dem Diktat des Kaisers die Geschichte von dessen Feldzügen und dessen Aufzeichnungen niederzuschreiben. Die Idee, daß Gourgaud in Europa den Interessen des Kaisers mehr nützen könne, indem er durch Zuschriften an Marie Louise und an den Kaiser von Rußland, sowie durch Veröffentlichung von Broschüren die unwürdige Behandlung, welche der Kaiser von Seiten seines Henkers Hudson Lowe erfuhr, bekannt mache, konnte nur wenig trösten für den Verlust eines hochgebildeten Mannes, der in der Abgeschlossenheit dieses Kerkers von Longwood ein Schatz war; noch weniger aber konnte diese Idee dem Kaiser die betrübende Wahrnehmung verhehlen, daß der Aufenthalt auf jenem abscheulichen Felseneiland, welcher sogar dem jüngsten und anscheinend kräftigsten von der ganzen „Familie" des Verbannten verhängnißvoll geworden war, auch auf die eigene Gesundheit Napoleons unfehlbar einen verderblichen Einfluß ausüben müsse. Diese sehr natürlichen und naheliegenden Schlüsse aber fanden ihre stille und unläugbare Bestätigung in demjenigen, was der Kaiser selbst sich über seinen Gesundheitszustand nicht mehr länger verhehlen konnte. Die Gesundheit des Kaisers nahm sichtlich ab und der Mangel an Bewegung, zu dem er sich selbst verdammte, wirkte entschieden nachtheilig auf sein Lymphsystem; allein der Gouverneur war durchaus nicht zu bewegen, dem Kaiser Zugeständnisse wegen einer freieren Bewegung auf der Insel zu machen, und beging noch die Unwürdigkeit, die Kommissäre der Großmächte über den eigentlichen Gesundheitszustand des Kaisers durch gefälschte Bulletins zu hintergehen, welche nicht von dem Arzte des Kaisers, sondern von irgend einem beliebig gewählten englischen Militärarzte unter dem Diktate von Sir Hudson Lowe niedergeschrieben wurden. Und überdieß waren die drei Kommissäre von Frankreich, Rußland und Oesterreich, welche darüber zu wachen hatten, daß einerseits nichts versäumt werde, was die Sicherung der Gefangenhaltung Napoleons betreffe, und daß anderseits dem Gefangenen selbst auch nichts abgehe, was irgend zu seiner Gesundheit und

behaglichem standesgemäßem Leben erforderlich sey, — sehr schlechte Garantieen für die würdige Behandlung des Gefangenen. Der französische Kommissär, Marquis von Montchenu, war ein sogenannter Ci-devant, ein Edelmann der alten Schule, fein, artig und verbindlich, sogar zu Zeiten geistreich und ein guter Gesellschafter, aber ein höchst materieller Mensch, welcher die guten Diners beim Gouverneur in Plantation-House allzu werth hielt, als daß er sich hätte beigehen lassen sollen, Sir Hudson Lowe gegenüber eine gewisse männliche Unabhängigkeit zu behaupten. Der österreichische Kommissär, Baron Stürmer, aber war einer jener Kanzlei-Diplomaten der Thugutschen Schule, welche sich strikt an den Buchstaben der ihnen vom Geheimen Hofrath ertheilten Instruktionen hielten, und in allen Fällen, wo diese Instruktionen sie im Stiche ließen, sich den Kopf nicht zerbrachen, sondern sich geduldig darein ergaben, von den anderen Diplomaten als reine Nullen behandelt und vollständig ausgelöscht zu werden, — ein Schicksal, das der österreichischen Diplomatie von Kaunitz's Zeit bis auf den heutigen Tag allenthalben widerfährt. Der Graf Balmain endlich, der russische Kommissär, hatte sich aus Langeweile sterblich in die älteste Stieftochter von Sir Hudson Lowe verliebt, die er später auch heirathete, und wäre also wohl sicher der Letzte gewesen, welcher gegen die eigenmächtigen und gehässigen Verfügungen des Gouverneurs in Betreff des gefangenen Kaisers Einsprache erhoben hätte.

Dieß Alles hatte dem Scharfblick und der mißtrauischen Beobachtung Napoleons nicht entgehen können, wie sehr ihm auch Bertrand und Montholon die unangenehmen Einzelnheiten des Verkehrs mit Hudson Lowe zu verheimlichen und ihm einen großen Theil der täglichen Demüthigungen und Reibungen zu ersparen suchten. Daher hatte sich sowohl hiedurch, wie in Folge des Bewußtseyns der wachsenden Schwäche und Kränklichkeit bei dem Kaiser der Gedanke festgesetzt, der Gouverneur habe vom britischen Kabinet, wenn auch nicht den ausdrücklichen und schriftlichen Auftrag, so doch einen hinreichend bestimmten mündlichen Wink erhalten, ihn, den Kaiser, durch die engste Absperrung und tägliche empörende Aergernisse, durch Versagen von Bewegung, Behaglich-

keit und innerer und äußerer Ruhe aufzureiben, und ihn zu diesem Behuf mit einem Geheimniß zu umgeben, unter dessen Deckmantel das Ende des Gefangenen nöthigenfalls vollends gewaltsam beschleunigt werden konnte.

Es ist ein furchtbarer innerer geistiger Prozeß, wenn eine derartige Idee in dem Kopf eines Menschen ausreift, bis sie die Zweifel der Vernunft und der Lebenslust und des Selbsterhaltungstriebs allmälig überwindet und sich als Ueberzeugung oder fixe Idee festsetzt. Auch hatte der Kaiser lange gegen diesen entsetzlichen Gedanken gekämpft, um sich ihn fern zu halten, und hatte denselben durch geistige Arbeit zu bewältigen, zu verdrängen gesucht, allein vergebens. Die Chicanen des Gouverneurs lieferten jenem fürchterlichen Argwohn täglich neue Nahrung. Was aber jenen Verdacht endlich unerschütterlich befestigte, war ein Ereigniß, welches den Kaiser schmerzlich nahe berührte. Sein Haushofmeister Cipriani war ein Corse und ein Mann von ungemeinem Verstande, Scharfsinn, Schlauheit und Thatkraft, wovon er früher als Agent der geheimen Polizei manchen glänzenden Beweis abgelegt hatte. Napoleon hatte ihn deßhalb um so lieber in seinen Privatdienst genommen, weil er auf die Treue und Anhänglichkeit seiner Landsleute sich fest verlassen zu können glaubte, und Cipriani hatte in seinem Amte als Haushofmeister sich seither die Zufriedenheit des Kaisers in ebenso hohem Grade erworben, als das Mißtrauen des Gouverneurs. Dieser Cipriani nun war eines Tags gerade mit dem Decken der Tafel für den Kaiser beschäftigt, als er ganz urplötzlich von solch' furchtbaren Schmerzen befallen wurde, daß er nicht einmal allein nach seinem Zimmer zurückzukehren vermochte und sich dann unter furchtbarem Geschrei am Boden wälzte. Cipriani starb noch in derselben Nacht und ward am andern Tage auf dem Kirchhof von Plantation-House begraben, wobei ihm viele Einwohner der Insel und viele Offiziere der britischen Garnison das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte gaben.

Welcher Krankheit man den Tod Cipriani's beimaß oder auf welche man ihn füglich zurückführen konnte, ist nicht genau bekannt geworden, und selbst die Genossen von Napoleon's Gefangenschaft auf St. Helena schweigen darüber. Sir Hudson Lowe gibt, wenn

wir nicht irren, in seinen Denkwürdigkeiten als Ursache von Cipriani's Tode eine Darmverschlingung an, und dieß mag auch thatsächlich gewesen seyn. Aber dem Gefangenen von Longwood mußte dieser jähe Todesfall mehr oder weniger verdächtig erscheinen.

Eine solche Katastrophe übt schon unter gewöhnlichen Umständen eine tiefe Wirkung auf das Gemüth derer, welche mit einander zusammenleben, und jede Lücke, welche der Tod in unsern häuslichen Kreis schlägt, erschüttert unser Gemüth auf das tiefste. Um wie viel mächtiger mußte daher erst die Wirkung dieses Todes auf den Kaiser seyn, wenn dieser sich erinnerte, daß Cipriani erst vor Kurzem die heimliche Drohung ausgestoßen, er werde noch seinen Kopf daran rücken, um jenen Henker von Gouverneur beiseite zu schaffen?

Es war am späten Abend nach Cipriani's Begräbniß. Man hatte im Speisezimmer wie gewöhnlich vorgelesen und der Graf und die Gräfin Montholon waren zur gewöhnlichen Stunde hinweggegangen, zumal da sie bemerkt hatten, daß der Kaiser gedankenvoll und zerstreut war und sich doch Mühe gegeben hatte, dieß zu verbergen. St.-Denis, der Kammerdiener vom Dienste, hatte den Kaiser entkleidet und sich in den Verschlag zurückgezogen, welcher neben dem sog. Badezimmer angebracht war. Als er aber nach einigen Stunden erwachte, sah St.-Denis, daß der Kaiser noch nicht schlafen gegangen, sondern wieder aufgestanden war, und in Schlafrock und Pantoffeln und ein buntes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen bald in seinem kleinen Schlafzimmer auf- und abging, bald sich halb erschöpft auf das Kanapee warf, und halblaut vor sich hin murmelte.

Mit Einem Mal schreckte der Kaiser auf: er hatte St.-Denis unter der Thüre bemerkt. „Was willst Du, St.-Denis?" fragte er ihn beinahe barsch; „wie kamst Du hieher? ich habe doch nicht geklingelt!"

— „Nein, Sire, das haben Sie nicht," versetzte der Kammerdiener; „aber ich hatte Eure Majestät auf- und abgehen und seufzen hören, und fürchtete, Sie möchten plötzlich erkrankt seyn."

„Ah, Du fürchtetest, es werde mir gehen wie dem armen Cipriani? sie könnten sich meiner auch so schnell entledigen, damit die Kaiser und Könige in Europa ruhig schlafen dürfen?“ versetzte Napoleon herb. „Was hältst Du denn von dem Tode des armen Cipriani, St.-Denis?“

— „Ich, Majestät?“ wiederholte der Kammerdiener erbleichend; „ich, ich habe mir nicht erlaubt, mir Gedanken darüber zu machen; aber die Wahrheit zu gestehen, Majestät, dieser Todesfall hat mich bis in den Tod erschreckt.“

„Ah, nicht wahr? und Du hast Dir gesagt: wie, wenn man uns Anderen auch einmal ein solches Erbschaftspülverchen einrührte, damit man den gefangenen General Bonaparte ganz mit den Kreaturen seines Henkers umgeben und sich freie Hand zu jedem Bubenstück vorbehalten könnte?!“

— „Mein Gott, Sire!“ rief der Kammerdiener mit wachsendem Entsetzen; „Sie glauben also, daß Herr Cipriani durch Gift gestorben ist?“

„Ich glaube nichts, aber ich bin überzeugt, daß dieser Mensch, dieser Gouverneur, jeder Unthat fähig wäre, wenn es seinem Vortheil entspräche,“ entgegnete der Kaiser hart. „Ich glaube, daß wir alle nicht in schlimmeren Händen seyn könnten, daß wir uns von ihm jeder Unthat versehen müssen, welche im Schooße des Kabinets von St. James ausgebrütet werden würde!“

— „Das wäre entsetzlich, Sire!“

„Was ist diesem Menschen unmöglich, in dessen Seele keine einzige Regung von Ehre und Großmuth lebt?!“ fuhr der Kaiser in bitterem Unmuth und wilder Aufregung fort. „So viel ist gewiß, St.-Denis, daß wir alle uns gefaßt machen dürfen, unversehens vom Tode überrascht zu werden wie Cipriani. Wir müssen uns bereit halten auf den großen Appell im Jenseits. Aber durch ein Bubenstück zu sterben wie eine Katze, die man vergiftet — oh, das ist ein scheußlicher undenkbarer Gedanke! Verlohnt es sich gelebt zu haben, wenn man auf solche Weise enden soll? .... Hast Du Dein Testament schon gemacht, St.-Denis?“

— „Ja, Sire, schon lange,“ erwiderte der Kammerdiener betreten. „Ich bestellte mein Haus in den ersten Tagen, nachdem

wir die Insel betreten hatten. Ich weiß nicht wie es kam, aber der Anblick dieser Felsen erweckte mir ernste Gedanken."

„Du hast vernünftig und vorsichtig gehandelt, St.-Denis — klüger und vorsichtiger als Dein Herr, der noch kein Testament gemacht hat. Geh', zünde mir die Kerzen auf meinem Schreibtische im topographischen Kabinet an, und lege Dich dann schlafen — ich bedarf Deiner nicht!"

— „Aber wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte, Sire!" stammelte der Diener scheu und bittend. „Wäre es nicht besser, Eure Majestät legten sich zu Bette und versuchten zu schlafen. Diese Aufregungen werden Ihre Gesundheit untergraben ...."

„Bah, das ist nun einerlei — diese Insel da soll ja nun doch einmal mein Grab werden," murmelte der Kaiser bitter. „Gleichviel woran ich sterbe, wenn nur die Thatsache bald eintrifft, auf welche mein Henker lauert. Und besser durch Aufregung sterben, als durch Rattengift! — Thu' was ich Dir befohlen und geh'!"

St.-Denis ging und steckte die Wachskerzen auf dem Schreibtische des Kaisers an, welcher ihm auf dem Fuß folgte. „Zünde das Feuer im Kamin wieder an, die Luft ist feucht," sagte der Kaiser fröstelnd, und ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, das Haupt gesenkt, die Augen düster an den Boden geheftet. Nach einer Weile trat er an den Schreibtisch, betrachtete forschend die Flamme der Kerzen und beroch sie, sowie diejenige der beiden Kerzen auf dem Kaminsims.

„Man sagt, die Jesuiten haben Kaiser Joseph II. durch Arsenik in den Wachskerzen vergiftet," murmelte er; „ob jener Henker Lowe nicht auch schon auf diesen Einfall gekommen ist! Doch nein, das ginge ihm zu langsam. Er kennt mein Naturell; er weiß, daß er durch Aerger und Demüthigungen rascher zu seinem Ziele kommt! ...."

Nach einer Weile nahm Napoleon einen Stuhl, rückte ihn zum Kamin, setzte sich rittlings darauf, legte das Kinn auf die über der Lehne gekreuzten Arme und versank in tiefes schmerzlichen Sinnen.

„Mein Sohn, mein armer, armer Sohn!" flüsterte er. „Er zählt jetzt acht Jahre, er würde mich verstehen, wenn er um mich wäre; ich könnte seinen Ehrgeiz, seine Fassungskraft wecken, könnte

ihm Ideen beibringen, die das Leben in ihm ausreifen würde; ich könnte den Samen künftiger Thaten in sein junges Herz legen, und ihn Dinge lehren, die ihm einst in reiferen Jahren von Werth wären! — Aber er ist mir geraubt, ist in der Hand von Miethlingen, zu einer einsamen freudlosen Jugend verurtheilt. Ich werde ihm kaum etwas andres seyn, als eine dunkle Idee, denn sie werden ihm nicht ein richtiges Bild von mir lassen — er wird mich nur durch ihre Brille sehen und kennen lernen müssen, und die Geschichte meines Sturzes und meines Endes wird ihnen ein Beispiel abgeben, womit sie ihn verwarnen und einschüchtern können! — Ah, das sind abscheuliche Gedanken! sie entnerven und widern an; wofür hat man am Ende gelebt, wenn man keine Kinder hat oder nichts für sie thun konnte, wenn man nicht einmal von seinen Kindern begriffen und gewerthet wird? ....

„Und doch wird eine Zeit kommen," fuhr der Kaiser nach einer gedankenvollen Pause fort, — „eine Zeit, wo mein Sohn, wenn ihn nicht die Lakaien und Schranzen und Maitressen verdorben haben, wann er mehr zum Manne herangereift seyn wird, sich fragen muß: war das Bild richtig, das mir meine Erzieher von meinem Vater gemacht? war er wirklich nur ein leerer Glückspilz und Emporkömmling? war er nur ein Schwindler und Ideolog? Der Zeitpunkt wird nicht ausbleiben, wo mein Sohn die Geschichte erforschen wird, um zu einem Verständniß meiner Pläne zu kommen, wo er sich instinktmäßig sagen muß, daß auch er einen Theil habe an alle dem, was ich gewollt und erstrebt, geschaffen und nicht errungen habe! Und wenn er dann aus der Hand eines vertrauten Freundes die Schlüssel zu dem Ganzen bekäme, was den Inhalt meines Lebens bildet und was noch unvollendet und nur gedacht im Schooße der Zukunft liegt als Frucht oder nothwendige Folge meiner Werke — müßte er dann nicht erwachen, und würde ihm dann nicht eine neue Welt aufgehen, die sein ganzes Wesen mit einem ernsten Zweck und Ziel erfüllte? ... Jener Lord Chesterfield chrieb Briefe an seinen Sohn nieder, um demselben zu zeigen, wie er sich den Fürsten und den Weibern angenehm machen und ein beliebter Höfling werden könne. Soll ich für meinen Sohn nicht auch Briefe niederschreiben, um ihm Winke zu geben, wie er ein

Mann seiner Zeit werden könne? Aber ach, das Genie wird geboren und nicht vererbt, und wer mir sagen könnte, ob mein armer Junge wenigstens Talent hat?! — Doch gleichviel, ich werde Aufzeichnungen für ihn niederschreiben und jenes politische Testament, die fixe Idee meiner guten verständigen Hortense! Ah, sie hat so unrecht nicht, das sehe ich jetzt erst ein, und wenn nicht jener Schurke von Gouverneur aus den Papieren Las Cases meinen Entwurf gestohlen hätte, so wäre der Anfang schon gemacht ...

„Ah, Marchand, was thust Du hier?" wandte er sich an seinen ersten Kammerdiener, welcher geräuschlos eingetreten war, eine Krystallplatte in der Hand und auf derselben den silbernen Feldbecher Napoleons. „Was willst Du?"

— „St.-Denis hat mich geweckt, Sire, weil er fürchtet, Eure Majestät seyen krank," entgegnete Marchand mit jenem zuversichtlichen Uebergewicht, welches das Bewußtseyn treuer opferwilliger Anhänglichkeit einem treuen Diener gibt. „Ich sehe Eure Majestät aufgeregt und bestehe darauf, daß Sie ein Brausepulver zu nehmen geruhen. Das wird Ihnen gut thun, Sire, besser als alles Andre, besser als Dr. O'Meara's Opium. Ich weiß ja, was Eurer Majestät Gemüth beschäftigt."

„Gib her, Marchand! Du hast nicht unrecht, treue Seele! Dein Seidlitzpulver wird mir gut thun," sagte der Kaiser und schlürfte rasch den aufbrausenden zischenden Trank. „Und nun geh' und laß' mich, ich will schreiben."

— „Mit nichten, Sire, Sie sollen sich schlafen legen — Ihre Gesundheit erheischt es."

„Schlafen, Marchand, wenn man an die Möglichkeit eines raschen Todes, an Weib und Kinder denkt, und vergebens die Arme nach Denen ausstreckt, die man um sich haben möchte, wenn die letzte schwere Stunde kommt? .... Ah, Marchand, ich könnte mir alles gefallen lassen, wenn ich nur Einen Monat, nur Eine Woche meinen Sohn bei mir hätte. Und eben deßhalb will ich an ihn schreiben, damit er mich wenigstens aus meinen Briefen kennen lerne."

— „Werden diese Briefe dem Prinzen auch zukommen, wenn Sie durch die Hand des Gouverneurs gehen, Sire?" fragte Marchand; „wird der junge Prinz sie auch verstehen?"

„Thor, es sind Briefe, die ihm erst später, nach meinem Tode, durch vertraute Hand zugehen sollen, und eigenhändige Briefe, damit er sehe, welchen Werth ich auf ihren Inhalt gelegt habe."

— „Das eilt nicht so sehr, Majestät; hiezu bedarf es nicht der Nacht, Sire, die Ihnen zur Ruhe weit nöthiger ist," sagte Marchand. „Haben Sie die Gnade, sich wieder niederzulegen. Morgen, übermorgen ist auch noch Zeit dazu."

„Nein, Marchand, der Anfang muß einmal gemacht werden, und gerade jetzt bin ich in der rechten Stimmung. Geh, laß mich allein! doch halt, Alter, da Du nun doch schon auf den Beinen bist, mach' mir Thee und stell' ihn hieher neben mich. Der erste Schritt ist immer der schwierigste!"

— „Aber, Sire ... wenn ich mich erkühnen dürfte zu bemerken ...."

„Laß mich; ich hatte schon einmal einen Anfang gemacht und ein geistiges Vermächtniß an meinen Sohn begonnen, das ich Las Cases zu lesen gab und das unter dessen Papieren in die Hände des Henkers fiel ...."

— „Um Vergebung, Sire, das ist nicht der Fall — das Papier ist noch vorhanden; dort in der Maroquinmappe, welche Eurer Majestät zur Unterlage dient, muß es sich finden; ich selbst habe es hineingelegt."

„Du, Marchand? Du unterfingst Dich in meinen Papieren zu stöbern?" rief der Kaiser mit blitzenden Augen und die Zornesader auf der Stirne.

— „Nicht doch, Sire! das würde ich mir nie herausnehmen," versetzte Marchand ruhig und würdevoll; „die Wahrheit ist: ich fand das Blatt eines Tags auf dem Boden, als Chandelier das Arbeitszimmer aufräumte, während Eure Majestät ausgefahren waren. Ich erkannte Eurer Majestät Handschrift, und um den Bogen etwaigen indiscreten Blicken zu entziehen, schob ich ihn einstweilen in die Schreibunterlage. Da ist er, Sire! ist es das richtige Dokument?"

„Meiner Treu, ja; es ist mein Brouillon! Da hätt' ich also wenigstens einmal dem Gouverneur Unrecht gethan!" rief Napoleon sichtlich erfreut. „Ah, Marchand, Spitzbube!" fügte er hinzu

und zupfte den ersten Kammerdiener am Ohrläppchen; „Du hast mir zwar eine große Freude gemacht, indem Du mich über den Verbleib dieses Papiers beruhigtest; aber Du hättest mir manche peinliche Stunde der Unruhe ersparen können, wenn Du mir schon früher von Deinem Funde gesprochen hättest.“

— „Sire, ich bekenne meine Fahrlässigkeit, ich hatte es vergessen; Eure Majestät möge mir verzeihen!“

„Schon gut; geh' und sorge für meinen Thee und dann laß mich! Und hörst Du, Marchand, weder der Großmarschall noch Graf Montholon brauchen zu erfahren, daß ich heute Nacht allein gearbeitet habe. Ich will nicht, daß sie mich dafür wieder mit meiner Gesundheit langweilen!“

Und der Kaiser schrieb bis gegen Tagesanbruch an diesem Bogen fort, nachdem er zuvor aufmerksam dessen frühern Inhalt gelesen hatte.

* * *

Montholon und Bertrand hatten seit einiger Zeit schon bei dem Kaiser eine außergewöhnliche Aufregung bemerkt, welche sie mit seiner wankenden Gesundheit in Zusammenhang brachten. Sie hatten keine Ahnung davon, daß ihren Herrn nun andere Gedanken beschäftigten, denen er Tag und Nacht eifrig nachhing. Je deutlicher Napoleon fühlte, daß der geheime Wurm, welcher an seiner Gesundheit nagte, mehr und mehr um sich griff, desto beflissener war er, Montholon seine Erinnerungen und Denkwürdigkeiten über seine Feldzüge zu diktiren, oder in traulichem Gespräche einzelne Züge und Anekdoten oder Erinnerungen aus seinem vergangenen Leben preiszugeben. Besonders aber war der Kaiser immer darauf bedacht, falsche Gerüchte oder verdrehte Thatsachen, welche in Flugschriften, Büchern oder Zeitungen über ihn standen, zu widerlegen und seine Getreuen in den Stand zu setzen, diese Unwahrheiten später nachzuweisen.

Von den geheimen nächtlichen Arbeiten des Kaisers hatten seine beiden Getreuen keine Ahnung. Marchand und die drei vertrauteren Diener Saint-Denis, Noverraz und Chandellier hatten den strengsten Befehl, hievon nichts verlauten zu lassen, und namentlich Marchand wußte dieß sehr geschickt zu verhehlen, indem er jeden

Morgen noch vor dem Aufstehen des Kaisers frische Kerzen aufsteckte. Einer aber von dem Gefolge ahnte es oder gelangte hinter das Geheimniß: der treue Doctor O'Meara. Die verzehrende Störung im Nervenleben des gefangenen Kaisers, die zerrüttete Verdauung, das Leberleiden — all das konnte unmöglich blos von dem Mangel an Bewegung, auf welche der Kaiser aus Eigensinn verzichtete, weil ihm Hudson Lowe keinen größeren Rayon zu seinen Spazierritten und Spazierfahrten gestatten wollte — noch von dem Aerger über Lowe's Chicanen herrühren. O'Meara konnte es auch nicht billigen, daß Napoleon, um jenen Mangel an körperlicher Bewegung zu ersetzen, oft vier bis sechs Stunden lang im Bade saß. Eines Tags, als der Kaiser von einem hitzigen Fieber befallen nicht aufstehen konnte, machte ihm O'Meara Vorwürfe über diese nächtliche Arbeit, welche die Gesundheit eines Menschen auf seiner Lebensstufe untergraben müsse, dem der Schlaf ein unabweisbares Bedürfniß sey. O'Meara nannte diese Nachtarbeit „eine unverantwortliche Unbesonnenheit, da ja der Kaiser den ganzen Tag unverkümmert für sich habe," und von diesem Augenblick an hatte er das Vertrauen Napoleons verscherzt, welcher längst verlernt hatte Widerspruch zu ertragen. Als aber die Prophezeiung O'Meara's, daß dieses Versagen des Schlafes dem Kaiser noch Anfälle von Gicht und katarrhalischen Leiden zuziehen würden, sich zu bewähren begann, da wurden die Nachtwachen seltener und jene eigenhändigen Aufzeichnungen dürftiger. Der Kaiser schrieb bekanntlich eine sehr schlechte und unleserliche Handschrift, deren Entzifferung ihm selber oft schwer ward, und war beim Schreiben immer ungeduldig, weil die mechanische Handarbeit der raschen Gedankenströmung nicht schnell genug folgen konnte. Und doch war es dem Kaiser ein ernstes Anliegen, daß alle diejenigen Aufzeichnungen für seinen Sohn, durch welche er ihm „einen Beruf und Wirkungskreis für die Zukunft anweisen wollte," von seiner eigenen Hand seyen, da er sich sagen mußte, daß die Glaubwürdigkeit derselben wesentlich angezweifelt werden könnte, wenn sie von einem Anderen, ob auch dem vertrautesten Anhänger und treuesten Freunde, unter seinem Diktat niedergeschrieben würden. Außerdem war es ihm eine Art inneren Bedürfnisses, diese Früchte ernsten Nachdenkens als ein Geheimniß

für sich zu behalten, sie in sich selber ausreifen zu lassen und zu kondensiren, sie umzuarbeiten und zu modificiren. Es war, als ob er eine gewisse Scheu hätte, diese Ideen Anderen mitzutheilen, weil sie dann aufhörten Geheimniß zu seyn, und als ob er fürchtete, alle diese Pläne, Rathschläge, Erfahrungen und Ideen könnten auch Anderen zu gute kommen, wenn sie erst zur Kunde Dritter gelangten. Aus allen diesen Gründen ward das Werk der Niederschreibung dieser Aufzeichnungen nur langsam gefördert und es gab Zeiten, wo es ganz darniederlag.

Der Gesundheitszustand des Kaisers war schon gegen Ende des Jahres 1818 so beunruhigend geworden, daß er zu ernsten Besorgnissen Veranlassung gab, und Dr. O'Meara es nicht mehr allein auf sich nehmen wollte, den Kaiser zu berathen. Ueberdem war der irische Wundarzt auch dem Gouverneur längst ein Dorn im Auge, weil er sich nicht unter die militärische Autorität Sir Hudson Lowe's stellen wollte, indem er behauptete, durch seinen Urlaub und den Eintritt in die Dienste Napoleons jeder Unterordnung unter die Militärgewalt des Gouverneurs enthoben zu seyn, sowie weil er sich geweigert hatte, die Bülletins über die Gesundheit des Gefangenen nach dem Wunsche und Diktat des Gouverneurs zu verfälschen. Sir Hudson Lowe und dessen getreuer und emsiger Gehülfe in jeder Chicane gegen die Bewohner von Longwood, Sir Thomas Reade, hatten aber noch einen weitern Grund zur Erbitterung gegen O'Meara, weil sie ihn für den Verfasser und Veranlasser einiger Artikel in der Edinburgh Review, einem liberalen Journale, hielten, in welchem das britische Publikum auf die erbärmliche Handlungsweise Sir Hudson Lowe's gegen seine Gefangenen aufgeklärt wurde, und weil O'Meara dem Kaiser verrathen hatte, daß die auf St. Helena angekommenen Exemplare des betreffenden Heftes der Edinburgh Review, welche für den Kaiser bestimmt, durch den Gouverneur unterschlagen worden waren.

Diese gespannten Verhältnisse zwischen O'Meara und dem Gouverneur hatten letztern veranlaßt, den irischen Arzt schon am 25. Juli 1818 heimzuschicken und dem Kaiser den Wunsch eingegeben, einen andern Arzt zu bekommen, und im Gefühl der rasch wachsenden Kränklichkeit hatte er an seine Verwandten in Europa

geschrieben, man möge ihm einen Arzt, einen Haushofmeister (für den verstorbenen Cipriani), einen Koch und zwei katholische Geistliche schicken. Der Kardinal Fesch hatte sich beeilt dieses Verlangen zu erfüllen, allein die Reise der fünf hiezu ausersehenen Personen erlitt durch Formalitäten, denen dieselben in England unterworfen wurden, eine solche Verzögerung, daß dieselben erst nach mehr als Jahresfrist, nämlich am 21. September 1819, auf St. Helena anlangten. Dagegen war der Kaiser schon zu Anfang desselben Jahres von einer heftigen Leberentzündung befallen worden, bei welcher er zwölf Tage lang hatte bitten müssen, bis man einem britischen Marine-Arzte, dem Dr. Stockoe von der Fregatte „Conqueror," welcher von O'Meara empfohlen worden war, erlaubt hatte den Kaiser zu besuchen und zu behandeln. Man hatte dem Dr. Stockoe, welchen Napoleon als Leibarzt engagiren wollte, den Urlaub zu diesem Behufe versagt, und diese niedrige Handlungsweise des Gouverneurs, der dem Gefangenen nur einen gänzlich abhängigen Militärarzt zukommen lassen wollte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den gedrückten Gemüthszustand des leberkranken Kaisers zu steigern, bis der neue Zuwachs seines Hausstandes durch den corsischen Arzt Antommarchi und die beiden Priester Buonavita und Vignali ihn wieder einigermaßen aufheiterte und ihm mehr Gesprächigkeit, geistige Spannkraft und Mittheilsamkeit gab.

Das körperliche Mißbehagen hatte den Kaiser an der Fortsetzung seiner Aufzeichnungen verhindert, und ein andrer Gegenstand beschäftigte im Frühjahre 1820 den Kaiser: die Anlegung eines Gartens. Um etwas Schatten gegen die drückende Sonnenhitze und etwas Schutz gegen den Wind zu bekommen, wollte der Kaiser eine Allee von 24 schon ziemlich großen Bäumen vor den Fenstern seines Bibliothekzimmers und eine Einfriedigungsmauer von Rasen von etwa 12 Fuß Höhe um ein halbkreisförmiges Gärtchen vor seinem Schlafzimmer anlegen und arbeitete selber mit dem Grabscheit in der Hand an diesem Werke, woran auch seine Begleiter Hand anlegen mußten. Die Erweiterung des Rayons, welcher dem Kaiser zu seinen Spazierritten und -Fahrten auf dem Plateau von Longwood eingeräumt war — eine Vergünstigung, welche der Gouverneur nur gezwungen gemacht hatte wegen des unbestreitbar tief

erschütterten Gesundheitszustandes des gefangenen Kaisers — verlockte Napoleon von Neuem zu täglichen Ausflügen und trug mit der heilsamen Bewegung im Garten und der aufregenden Thätigkeit in demselben wesentlich dazu bei, das Allgemeinbefinden des Kaisers zu bessern. Es war für seine Gefährten ein erfreulicher Anblick, den Kaiser in rothen Saffianpantoffeln, mit einem gewaltigen breitrandigen Strohhut auf dem Kopf und dem Spaten in der Hand die Erdarbeiten der Chinesen im Garten leiten zu sehen, als die 24 erkauften großen Bäume, die von Pferden und Mannschaft der Artillerie nach Longwood heraufgeschafft worden waren, hier von einigen Dutzend Chinesen eingepflanzt wurden, als ein weiterer Umkreis des Hauses mit terrassenförmigen Rasenwällen eingefriedigt und auf deren Terrassen Rosen ausgepflanzt wurden, und Napoleon sich mit seiner ganzen Energie in die Ausführung der Idee vertiefte, hier eine vor Sonne und Wind schützende Laube und eine kleine Promenade zu schaffen, worin er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht sich ergehen und sich Bewegung verschaffen könnte, ohne vom Ungemach der Witterung oder der Anwesenheit der Schildwachen belästigt zu werden.

Alle diese Arbeiten waren dem unermüdlichen Geiste dieses Mannes allerdings nur ein schwacher Ersatz für diejenige unausgesetzte schöpferische Thätigkeit, welche er früher immer geübt hatte, und riefen nur vergängliche Schöpfungen hervor, die viel Geld kosteten; aber sie machten dem Kaiser Vergnügen, erheiterten sein Gemüth und liehen seinem Geiste neue Spannkraft. Die günstigen Folgen davon äußerten sich bald, denn mit der Besserung des Befindens kehrte dem Kaiser auch die Freude an geistiger Arbeit wieder, und er sprach häufiger von seinem Sohne und dessen Zukunft und diktirte dem Grafen Montholon den Entwurf einer Konstitution, welche er dem französischen Volke geben würde oder gegeben zu sehen wünschte, wenn jemals seine Dynastie wieder auf den französischen Thron berufen würde. In jenen Tagen, wo häufigerer Aufenthalt im Freien ihn kräftigte, nahm auch der Kaiser seine Aufzeichnungen für seinen Sohn wieder vor, und arbeitete einen großen Theil davon um.

Jenes Jahr 1820 gab überhaupt dem Kaiser manche Gelegen-

heit zu froher Aufregung. Die englische Regierung ließ ihm ein neues Haus von größerem Umfang und Behaglichkeit erbauen, und der Gouverneur mußte in manchen Stücken den Weisungen und Wünschen bezüglich der Eintheilung und inneren Einrichtung nachgeben, welche ihm Napoleon durch Montholon in Gestalt eines von letzterm ausgehenden Vorschlags oder Rathes ertheilen ließ, und jeder derartige Sieg freute den Kaiser beinahe wie eine gewonnene Schlacht. Allein dieser Sonnenschein des Glückes währte nicht lange. Eigene Erlebnisse und innere Vorgänge, sowie äußere Ereignisse trübten bald wieder die Stimmung des Kaisers. Ein empfindlicher Schmerz auf der linken Seite der Brust, wie vom Stich eines Federmessers (der Kaiser nannte ihn daher auch seinen coup de canif), der den Gefangenen schon seit lange periodisch gequält hatte, kehrte nun häufiger und in immer kürzeren Perioden wieder und es zeigte sich täglich mehr, daß die ärztlichen Kenntnisse des Dr. Antommarchi nicht den Ansprüchen genügten, welche der Zustand des Kaisers erheischte. Antommarchi war ein Corse und ein treuer redlicher Mann, bescheiden und anspruchslos, dazu ein enthusiastischer Verehrer des Kaisers; aber dieser hatte kein rechtes Vertrauen zu ihm, was seine Wirksamkeit als Arzt natürlich sehr beeinträchtigte. Dieser unerschütterliche Glaube an die wissenschaftliche Unzulänglichkeit seines Arztes raubte Napoleon einen großen Theil jener Gemüthsruhe, welche er ohnedem nur in bescheidenem Maße besaß. Dazu kam, daß der Abbé Buonavita, welcher dem Kaiser von dem Kardinal Fesch dringend empfohlen worden war und der auch Napoleon's Vertrauen zu gewinnen vermocht hatte, von einem Schlaganfall befallen ward, der ihm ohne einen schnellen Aderlaß durch Antommarchi vermuthlich das Leben gekostet haben würde, aber doch Schuld ward, daß der Abbé nach Europa zurückkehren mußte. Ferner wirkte die Nachricht von dem Tode seiner ältesten Schwester, der Fürstin Elisa Bacciocchi, frühern Großherzogin von Toscana,*) die im August 1820 in der Nähe von Triest gestorben war, noch erschütternder auf den Kaiser, als vor zwei Jahren der

*) Sie war geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1777 und am 5. März 1797 mit dem aus einer corsicanischen Adelsfamilie entsprossenen Fürsten Bacciocchi vermählt worden.

Tod Cipriani's in seiner unmittelbaren Nähe. Napoleon war mit Elisa nie auf einem vertrauten Fuße gestanden, denn trotz dem gewaltigen Geist und den mancherlei hervorragenden Eigenschaften dieser Frau standen beider Charaktere doch einander allzu diametral entgegen, als daß eine geschwisterliche Innigkeit zwischen beiden sich hätte bilden können; allein er hatte sie in der Erinnerung als ein Bild blühender Gesundheit, einer von Leben und Rührigkeit strotzenden Kraft, und so mußte der jähe Hingang dieser um beinahe acht Jahre jüngern Schwester den Mann erschrecken, welcher schon den Tod in seinen Eingeweiden wühlen fühlte, wenn er es auch nicht gestand.

Das Jahr 1821 begann für den Kaiser anscheinend unter den günstigsten Auspicien. Man hatte ihm von Europa aus Hoffnung gemacht, daß seine Gefangenschaft nur noch von kurzer Dauer seyn, daß ihm die erbetene Erlaubniß ertheilt werden würde, ein warmes Mineralbad in England oder irgend einem andern Lande Europa's zu besuchen, woselbst er Linderung seiner Leberleiden und Gicht hoffte. Allein mit Einem Mal trat die seither mehr schleichend gewesene Krankheit heftiger auf und machte gewaltige Fortschritte. Eine geistige und körperliche Abspannung machte sich geltend, und der Mann mit dem unerschöpflich regen Geiste, dem es seither Bedürfniß gewesen war, den größten Theil des Tages und der Nacht im Zimmer auf und ab zu gehen und zu diktiren oder die Materialien zu seiner Arbeit zu sammeln, blieb jetzt Stunden lang ganz stumm in einen Lehnstuhl hingegossen sitzen und brütete dumpf vor sich hin. Er war nur selten mehr im Stande, anhaltend zu diktiren, blieb sogar häufig, wenn er mit Aufgebot großer Willenskraft diesen Versuch anstellte, mitten in einer Phrase stecken und vermochte deren Ende nicht mehr zu finden. Erst im Monat April, als der Kaiser ganz unzweideutig fühlte, daß keine Rettung mehr denkbar sey, als das Hinsinken der Körperkräfte schon so groß war, daß er nicht mehr anders als vom Bette aus diktiren konnte, raffte er seine ganze geistige, körperliche und Willens-Kraft noch einmal zusammen und diktirte dem Grafen Montholon jene drei Testamente, welche über sein Vermögen verfügten, und jene letzten rhapsodischen Rathschläge an seinen Sohn, welche den noch im Verlöschen so

riesigen Geist eines Mannes zeigen, von dem man nicht wie von andern Fürsten sagen kann, daß er nichts vergessen und nichts gelernt habe, denn in diesen Rathschlägen liegt das Ergebniß der Erfahrung seines ganzen langen tiefbewegten Lebens, die Frucht seiner Studien der Geschichte, welche ihm im Spiegel der Vergangenheit die nothwendige Gestaltung der Zukunft zeigten.

Jene Rathschläge an seinen Sohn, welche der Kaiser am 17. April, nicht volle drei Wochen vor seinem Tode, dem Grafen Montholon in die Feder diktirte, lauten folgendermaßen:

„Mein Sohn soll ja nicht daran denken, meinen Tod zu rächen; er soll sich ihn zu Nutzen machen. Die Erinnerung an das, was ich gethan habe, soll ihn nie verlassen; er soll immer, wie ich, bis auf das Schwarze seiner Nägel hinaus Franzose bleiben. Alle seine Bemühungen müssen dahin streben, durch den Frieden zu regieren. Wenn er, aus bloßer Nachahmungssucht und ohne absolute Nothwendigkeit, meine Kriege wieder von vorne anfangen wollte, wäre er nur ein Affe. Mein Werk noch einmal machen, hieße annehmen, ich habe nichts geleistet. Es dagegen vollenden, das wird heißen: die Festigkeit der Grundlagen zeigen und den ganzen Plan des Baues erläutern, welcher nur in groben Umrissen angedeutet war. Man thut nicht zweimal dieselbe Sache in Einem Jahrhundert. Ich bin genöthigt gewesen, Europa durch Waffengewalt zu bezwingen; heutzutage muß man es überzeugen. Ich habe die Revolution gerettet, welche unterging; ich habe sie von ihren Verbrechen reingewaschen; ich habe sie der Welt im Ruhmesglanze gezeigt; ich habe in Frankreich und in Europa neue Ideen eingepflanzt; sie können nicht mehr rückwärts schreiten. Mein Sohn soll alles aufkeimen lassen, was ich gesäet habe; er soll alle Elemente von Wohlstand und Wohlfahrt entwickeln, welche der französische Boden enthält: um diesen Preis kann er noch ein großer Souverän seyn.

„Die Bourbonen werden sich nicht auf dem Throne erhalten. Wenn ich gestorben bin, wird sich überall, sogar in England, eine Reaction zu meinen Gunsten bilden. Das ist für meinen Sohn eine schöne Erbschaft. Es ist möglich, daß die Engländer, um das Andenken an ihre Verfolgungen zu verwischen, die Rückkehr meines Sohnes nach Frankreich begünstigen werden; um aber in gutem

Einverständniß mit England zu leben, muß man um jeden Preis dessen kommerzielle Interessen begünstigen. Diese Nothwendigkeit führt zu zwei Folgen: man muß England bekriegen oder sich mit ihm in den Welthandel theilen. Diese zweite Bedingung ist heutzutage die einzig mögliche. Die auswärtige Frage wird in Frankreich lange Zeit über die innere vorwiegen. Ich vermache meinem Sohn so viel Kraft und Sympathie, daß er mein Werk mit den bloßen Waffen einer erhabenen und versöhnlichen Diplomatie fortsetzen kann. Seine Lage in Wien ist eine beklagenswerthe.

„Wird ihn Oesterreich ohne Bedingungen herausgeben? Im Grunde hat sich Franz I. (von Frankreich) einst in einer noch kritischern Lage befunden; die französische Nationalität hat dabei nichts eingebüßt.

„Mein Sohn besteige niemals den Thron durch einen fremden Einfluß. Sein Ziel muß nicht bloß seyn: zu herrschen, sondern auch den Beifall der Nachwelt zu verdienen. Er soll sich meiner Familie nähern, wann er es wird thun können: meine Mutter ist eine Frau von antikem Charakter; Joseph und Eugen können ihm gute Rathschläge geben; Hortense und Katharina*) sind Frauen von überlegenem Geiste; wenn er in der Verbannung bleibt, soll er eine meiner Nichten heirathen. Wenn ihn Frankreich zurückberuft, soll er sich um eine Prinzessin von Rußland bewerben; das ist der einzige Hof, wo die Familienverbindungen die Politik beherrschen. Die Verbindung, welche er eingehen wird, muß dahin zielen, den französischen Einfluß nach außen zu vermehren und nicht einen fremden Einfluß in den Rath Frankreichs einzuführen. Die französische Nation ist am leichtesten zu regieren, wenn man es nicht verkehrt angreift; nichts gleicht ihrer raschen und leichten Fassungsgabe; sie unterscheidet augenblicklich diejenigen, welche für sie oder gegen sie arbeiten; allein man muß ihr auch immer zu den Sinnen sprechen; sonst zehrt ihr unruhiger Geist sie auf; sie gährt und geräth in Grimm.

„Mein Sohn wird erst nach Bürgerkriegen und inneren Un-

---

*) Die Gemahlin Jerome's, des vormaligen Königs von Westfalen, eine geborene Prinzessin von Württemberg.

ruhen an die Reihe kommen; er hat nur eine einzige Partei zu fürchten, diejenige des Herzogs von Orleans; diese Partei keimt schon lange. Berichten Sie ihm über diesen Gegenstand dasjenige, was Bertrand mir gesagt hat: er soll alle Parteien verachten, soll nur die Masse vor Augen haben; mit Ausnahme derjenigen, welche das Vaterland verrathen haben, muß er sämmtliche Antecedentien von allen Männern vergessen und nur das Talent, das Verdienst, die geleisteten Dienste überall belohnen, wo er sie finden wird. Chateaubriand, trotz seiner Schmähschrift, ist doch ein guter Franzose.

„Frankreich ist das Land, wo die Anführer am wenigsten Einfluß haben; sich auf sie stützen, heißt auf Sand bauen. Man verrichtet in Frankreich nur Großes, wenn man sich auf die Massen stützt; überhaupt muß eine Regierung ihren Stützpunkt immer da suchen, wo er ist. Es gibt ebenso unbeugsame und gebieterische Moralgesetze wie physische Gesetze. Die Bourbonen können sich nur auf die Adeligen und die Priester stützen, wie auch immer die Verfassung beschaffen seyn mag, welche man sie annehmen läßt. Das Wasser wird aber immer sein Niveau wieder annehmen, trotz der Maschine, die es einen Augenblick emporgehoben hat. Ich habe mich auf jedermann ohne Ausnahme gestützt; ich habe das erste Beispiel einer Regierung gegeben, welche die Interessen Aller begünstigt. Ich habe nicht für oder durch die Adeligen, die Priester, die Bürger oder die Werkstätten regiert; ich habe für die ganze Staatsgesellschaft, für die ganze große französische Familie regiert. Die Interessen einer Nation zertheilen, heißt Allen einen Possen spielen, heißt den Bürgerkrieg veranlassen. Man theilt das, was von Natur aus untheilbar ist, nicht — man verstümmelt es. Ich lege der Constitution, deren Hauptgrundzüge wir formulirt haben,*) keinerlei Wichtigkeit bei: heute gut und zweckmäßig, kann sie morgen schlecht seyn. Uebrigens darf sich in dieser Beziehung nichts Definitives ohne die formelle Zustimmung der Nation machen; aber das fundamentale Prinzip muß das allgemeine Stimmrecht seyn.

„Der von mir geschaffene Adel wird für meinen Sohn kein

---

*) Hierunter ist der Entwurf der Constitution verstanden, welchen Napoleon auf St. Helena dem Grafen Montholon in die Feder diktirt hatte.

Stützpunkt seyn; es bedurfte für mich mehr als eine Generation, damit derselbe meine Farbe annahm, damit er durch Tradition der geheiligte Verwahrungsort aller meiner moralischen Eroberungen wurde. Seit 1815 traten alle Großen offen gegen mich auf. Ich rechnete weder auf meine Marschälle, noch auf meinen Adel, selbst nicht auf meine Obersten; aber das ganze Volk und die gesammte Armee bis zum Rang des Hauptmanns herauf waren für mich. Mein Vertrauen hat mich nicht getäuscht. Sie verdanken mir viel, ich war ihr echter Vertreter. Meine Diktatur war unerläßlich, und der Beweis dafür ist, daß man mir stets mehr Macht anbot, als ich haben wollte. Heutzutage ist in Frankreich nicht mehr möglich, als was nothwendig ist. Es wird meinem Sohn nicht in gleicher Weise ergehen; man wird ihm die Macht streitig machen; er muß allen Freiheitswünschen zuvorkommen. Es ist jedoch in gewöhnlichen Zeiten weit leichter, mit den Kammern zu regieren, als allein; die Ständeversammlungen nehmen euch einen großen Theil eurer Verantwortung ab, und nichts ist leichter, als immer die Majorität für sich zu haben; allein man muß sich wohl vorsehen, daß man das Land nicht demoralisire. Der Einfluß der Regierung ist in Frankreich ungeheuer; wenn die Regierung es geschickt anzugreifen weiß, bedarf sie gar keiner Bestechung oder Corruption, um überall Unterstützung zu finden. Der Zweck eines Souveräns ist nicht allein zu regieren, sondern Bildung, Aufklärung, Moral, Wohlfahrt zu verbreiten. Alles Falsche ist ein schlechtes Hülfsmittel, eine trügerische Stütze.

„Als ich noch jung war, habe ich mich Illusionen hingegeben, bin aber bald davon zurückgekommen. Die großen Redner, welche die Volksversammlungen durch den Glanz ihrer Rede beherrschen, sind im Allgemeinen die mittelmäßigsten Politiker; man muß sie nicht mit Worten bekämpfen, denn sie haben immer volltönendere als die eurigen; man muß ihrem Geschwätz ein bündiges logisches Raisonnement gegenüberstellen; ihre Stärke liegt im Vagen; man muß sie zur Wirklichkeit der Thatsachen zurückführen, die Praxis tödtet sie. Es gab im Staatsrath weit beredtere Männer als ich; ich schlug sie immer durch dieses einfache Argument: zweimal zwei ist vier.

„Frankreich wimmelt von sehr fähigen praktischen Männern;

die Hauptsache ist, sie zu finden und ihnen die Mittel zu ihrem Vorwärtskommen zu bieten. Mancher geht hinter dem Pflug her, der im Staatsrath sitzen sollte; mancher ist Minister, der hinter dem Pflug stehen müßte.

„Mein Sohn soll nicht staunen, wenn er die anscheinend vernünftigsten Männer ihm die absurdsten Pläne, von den Agrargesetzen bis zum Despotismus des Großtürken, vorschlagen sieht; alle Systeme finden ihre Vertheidiger und Vertreter in Frankreich. Er soll alles anhören, aber auch alles nach seinem richtigen Werthe bemessen, und sich mit allen Kapazitäten des Landes umgeben. Das französische Volk hat zwei gleich mächtige Leidenschaften, die einander entgegengesetzt erscheinen und doch aus dem gleichen Gefühl entstammen: die Liebe zur Gleichheit und die Liebe zur Auszeichnung. Eine Regierung kann diesen beiden Ansprüchen nur durch eine ausnehmende Gerechtigkeit genügen. Das Gesetz und die Ausübung der Regierung müssen für alle gleich seyn; Ehren und Belohnungen müssen auf diejenigen Menschen fallen, welche in den Augen Aller derselben am würdigsten erscheinen.

„Man verzeiht dem Verdienst, aber nicht der Intrigue. Die Ehrenlegion ist ein ungeheurer und mächtiger Hebel für die Tugend, das Talent und den Muth gewesen; schlecht angewendet wäre sie eine Pest; man würde sich die ganze Armee entfremden, wenn der Geist des Hofes oder der Geist der Coterie bei ihren Ernennungen oder in ihren Verwaltungen den Vorsitz führte.

„Mein Sohn wird genöthigt seyn, mit der Preßfreiheit zu regieren; das ist heutzutage eine Nothwendigkeit. Um zu regieren handelt es sich nicht mehr darum, eine mehr oder weniger gute Theorie zu befolgen, sondern mit dem Material zu bauen, welches man unter der Hand hat; man muß dem unausweichlich Nothwendigen sich zu unterwerfen und daraus Nutzen zu ziehen wissen.

„Die freie Presse kann unter den Händen der Regierung ein mächtiges Hülfsmittel werden, um die gesunden Doktrinen und guten Grundsätze in alle Winkel des Reichs gelangen zu lassen. Bei allgemeinem Frieden hätte ich eine Direktion der Presse, bestehend aus den höchsten Kapazitäten des Landes eingerichtet, und hätte meine Ideen und meine Plane bis in die fernsten Weiler

hinaus gelangen lassen. Heutzutage kann man unmöglich mehr, wie vor dreihundert Jahren, ruhiger Zuschauer der Umwandlung der menschlichen Gesellschaft bleiben; man muß, bei Todesstrafe, entweder alles leiten oder alles hindern.

„Mein Sohn muß der Mann der neuen Ideen und der Sache sein, welcher ich überall zum Triumph verholfen habe; er muß allenthalben neue Ideen herstellen, welche die Spuren der Feudalherrschaft verschwinden machen, welche die Würde des Menschen sicher stellen, die Keime der Wohlfahrt entwickeln, die seit Jahrhunderten schlafen; er muß der Allgemeinheit einen Antheil an dem verschaffen, was heutzutage nur das Vorrecht einer kleinen Anzahl ist; er muß Europa in unauflösliche föderative Bande schlagen; muß in allen Theilen der Welt, die heutzutage noch unkultivirt und barbarisch sind, die Wohlthaten des Christenthums und der Civilisation verbreiten; dieß muß das Ziel aller Gedanken meines Sohnes seyn, das ist die Sache als deren Märtyr ich sterbe. An dem Hasse, dessen Gegenstand ich von Seiten der Oligarchen bin, mag er die Heiligkeit meiner Sache bemessen.

„Seht die Königsmörder an, sie saßen vordem im Rathe eines Bourbon, sie werden morgen in ihr Vaterland zurückkehren, und ich und die Meinigen büßen unter Folterqualen die Wohlthaten, die ich den Nationen erweisen wollte. Unsere Feinde sind die Feinde der Menschheit; sie wollen die Völker, die sie für eine Heerde Vieh ansehen, in Ketten schlagen, wollen Frankreich unterdrücken, den Fluß bis zu seiner Quelle zurückdrängen; sie mögen sich in Acht nehmen, daß er nicht aus seinen Ufern tritt! Unter meinem Sohn könnten die einander entgegengesetzten Interessen im Frieden leben und die neuen Ideen sich ausbreiten, sich ohne Erschütterungen und Opfer befestigen. Der Menschheit würde dadurch zahlloses Unglück erspart. Wenn jedoch der blinde Haß der Könige mein Geschlecht nach meinem Tode verfolgt, dann werde ich sicher, aber auf eine grausame Weise gerächt werden.

„Die Civilisation wird hierunter in jeder Hinsicht einbüßen; wenn die Völker ihre Ketten sprengen, dann werden Ströme von Blut in ganz Europa vergossen werden; die Aufklärung wird inmitten von Bürger- und äußerlichen Kriegen verschwinden; es wird

mehr als dreihundert Jahre voll Unruhen bedürfen, um in Europa die königliche Autorität zu vernichten, welche erst gestern noch die Interessen Aller vertrat, die aber mehrere Jahrhunderte gebraucht hat, um sich aus den Banden des Mittelalters loszuringen. Wenn dagegen der Norden gegen die Civilisation vorrückt, wird der Kampf weniger lang, aber die Streiche werden desto verhängnißvoller seyn. Die Wohlfahrt der Völker und alle seit so vielen Jahren gewonnenen Resultate werden verloren seyn, und niemand vermag vorauszusehen, was die unglückseligen Ergebnisse davon seyn werden.

„Die Völker wie die Könige haben ein Interesse daran, daß mein Sohn auf den Thron gelange; außerhalb der Ideen, der Prinzipien, für welche wir gekämpft und denen ich zum Siege verholfen habe, sehe ich nur Sklaverei und Verwirrung für Frankreich wie für Europa.

„Sie werden alles das veröffentlichen, was ich diktirt oder geschrieben habe, und meinen Sohn veranlassen, daß er es lese und darüber nachdenke. Sie werden ihm sagen, er solle alle Diejenigen beschützen, die mir gut gedient haben, und deren Zahl ist nicht klein. Meine so großherzigen, so ergebenen und treuen Soldaten sind vielleicht ohne Brod! Wie viel Muth, wie viel gesunder Sinn in diesem französischen Volke! Wie viel versteckte Reichthümer, die vielleicht nie an's Tageslicht kommen werden! — Europa geht einer unvermeidlichen Umgestaltung entgegen; sie verzögern, heißt sie durch einen unnöthigen Kampf abschwächen; sie begünstigen, heißt die Hoffnungen, Wünsche und Bestrebungen Aller kräftigen.

„Es gibt Nationalitätswünsche, welchen man über kurz oder lang entsprechen muß, und diesem Ziel muß man entgegenstreben. Die Lage meines Sohns wird nicht ohne ungeheuere Schwierigkeiten seyn. Er soll durch die Zustimmung Aller dasjenige thun, was ich mit Waffengewalt zu thun durch die Umstände genöthigt worden bin. Wäre ich im Jahr 1812 in Rußland Sieger geblieben, so wäre das Problem eines hundertjährigen Friedens gelöst worden; ich zerhieb den gordischen Knoten der Völker; heutzutage muß man ihn auflösen. Die Erinnerung der Throne, welche ich im Interesse meiner allgemeinen Politik errichtet habe, muß

beseitigt werden. Ich hatte schon im Jahr 1815 von meinen Brüdern verlangt, sie sollten ihre Königreiche vergessen und nur die Titel von französischen Prinzen annehmen. Mein Sohn muß diesem Beispiele folgen, denn das Gegentheil würde gerechte Befürchtungen hervorrufen. Künftig werden sich die schwierigen Fragen in der Politik nicht mehr im Norden lösen, sondern im Mittelmeer; dort ist Gelegenheit gegeben, alle ehrgeizigen Bestrebungen der Mächte zu befriedigen, und mit Fetzen wilder Länder kann man das Glück civilisirter erkaufen. Die Könige sollen nur der Vernunft nachgeben, und es wird bald in Europa keinen Stoff mehr geben, um den Haß zwischen den einzelnen Nationen zu unterhalten.

„Die Vorurtheile zerstreuen, vergrößern, verwirren sich; die Handelswege vervielfältigen sich. Es ist nicht mehr möglich, daß eine Nation sich das Monopol des Handels erhalte. Damit mein Sohn erfahre, ob seine Verwaltung gut oder schlecht ist, ob seine Gesetze im Einklang mit den Sitten stehen, lasse er sich einen jährlichen und motivirten Bericht über die Zahl der von den Gerichten verhängten Urtheile abstatten. Wenn die Verbrechen oder Vergehen zunehmen, so ist es ein Beweis, daß auch das Elend zunimmt, daß die Gesellschaft schlecht regiert ist. Die Verminderung derselben ist der Beweis vom Gegentheil.

Die religiösen Ideen haben noch mehr Gewalt, als gewisse beschränkte Philosophen glauben; sie können der Menschheit große Dienste leisten. Wenn man mit dem Papste gut steht, beherrscht man noch heutzutage das Gewissen von hundert Millionen Menschen. Pius VII. wird gegen meinen Sohn immer gut seyn; es ist ein Greis voll Toleranz und Aufklärung; verhängnißvolle Umstände haben unsere Kabinete mit einander entzweit, ich bedaure es lebhaft. Fesch verstand mich nicht; er unterstützte die Ultramontanen, die Feinde der wahren Religion in Frankreich. Wenn man euch wieder nach Frankreich zurückkehren läßt, werdet ihr noch viele Leute finden, welche dem Gedächtniß an mich treu geblieben sind. Das schönste Denkmal, das sie mir errichten können, ist, daß sie alle Gedanken, welche ich im Staatsrath für die Verwaltung des Reichs preisgegeben habe, in einen einzigen Arbeitskörper ver-

einigen; daß sie alle meine Instruktionen an meine Minister sammeln und das namentliche Verzeichniß aller Arbeiten, die ich unternommen, aller Denkmäler, die ich in Frankreich und Italien errichtet habe, aufnehmen. Maret, Molien, Merlin, Cambacérès können an diesem Werke mitarbeiten; es soll die Vervollständigung dessen seyn, welches Bignon in meinem Auftrage über meine auswärtige Politik schreiben soll, und welches die von mir bezeichneten Generäle über meine Kriege schreiben werden. Man wird in demjenigen, was ich dem Staatsrath gesagt habe, die für den Augenblick zweckmäßigen Maßregeln von denjenigen unterscheiden müssen, deren Anwendung ewig wahr ist.

„Mein Sohn soll oft die Geschichte lesen und darüber nachdenken das ist die einzige echte Philosophie. Er soll die Kriege der großen Feldherren lesen und darüber nachdenken, das ist das einzige Mittel, die Kriegführung zu erlernen.

„Allein alles was Sie ihm sagen werden oder was er erfahren mag, wird ihm nur wenig dienen, wenn er nicht im Grunde des Herzens jenes heilige Feuer, jene Liebe zum Guten hat, welche allein zur Ausführung großer Thaten befähigen.

„Allein ich will hoffen, daß er seiner Bestimmung würdig seyn wird.

„Wenn man Sie nach Wien gehen läßt . . . .“

Hiemit brechen diese Rathschläge des Kaisers an seinen Sohn jählings ab — die Schmerzen und die Erschöpfung der Krankheit erlaubten ihm nicht, dieses Werk zu vollenden, denn von der übermächtigen Anstrengung an, welche der Kaiser sich an jenem Tage auferlegt hatte, ging er mit gewaltigen Schritten seinem Ende entgegen; und wenn er auch noch Willenskraft, geistige Klarheit und Besinnung genug hatte, um noch Codicille und Briefe zu diktiren, so besaß der Sterbende offenbar nicht mehr Sammlung genug, um den Faden jener Rathschläge da wieder aufzunehmen, wo er ihn, von Uebelseyn und Erschöpfung gezwungen, hatte fallen lassen müssen. — —

Es ist die Nacht vom 20. auf den 21. April. In dem kleinen Schlafzimmer zu Longwood liegt der Kaiser auf seinem Feldbett, schwach, matt, entsetzlich abgemagert, nur noch ein Schatten jenes

gewaltigen Geisteshelden, dessen Adlerblick einst Legionen wanken machte. Ein rothes indisches Foulard um den Kopf läßt im gedämpften Licht der Nachtlampe den Teint noch blässer und gelblicher, die dunkeln Ringe um die eingesunkenen Augen noch düsterer erscheinen. Die eine Hand liegt welk und kraftlos auf der dunklen seidenen Steppdecke, die andere hängt kraftlos über das Feldbett herunter, und diese kleinen Frauenhände, auf deren feinen Schnitt und zierliche Modellirung der Kaiser von jeher so stolz gewesen, sind nun fast zu Knochen abgemagert. Die Brust hebt und senkt sich in kurzen Intervallen, denn das Athmen wird dem Kranken schwer. Die Augenlider sind halb geschlossen, aber dennoch haftet der Blick an dem Bild Isabey's, welches ihm gegenüber an der Wand hängt und Marie Louise mit ihrem Sohne darstellt. Man sieht an dem ganzen Ausdruck der Züge des Kaisers, daß er nicht schläft, daß sein Geist noch arbeitet, wenn gleich der Körper die tiefste Ruhe heischt.

Neben dem Bette des Kaisers, etwas rückwärts, so daß sein Anblick den Kranken nicht stört, sitzt Graf Montholon in einem Lehnstuhl und liest in einem Buche, das er mühsam in den Lichtkreis unter den verdunkelnden Schirm hält, der über die brennende Kerze hereingestellt ist. Dem kräftigen Manne von 39 Jahren sieht man wohl an, daß er seit Wochen schon kaum mehr aus den Kleidern gekommen ist und sich wenig Ruhe gegönnt hat, denn auch er ist bleich und abgemagert, ohne aber selbst in Folge des Gefühls der schwindenden Kraft in dem Eifer nachzulassen, mit welchem er in rührender kindlicher Treue und Zärtlichkeit den erlauchten Kranken verpflegt.

Draußen im Nebenzimmer liegt der Kammerdiener Noverras auf einem Kanapee, um auf den ersten Wink zur Hand zu seyn, und seine lauten gleichmäßigen Athemzüge verrathen, daß er glücklicher ist als Montholon — daß er schlafen kann.

Tiefe Stille liegt auf ganz Longwood; man hört das Ticken der Pendulen im Schlafzimmer und im anstoßenden Arbeitskabinet. Draußen aber stürmt der Herbstwind um die Dächer und pfeift seine rauhe schrille Weise, und aus der Ferne ertönt der gedämpfte Anruf der Schildwachen, welche, wie gewöhnlich zur Nachtzeit, in

Zwischenräumen von fünfzig Schritten die ganze Umzäunung von Longwood mit einer doppelten Postenkette umgeben. —

Der wechselsweise Zuruf der Posten, obschon beinahe übertönt vom Heulen und Pfeifen des Windes, der auf dieser Hochebene freies Spiel hat, scheint den schlummernden Kaiser aus seinem Sinnen geweckt zu haben. Mit einem Seufzer sich umwendend, flüstert er: „Montholon, wie viel Uhr?“

— „Nahezu ein Uhr, Sire,“ antwortet dieser aufstehend und tritt an das Lager. „Wünschen Sie Ihren Trank, Sire?“

„Geben Sie ihn, mein Freund! — Ach, diese Glut in meinem Körper, dieser Stich mit dem Federmesser hier unter dem Herzen!“ flüstert der Kaiser matt. — „Ich fühle, es geht rasch mit mir zu Ende, Montholon. Die Aerzte unterschätzen mein Uebel. Das Schwinden meiner Kräfte belehrt mich deutlich, daß ich mich zum Appell dort oben parat halten muß .... Sagen Sie, lieber Freund, ist der Abbé Vignali in der Nähe?“

— „Gewiß, Sire; er ist auf seinem Zimmer,“ entgegnete Montholon und suchte seine Ueberraschung zu verbergen.

Der Kaiser machte eine kurze Pause. „Ich habe gerade einen Augenblick, wo mein Kopf frei und mein Geist klar ist, Montholon; ich will ihn benützen, denn wer weiß, wie lange ich noch meiner Besinnung mächtig bin .... Lassen Sie mir Vignali rufen, ich will ihn sprechen, oder besser, lieber Montholon, holen Sie ihn selbst herbei!“

— „Ganz nach Befehl, Sire!“

„Lassen Sie mich mit ihm allein, mein Freund, aber kommen Sie sogleich wieder, sobald er mein Zimmer verlassen haben wird. Es braucht übrigens niemand etwas davon zu wissen, daß ich ihn heute Nacht gesprochen habe. Treffen Sie Ihre Anordnungen, daß die Sache nicht unter die Leute kommt. He, noch Eins, lieber Montholon! reichen Sie mir das kleine Reiseschreibpult von rothem Maroquin dort auf dem Tische.“

Graf Montholon gehorchte und verließ das Zimmer, und einige Minuten später trat der Abbé Vignali ein, und heftete aus seinen dunklen Augen einen forschenden Blick auf den Kaiser.

„Sie haben mich rufen lassen, Sire,“ hub er nach den ersten

Begrüßungen an — „weil Eure Majestät wahrscheinlich nach dem Troste unserer heiligen Religion verlangen.“

Napoleon winkte ihn mit einer matten Handbewegung heran. „Ja, Herr Abbé, ich habe Sie rufen lassen, weil ich Ihnen einen besondern Akt meines Vertrauens geben will. Setzen Sie sich hieher, dicht zu meinem Bette, denn ich kann nicht laut sprechen, und das Reden greift mich an. Mein lieber Vignali, ich halte Sie für einen Mann, auf den ich mich ganz verlassen kann,“ fuhr der Kaiser mühsam fort. „In den anderthalb Jahren unseres Zusammenlebens habe ich gefunden, daß die Empfehlung meines Oheims Fesch, durch die er Sie bei mir einführte, eine vollkommen verdiente war. Sie haben immer als mein Freund gehandelt, und auf die Seele meines Freundes lege ich nun eine große heilige Pflicht.“

Der Abbé legte die eine Hand mit würdevoller Betheurung auf das Herz, ergriff mit der andern die welke abgemagerte Rechte des Kaisers und zog sie an seine Lippen. „Verfügen Sie über mich, Sire,“ sprach er tief ergriffen. „Ich führe nichts zu meinen Gunsten an, als daß ich Ihr Landsmann bin, und daß nur die Bewunderung für Eure Majestät und der eifrige Wunsch, Ihnen zu dienen, mich hieher geführt hat. Bei dem Kreuze und demjenigen, welcher daran die Sünden der ganzen Menschheit sühnte, ich werde Allem aufbieten, was in meinen Kräften steht, um den Wünschen und Aufträgen Eurer Majestät zu entsprechen.“

— „Ich danke Ihnen, lieber Abbé; ich versah mich zu Ihnen keines Andern,“ sagte der Kaiser, und die unbeugsame Willenskraft seines Geistes lieh seiner Stimme wieder einige Stärke und seinen matten Zügen einen Ausdruck von Bestimmtheit. „Ich fürchte, meine Stunden sind gezählt, und ich habe die Unterredung, um welche ich Sie bitten ließ, vielleicht schon zu lange aufgeschoben.“

„Die Gnade des Herrn steht dem Menschen jederzeit offen, und die Kirche kennt keine Stunde, Sire, wenn es gilt, die Seele auf den Weg zur Ewigkeit vorzubereiten und mit der letzten geistlichen Wegzehrung zu versehen.“

— „Lassen wir dieß, lieber Vignali!“ entgegnete der Kaiser

mit einer leichten ungeduldigen Handbewegung. „Ich bin bereit zu sterben, und das Leben, welches hinter mir liegt, zumal die letzten sechs Jahre auf diesem Eiland der Trübsal haben mich gelehrt, wie man sterben muß. Ich bin ein gläubiger eifriger Christ, ich sterbe im Schooße der apostolischen und römischen Religion, in welcher ich geboren und erzogen bin, und die fünfzig Jahre hindurch, welche hinter mir liegen, habe ich nie aufgehört, ein guter Katholik zu seyn. Glauben Sie mir: ich bin zum Tode gerüstet und habe mein Gemüth ausgesühnt mit der Welt, habe meine Seele meinem Schöpfer empfohlen."

Abbé Vignali nickte stumm und machte mit der Hand nur eine segnende Bewegung.

„Hier innen ist alles geordnet und bestellt, lieber Vignali; wenn ich nun Ihre Dienste in Anspruch nehmen will, geschieht es nicht meinethalben, sondern weil ich mein Haus bestellen, weil ich Ihnen meinen Sohn, mein armes Kind empfehlen will."

— „Majestät, Sie legen mir eine Pflicht auf, die mich hoch erfreut und auszeichnet! Seyn Sie überzeugt, daß Gott meinem schwachen Munde Beredtsamkeit leihen wird, wenn es mir dereinst vergönnt ist, den erlauchten Prinzen zu sprechen."

„Hören Sie mich an, Vignali," fuhr der Kaiser mit einer gewissen Hast fort; „ich habe gestern meine Verfügungen über mein Vermögen getroffen und mein Testament gemacht, dasjenige nämlich was für die Oeffentlichkeit bestimmt ist. Ich bin nicht fertig geworden mit den allgemeinen Rathschlägen und Lebensregeln, welche ich meinem Sohne hinterlassen wollte. Wer weiß, ob ich sie vollenden kann. Aber ich habe in der festen Ueberzeugung von meiner weltgeschichtlichen Mission, in dem festen Glauben an mein Schicksal und an die Zukunft des von mir gegründeten Werks, in der Gewißheit, daß es kein ephemeres seyn wird, noch spezielle Rathschläge, Lehren, Verhaltungsmaßregeln und leitende Winke niegergeschrieben, von welchen ich wünsche, daß sie in die Hände meines Sohnes gelangen sollen. Ich habe alle diese Aufzeichnungen eigenhändig und insgeheim gemacht, Vignali. Es sollte ein Geheimniß seyn für alle außer meinem Kinde, denn diese oft rhapsodischen Sätze enthalten meine geheimsten Gedanken, das

Ergebniß meiner Erfahrung, die Divination von kommenden Ereignissen, welche mit unerbittlicher Nothwendigkeit aus der Vergangenheit entspringen müssen. Sie enthalten Dinge, welche manchem utopisch und als Hirngespinnst erscheinen mögen und doch im Grunde nur Schlüsse und Raisonnements sind, welche sich einem Manne aufdrängen mußten, in dessen Hand einst die Geschicke von Nationen lagen. Nicht alles was der Mensch thut, ist klar bewußt und wohl erwogen; wir haben mehr oder weniger einen Instinkt, dem wir folgen, und diesem Instinkte entsprangen manche von den Winken, welche ich in jenen Aufzeichnungen niedergelegt habe. Außerdem habe ich in jenen Blättern auch von vergangenen Dingen mit schonungsloser Offenheit gesprochen und von mir selbst ungeschminkt alle diejenigen Fehler bekannt, welche manche meiner Unternehmungen vereitelten. Ich wollte meinem Sohn ein Lehrgeld des Unglücks ersparen, das ich so oft bezahlt habe. Mit Einem Wort: ich gedachte ihm mein politisches Testament zu hinterlassen, und . . . . bin beinahe in der Einleitung stehen geblieben, Vignali. In früheren Zeiten mangelte mir Muße und Ruhe und Sammlung dazu; — hier hatte ich Ruhe — nein, hier war ich zur Unthätigkeit verdammt, aber die Ruhe und Einkehr in mich selbst, die Beschaulichkeit, welche für solch ein Werk unerläßlich sind, raubte mir mein Kerkermeister Sir Hudson Lowe, dem ich . . . ."

— „Nicht doch, Sire!" fluchen Sie ihm nicht!" sagte Vignali eindringlich. „Jener Mensch hat seinen Lohn schon dahin. Noch lange bevor dort oben an ihm heimgesucht wird, was er gegen einen überwundenen Gegner, gegen einen Gefangenen verbrochen, wird die Verachtung der Welt, das Verdammungsurtheil der Geschichte ihn ereilt, ihn vor sich selber erröthen gemacht, ihn sogar um den Dank seiner Auftraggeber gebracht haben!"

„Bah, das ist alles schön und gut, lieber Vignali! wie aber wenn die unausgesetzte erfinderische Bosheit dieses Mannes meinen Sohn um einen Theil seiner Zukunft beraubte, indem mich seine tägliche und stündliche Tücke hinderte, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen meine Pläne zur Wiedergeburt der Menschheit, zur Umgestaltung der Welt niederzulegen?"

„Dann mögen Sie bedenken, Sire, daß auch dieß nicht ohne Zulassung Gottes geschah, daß der Gouverneur eben auch nur das Werkzeug jener höhern Macht war, die unsere Herzen lenkt wie Wasserbäche, und gegen deren Willen unsere Pläne nur ein Hauch sind. Aber darum dürfen Eure Majestät doch noch nicht an Ihrem Zwecke zweifeln, denn die Grundfesten Ihres Werkes ruhen unerschütterlich und unzerstörbar im Boden der Geschichte und der Menschheit, und derselbe gewaltige Geist, den Gott Ihnen verlieh, Sire, kann auch erblich seyn in der Familie, deren Stifter und Haupt Sie sind, und ein zweites Genie aus Ihrem Stamm, Sire, wenn auch nicht von Ihrem riesigen Scharfblick und unbeugsamen Willen, kann in seine Zeit eben so tief und umgestaltend eingreifen, wie Sie in die Ihrige!“

„Hm, dieser Trost klingt zwar plausibel, aber vermag doch nicht so zu beruhigen, wie eine Aktualität,“ entgegnete Napoleon. „Doch gleichviel — der Gewalt der Thatsache muß ich mich beugen, mein lieber Vignali. Also zur Sache denn! Oeffnen Sie mit diesem Schlüssel das Kästchen dieses Reisepults, nehmen Sie das Päckchen loser Blätter in dem blauen Umschlage heraus und siegeln Sie es hier mit meinem kleinen Petschaft, das sie in der Lade des Schreibzeugs dieses Pultes finden, fünfmal.“

Dieß geschah; der Kaiser sah aufmerksam zu und untersuchte dann genau die Siegel und den Verschluß. „Dieses Päckchen enthält mein politisches Vermächtniß, meine Ideen über die Gestaltung der Weltstellung der Nationen,“ sagte er mit einem eindringlichen Ernst. „Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, Vignali. Sie selbst werden ermessen, daß und wie viel Nutzen mein Sohn daraus ziehen kann. Es handelt sich also nur darum, daß es sicher und rechtzeitig in seine Hände gelange, und diese wichtige Sorge lege ich in Ihre Hände, mein lieber Abbé; es ist das Vermächtniß eines Mannes, lieber Vignali, der von dem Freunde und Landsmann, von dem Beichtiger diesen hohen Dienst heischt. Wollen Sie mir versprechen, diesen Auftrag gewissenhaft zu erfüllen?“

Der Abbé nahm das Krucifix, das er am Halse hängen hatte, küßte es, legte seine Schwörfinger darauf, blickte dem Kaiser mild

und vertrauensvoll in's Gesicht, und sprach: „Wenn Gott mir die Gnade schenkt, meine Tage zu fristen, so schwöre ich hier bei dem Heiligsten, was ich zu denken wage, daß ich gewissenhaft und treu alles thun will, was mir Eure Majestät wegen dieser Papiere auftragen.“

— „Danke, danke, lieber Vignali, ich bin nun zufrieden und ruhig, denn ich glaube Ihnen,“ sagte der Kaiser. „Ich hätte diese Papiere Montholon oder Bertrand anvertrauen können, und wäre ihrer Treue wohl sicher gewesen, aber nicht so sehr ihrer Verschwiegenheit. Beide sind Ehemänner, und nur wenig solche wissen ein Geheimniß vor ihren Frauen zu bewahren, und mein Geheimniß ist zu wichtig, um dem schwachen Hirn einer Frau anvertraut zu werden. Sie aber sind ein Priester; Sie können schweigen. Zudem wäre jenes Papier vielleicht bei Montholon oder Bertrand oder Marchand gefährdet, denn mein Kerkermeister und seine Spießgesellen werden auf diese drei Männer ein wachsames Auge haben, und die Schurkerei eines Talleyrand wird sie mit Spionen umgeben, und dann könnten ihnen diese Papiere Gefahr bringen, und ich will sie nicht gefährdet sehen, denn sie sind Familienväter. Und dann zweifle ich sehr, ob es diesen meinen drei Getreuen je gelingen wird, die vielfache Mauer zu durchbrechen, mit welcher der böse Genius meines gutmüthigen Schwiegervaters und meiner armen schwachen Marie Louise, mein Todfeind Metternich, meinen theuren Sohn stets umgeben wird, um alle meine persönlichen Freunde und Günstlinge von dem Prinzen fern zu halten. Mit Ihnen aber, Vignali, ist es ein Anderes. Als Diener der Kirche sind Sie, ob zwar nominell ein Knecht derselben, doch unabhängiger und freier als irgend ein Laie. Ihrem Priestergewand öffnen sich selbst die Thüren eines Kerkers, warum also nicht die Pforten von Schönbrunn oder der Wiener Hofburg. Unter ihrer Soutane forscht weder ein britischer Polizeikommissär des elenden Sir Thomas Reade, noch ein Mouchard der Bourbonen, und Ihr Priesterstand schützt Sie gegen jede andere gesetzliche Gewalt als die der Kirche. Sie werden von diesen Vortheilen den besten Gebrauch zu machen wissen.“

— „Gewiß, Euer Majestät mögen sich hierauf verlassen. Ge-

ruhen Sie nur, Sire, mir genau zu sagen, was ich mit diesem Päckchen thun soll! Was an mir ist, soll geschehen."

— „Ich wünsche, daß diese Papiere in die Hände meines Sohnes erst in einem Alter gelangen, wann er gereift und zurechnungsfähig genug sein wird, um ihren Werth und Ernst zu würdigen," entgegnete der Kaiser. „Ich überlasse es Ihnen, mein Freund, diesen Zeitpunkt zu bemessen. Sie werden Mittel finden, die Wahrheit über den Prinzen zu erfahren; Ihre Stellung zu mir wird genugsam das Interesse rechtfertigen, welches Sie an meinem Sohne nehmen. Sie werden sich ihm zu nähern suchen und nur persönlich und direkt in seine Hände dieses Päckchen niederlegen, und ihm sagen, in welch' kritischer und ernster Stunde sein unglücklicher Vater es dem treuen Freunde zur Bestellung übergab."

— „Seyn Sie versichert, Sire, ich werde das Ohr des Prinzen gewinnen und sein Herz denjenigen Gefühlen zu erschließen wissen, mit denen er dieses Erbstück würdig aufnehmen soll."

„Sie werden darüber unverbrüchlich gegen jeden Andern schweigen, lieber Vignali," sagte der Kaiser, die Hand seines Almoseniers ergreifend; „nur in Einem Falle gestatte ich Ihnen eine Ausnahme zu machen, nämlich wenn, was der Himmel verhüte, Ihr Leben seinem Ziel vor der Zeit entgegen gehen sollte, wo es Ihnen vergönnt gewesen wäre, dieses Depositum in die Hände dessen niederzulegen, für welchen es bestimmt ist. In diesem Falle — ich bin zwar überzeugt, daß diese Eventualität nicht eintreten wird, aber wir müssen ja gleichwohl davon reden — sollen Sie meiner Tochter Hortense diese Papiere zustellen und ihr in Kürze mittheilen, wie Sie zu denselben gekommen und für wen solche bestimmt sind. Sollte Hortense nicht mehr am Leben seyn, so stellen Sie dieselben der Prinzessin Katharine, der Gattin meines Bruders Jerome zu. Das sind die beiden edelsten und geistvollsten Frauen, die beiden stärksten Seelen und uneigennützigsten Gemüther in meiner Familie, und ich darf ihrer unbedingten Pietät gegen meinen Wunsch sicher seyn. An diese beiden Frauen verweise ich Sie auch in allen Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, welche etwa Sie persönlich betreffen können, lieber Vignali. Der Mann der als mein Beichtiger

in meiner letzten Stunde um mich war und meine irdischen Ueberreste der Erde übergeben hat, wird all den Meinigen unfehlbar ein Gegenstand der Hochachtung und Verehrung und des Vertrauens seyn. Ich habe zwar in meinem Testament so für Sie zu sorgen gesucht, daß Sie vor Mangel gesichert sind; allein wenn dennoch wider Erwarten . . . ."

— „Bitte, denken Sie nicht an mich, Sire!" fiel ihm Vignali bittend in's Wort. „Alle Stürme des Lebens können mich am Ende einer Zuflucht hinter Klostermauern nicht berauben."

„Aber ich will Sie nicht im Kloster, ich will Sie frei und unabhängig sehen, damit Sie für mich und meine Sache wirken können, lieber Vignali! Niemand wird meine Sache besser zu führen verstehen, als derjenige, welcher in den Tagen des Unglücks mein Beichtiger war."

— „Ich werde wenigstens das willigste Werkzeug Ihrer Interessen seyn, Sire," entgegnete Vignali ernst. „Allein Eure Majestät wollen mir eine Frage zu gut halten, die ich nicht unterdrücken kann: Wenn nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse die Prinzessinnen Hortense und Katharine schon das Zeitliche gesegnet haben sollten, bis ich . . . ."

„Dann wenden Sie sich an meine Brüder Joseph oder Lucian, obschon . . . Doch ich bin überzeugt, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge tritt dieser Fall nicht ein."

— „Wenn aber nun gar," fuhr Vignali zögernd fort — „das Unglück wollte, daß der erlauchte Prinz, der König von Rom, jenes Alter nicht mehr erleben sollte, wo er nach der Anordnung und dem Wunsche Eurer Majestät . . . ."

„Ah, mein Federmesserstich," rief der Kaiser mit einem tiefen Seufzer und fuhr zusammen; es war schwer zu entscheiden, ob aus körperlichem Schmerz oder aus Grausen vor einer Möglichkeit, die er vielleicht noch nicht zu denken gewagt hatte, und er blickte den Priester mit starren Augen voll Schrecken an. — „Ich muß zugeben, daß auch dieser Fall eintreten kann," sagte er; „aber der Himmel wird gnädig seyn, wird diese Anhäufung von Unglück den Meinigen ersparen . . . Wenn aber dieser schwere Schicksalsschlag wirklich meine Familie trifft, jenun, dann ist allerdings die schönste

meiner Hoffnungen, der einschmeichelndste meiner Zukunftsträume vernichtet, aber damit noch nicht mein Werk. Dann, mein lieber Vignali, dann geben Sie dieses Päckchen meiner Tochter Hortense oder nach deren Ableben dem jeweilig ältesten Sohn derselben, aber nicht eher, als bis Sie es direkt und persönlich in seine Hände niederlegen können. Sollten diese Söhne von Hortense aber todt oder verschollen oder Sie nicht mehr im Stande seyn, zu denselben zu gelangen und die Abtragung der Schuld der Dankbarkeit zu vermitteln, welche ich gegen deren Mutter habe — dann, mein Freund, und nur dann sind die rechtmäßigen Erben meines Testaments die Söhne meines Bruders Jerome, aber nicht um ihres Vaters, sondern um ihrer edlen großherzigen Mutter willen."

— „Ich werde dieß Alles gewissenhaft befolgen, Sire!"

— „Dank, herzlichen Dank, mein Freund Vignali! Sie haben mir damit eine schwere Sorge von der Seele genommen. Gott lohne es Ihnen und segne Sie, denn fürwahr, ich sterbe nun leichter!"

„Gott segne Sie, Sire, und friste Ihr Leben noch länger," sprach der Priester, knieete an dem Feldbette nieder, erfaßte die Rechte des Kaisers und küßte sie, als Napoleon ihm das Päckchen in die Hände legte. Dann sprach er ein inbrünstiges lautes Gebet, dem der Kaiser andächtig zuhörte.

— „Gehen Sie nun, mein Freund! wir sprechen uns hoffentlich noch einmal!" sagte der Kaiser wundersam ruhig in Miene und Stimme, drückte dem Abbé die Hand und lehnte in die Kissen zurück. Vignali ging, und statt seiner nahm Graf Montholon wieder seine Stelle als Wärter neben dem Bett des Kaisers ein.

Napoleon war ganz ruhig und gefaßt; nicht die mindeste Aufregung verrieth sich in seiner Stimme. Er sprach eine Weile mit dem Grafen Montholon über religiöse Gegenstände, verlangte dann seinen Trank, schlief darauf ein und schlummerte noch, als um sechs Uhr Morgens Marchand kam, um Montholon abzulösen.

* * *

Bertrand und Montholon hatten keine Ahnung von dem, was in dieser Nacht zwischen dem verbannten Kaiser und seinem Beich-

tiger vorgegangen war; sie hatten nicht anders geglaubt, als daß die sichere Vorahnung des Todes den Kaiser bewogen habe, den Trost der Religion nachzusuchen und sich auf jenen Gang vorzubereiten, von wannen keiner mehr zurückkehrt — eine Annahme, welche auch ganz natürlich war und welche das Befinden des Kaisers vollkommen rechtfertigte. Dieses zeigte nur allzu deutlich ein allgemeines Sinken der Kräfte, welches noch gesteigert ward durch die Unruhe und Aufregung, die dem Todkranken die Verfügung über sein Vermögen und die Sorge bereitete, alle die ihm im Leben näher gestanden und sich um ihn verdient gemacht hatten, noch mit Gaben und Andenken zu erfreuen. Auch schien er seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen zu haben, denn er hatte keine weitere vertrauliche Unterredung mehr mit dem Abbé Vignali, und ließ denselben nur noch ein einziges Mal rufen.

Dieß war am Abend des 27. April, nach einem Tage an welchem der Kaiser mit einer aufreibenden Hast noch an der Bestellung seines Hauses gearbeitet, seine Testamente und Kodicille versiegelt, das Inventar über den Inhalt seiner Kassetten aufgenommen und über gewisse Werthpapiere in seinem Besitz im Betrage von sechs Millionen Verfügung getroffen hatte. Der Kaiser hatte sich dabei so aufgeregt, daß ihn heftige und häufige Anfälle von Erbrechen an der Beendigung dieser Arbeit gehindert hatten.

Es war 9 Uhr Abends, als Napoleon den Abbé Vignali und den Großmarschall rufen ließ. „Bertrand, thun Sie mir den Gefallen, ein Protokoll über alle diejenigen Werthobjekte aufzunehmen, welche Graf Montholon und Marchand heute eingepackt und versiegelt haben,“ sagte Napoleon mit schwacher Stimme. „Ich wünsche, daß Sie alle, meine Herren, dieses Protokoll durch Ihre Unterschrift und Siegel beglaubigen — auch Sie, mein lieber Abbé Vignali, für den ich noch einen besondern Auftrag habe.“

Während Bertrand das Inventar der verschiedenen Kassetten aufnahm, holte der Kaiser aus einer derselben ein werthvolles Halsband von Diamanten hervor und zeigte es dem Abbé, der es schweigend und erwartungsvoll betrachtete. Aber gerade in diesem Augenblick überkam den Todkranken wieder einer jener heftigen Anfälle von Erbrechen, welche ihn so sehr erschöpften, und Vignali und

Marchand beeilten sich, dem Kaiser beizuspringen. Als der Anfall vorüber war und Napoleon schwach und matt in den Kissen lag, flüsterte er mit geschlossenen Augen: „Meine Zeit kommt schnell, lieber Abbé; meine Sinne wandern, ich habe Mühe meine Gedanken zu sammeln, und muß mich beeilen, das Bißchen Denkvermögen auszunützen, das mir noch geblieben ist. Ich hatte Ihnen noch einen wichtigen Auftrag zu geben, mein treuer Freund; aber der Anfall von vorhin hat denselben gleichsam ganz aus meinem Gedächtniß verlöscht . . . Ich werde ein ander Mal darüber mit Ihnen reden, Vignali!"

„Der Auftrag betraf vielleicht dieses Geschmeide hier, Sire?" sagte der Abbé und hielt das Diamanten-Halsband dem Kaiser hin.

„Ah, das Collier! Ach ja, davon wollte ich auch reden," sagte der Kaiser matt und halb zerstreut. „Ich wünsche, daß dieses Geschmeide wieder in die Hände derjenigen gelange, von welchen es herrührt. — Sehen Sie, ich weiß gar nicht, wie meine Angelegenheiten in Europa stehen. Die edle gute Hortense drang mir diesen Schmuck bei unserm Abschied in Malmaison als einen Nothpfennig auf, weil sie glaubte, ich könnte seiner benöthigt sein. Das Collier hat nach meinem Dafürhalten einen Werth von 200,000 Franken, und sie soll es wiederbekommen. Du sollst es ihr überbringen, Marchand," wandte er sich dann zu seinem ersten Kammerdiener; „verbirg es auf Deinem Leibe und nimm es mit Dir; nach Deiner Ankunft in Frankreich wird es Dich in den Stand setzen, ohne Sorgen das Loos abzuwarten, welches ich Dir durch mein Testament zu bereiten gesucht habe. Dann, wenn Du versorgt bist, überbringe es Hortensen. Verheirathe Dich anständig; wähle unter den Töchtern oder Wittwen der Offiziere oder Soldaten meiner alten Garde; es gibt unter denselben viele, die nicht glücklich sind. Ohne das Unglück, das über Frankreich hereingebrochen ist, hätte ich ihnen ein besseres Schicksal bereitet. Die Nachwelt wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen in demjenigen, was ich für meine Getreuen gethan hätte, wenn die Umstände andere gewesen wären . . ."

Marchand hatte das Halsband in Empfang genommen und harrte schweigend und begierig weiterer Befehle, aber der Kranke, athmete schwer und schien mit einer Schwäche zu kämpfen. Nach

einer langen Pause beklagte er sich über Mangel an Luft und ließ sich in den Salon hinaustragen. Tief erschüttert sahen Vignali und Marchand, daß er schon nicht mehr ganz bei sich war, und nachdem der Abbé noch lange an seinem Bette gesessen und vergebens die Mittheilung erwartet, um deren willen ihn der Kaiser hatte rufen lassen, stand er endlich auf und wollte sich leise entfernen. Aber diese Bewegung schien den Kaiser wieder zu wecken, denn er schlug matt die Augen auf, heftete sie auf seinen Beichtvater, reichte ihm die winzigkleine abgemagerte Frauenhand und sagte mit einiger Anstrengung: „Sie erinnern sich noch unserer letzten Unterredung, Vignali, nicht wahr? Ich darf mich ganz auf Sie verlassen? Ja? — Ich habe Ihnen noch etwas im Vertrauen mitzutheilen, was ich auf Ihre Seele lege — aber nicht heute!... Mein Kopf ist so schwach und blöde... meine Gedanken verwirren sich! Morgen, morgen!" Die Hand sank schlaff auf die Decke nieder, die Lider schlossen sich über dem fieberglühenden Auge und in unbeschreiblicher Erschütterung stand der würdige Geistliche an dem Krankenbett, auf welchem einer der größsten Männer der Weltgeschichte gebrochen, eine Ruine an Geist und Körper, sichtlich in sich zusammensank. Nichts was der Abbé seither gelesen, gedacht und erlebt, predigte ihm mit solch erschütternder furchtbarer Beredtsamkeit die Vergänglichkeit menschlicher Größe, die Eitelkeit irdischen Ruhmes!

Das Morgen, auf welches der Kaiser ihn vertröstet hatte, kam nicht mehr. Wie ernst und wichtig auch der Auftrag an sich sein mochte, welchen Napoleon seinem Beichtiger noch hatte geben wollen, und der ohne Zweifel mit jenen bereits übergebenen Aufzeichnungen zusammenhing, — der Kaiser hatte ihn entweder vergessen oder sich eines Andern besonnen! Wahrscheinlich war ihm dieses Anliegen in der sichtlich zunehmenden Schwäche seiner geistigen Kräfte aus dem Gedächtniß entschwunden!

Als der Kaiser am Vormittag des 1. Mai den Abbé noch einmal rufen ließ, da war er schon so wenig mehr Herr seiner Gedanken, daß er sich damit begnügte, ihm die Hand zu reichen und zu sagen: „Beten Sie für mich, Vignali; ich vertraue Ihnen, lieber Freund. Sie haben mir Ruhe gegeben, und halten mein

Liebstes und Bestes in Verwahrung. Beten Sie für mich, denn meine Gedanken sind wirr und wüst! Beten Sie für meinen Sohn, mein armes Kind! ah, nur einmal, einmal hätt' ich ihn sehen mögen?"

Vignali ließ nun das Schlafgemach des Kaisers zur Hauskapelle einrichten und begann die vierzigstündige Andacht neben diesem Schmerzenlager, auf welchem sich in ohnmächtigem Halbschlummer und sichtlichem Zerfall ein Mann verzehrte, dessen Lippen einst eine halbe Welt in Schrecken zu setzen vermocht hatten.

Am Abend des 5. Mai 1821 um 6 Uhr war der einstige Welteroberer eine entseelte Leiche, und die Kaiser und Könige Europa's einer großen Sorge enthoben; sie konnten nun ruhig schlafen, denn keine Vision von einer abermaligen Rückkehr des Gefürchteten schreckte sie mehr aus ihren Träumen auf. Die in Fesseln geschlagene und lahmgelegte Thatkraft des Gefangenen, das ungesunde Klima und der in Qualen und Demüthigungen so erfinderische Scharfsinn Sir Hudson Lowe's hatten ihr Werk der Zerstörung vollbracht. Von den Hinterlassenen des gewaltigen Mannes war nichts zu fürchten. Von seinen Brüdern ragte keiner an gewaltigem Geiste, an eiserner Willenskraft auch nur entfernt zu ihm, dem Mann des Jahrhunderts, hinan. Sie waren alle bemüht, ihr Privatvermögen gut anzulegen und sich in Rom zu einer Gruppe zusammen zu schließen, welche sich nach außen gegenseitig stützen konnte und welcher der edle großmüthige Papst Pius, der in Napoleon die riesige geistige Persönlichkeit wirklich achtete, seinen Schutz angedeihen ließ. Wohl wußte der heilige Vater, daß die Bonapartes noch immer konspirirten und komplottirten, aber er erkannte auch, daß sie für einige Zeit vom Schauplatz verdrängt seyen, und daß die beiden einzigen Glieder dieser zahlreichen Familie, welche einer kühnen männlichen That fähig gewesen wären, Frauen waren, Frauen deren Mutterherz und innige, fast abgöttische Verehrung für den großen Todten ihnen die Ueberzeugung eingab, daß die Napoleoniden nicht immer von der Tafel der Weltgeschichte ausgelöscht seyen! Diese Frauen waren Hortense, die Herzogin von St. Leu, und Prinzessin Katharina, die Fürstin von Montfort, die Gattin Jerôme Bonaparte's, die Exkönigin von Westphalen, eine Frau, welche am Herzen ebenso groß war, wie

Hortense am Geiste, und die gegenüber von ihrem jämmerlichen, schwachen, schwankenden Wollüstling von Gatten, der sie auf dem westphälischen Throne in seiner Charakterlosigkeit selber zu demoralisiren vergebens getrachtet hatte, ein leuchtendes Beispiel großherziger Treue und wahren Ehrgefühles gab, wie es die Fürstengeschichte kaum wieder aufweist. Mit Widerstreben und nur dem eisernen Willen ihres jähzornigen Vaters, des ersten Königs von Württemberg, nachgebend, hatte die bildschöne, hochgebildete, jugendfrohe, reine Prinzessin ihre Hand dem jüngsten Bruder Napoleons gereicht, der sich von seiner ersten Gattin so leichthin getrennt, dem der Ruf eines grundsatzlosen Roué voranging und der nicht einmal durch besondere Vorzüge des Geistes und Körpers bestach. Mit dem Opfermuth echter tugendlicher Weiblichkeit hatte sie die Pflichten der Gattin auf sich genommen und unverbrüchlich treu bewahrt. Jetzt, als nach dem Sturze des Kaisers ihr eigener Vater auf die Lösung dieser Ehe drang, erklärte die Prinzessin, deren Selbstgefühl doppelt gehoben war von dem Bewußtseyn treulich erfüllter Pflicht und bewundernder Verehrung für den Mann, auf dessen lorbeergekröntes Haupt das Geschick eine solche Wucht des Unglücks gelegt hatte, daß sie in eine solche Trennung niemals willigen werde: sie habe gegen ihren Willen und Neigung die Pflichten dieser Ehe auf sich genommen und wolle denselben auch getreu bleiben; sie werde den Mann im Unglück nicht verlassen, mit dem sie einst die Tage des Glanzes getheilt hatte. Sie trug den Zorn ihres Vaters hierüber mit demselben Heroismus, wie den Undank desselben Gatten, welcher sich bald leicht von ihr trennte, nachdem sie so an ihm gehandelt hatte!

Aber was vermochten in jenen Tagen, wo ganz Europa ruhebedürftig und kriegsmüde sich in Haß oder Spott gegen die gestürzten Napoleoniden erging, zwei Frauen, wenn sie auch an Geist oder Charakter noch so groß waren?!

Der Mann des Jahrhunderts ruhte im engen Grabe auf der fernen Felseninsel. Sein Wunsch, in der Kathedrale von Ajaccio beigesetzt zu werden, war ebenso wenig erfüllt worden, als die Bitte, daß sein Herz, in einer silbernen Kapsel in Weingeist aufbewahrt, der Kaiserin Marie Louise zugesandt werde.

Die Zeit war da, wo das Testament des Verewigten in Kraft treten sollte; aber wo war jenes Testament von St. Helena nun, nachdem Sir Hudson Lowe sich beeilt, alle diejenigen, welche zur „Familie" von Longwood gehört hatten, so rasch wie möglich von der Insel St. Helena zu entfernen?! — Die Antwort darauf werden uns die folgenden Kapitel ertheilen.

2.

Es war ein herrlicher Herbsttag in dem reichen Weinjahre 1822; die Sonne lag golden auf dem breiten Spiegel des Bodensee's, welcher aus der Ferne wie ein Schild von polirtem Stahl erglänzte, und noch lieblicher als der große See leuchtete der sog. Untersee mit seiner Insel Reichenau zu den Anhöhen an seinem südlichen Gestade herauf. Die Wälder und die Haine von Obstbäumen, welche das Seegelände einfassen, standen in buntem Blätterschmuck, die herrlichsten Farbentöne von Braun, Gold, Hellgelb und Rothbraun durchzogen die grünen Massen, aus denen ernst einzelne Culturen oder Gruppen von Nadelholz hervorragten und strengere Linien in die milde, liebliche, anmuthige Landschaft zogen. Die Sonne hatte die Atmosphäre fühlbar mild und lind gemacht, doch zog bisweilen ein frisches Lüftchen durch die Thäler und Waldschluchten vom See herauf oder über die malerischen Höhen daher. Dort drüben nach Norden zeichnete sich in kühnem Schwunge die Kuppe des Heiligenbergs vom Horizonte ab; nordwestlich streckten die vulkanischen Kegelberge des Hegau's ihre ruinengekrönten oder verwitterten Höhen über das malerische Hügelgelände, und weiterhin blauten in duftiger Ferne die langen Höhenzüge des Schwarzwalds und verschwammen am Horizonte mit dem graublauen reinen Himmel.

Ein hübscher offener Wagen, von zwei stattlichen Schimmeln gezogen, fuhr durch den Wald von dem Schlosse Wolfsberg aufwärts nach dem Weiler Hohenrain, und enthielt drei Damen und einen Herrn, den seine Tracht als einen Geistlichen zu erkennen gab. Eine der Damen, von stattlicher Gestalt und freundlichen, regelmäßigen Zügen voll ernster Milde, an den schönen intelligenten, geistvollen Augen und dem starken vollen Kinne besonders kenntlich,

schien gleichsam die Honneurs der Gegend zu machen, als der Wagen aus dem Walde herausbog auf die Höhe.

„Aber in der That, Madame, diese Gegend ist wunderschön, dieser Ausblick glorreich,“ sagte der geistliche Herr, als er hier den Blick frei in der Runde umher senden konnte und den großen Ober- und Untersee des Bodan überschaute und nach Süden und Südosten hin die Alpen emporragen und nach Nordwest und Westen die Berge des Hegau und des Schwarzwalds den Horizont abschließen sah, und als aus dem weiten Gelände zahllose Dörfer und Städte weißglänzend heraustraten und von den südwärts gekehrten Hängen das Kleingewehrfeuer und das Feuerwerk der fröhlichen Winzer knallte.

— „Fürwahr, Frau Herzogin, ich glaube nicht, daß ganz Frankreich auch nur Einen Punkt aufzuweisen hätte, welcher an hoher Schönheit wie an gewinnendem Liebreiz dieser Gegend gleichkäme! Es ist ein Paradies, das alle Wünsche und Erinnerungen der Vergangenheit einschläfern und mit allen überstandenen Leiden versöhnen muß!“

„Ja, fürwahr, mein lieber Vetter! die Frau Herzogin hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als diese Gegend zu ihrem Aufenthalte auszuersehen,“ sagte die Dame, welche dem Geistlichen gegenüber saß; „aber bis jetzt haben Sie noch nicht das Schönste gesehen — warten Sie, bis wir nach Arenaberg kommen, und Sie werden zugeben, daß ein schönerer Sitz zu beschaulicher Einsamkeit nicht gefunden werden kann. Ich versichere Sie, daß es noch jetzt Stunden gibt, wo ich mich in unserem hübschen Wolfsberg auf stillem Heimweh nach dem Arenenberg ertappe.“

— „Das glaub’ ich, liebe Cousine! Die Freundschaft einer solch edlen und vortrefflichen Frau, wie unsere Herzogin, kann am Ende selbst der Ehestand nicht ersetzen,“ erwiderte der Geistliche mit einer Verbeugung gegen seine Nachbarin und gegen die gegenübersitzende Cousine.

„Ah, sagen Sie das nicht, mein lieber Abbé Cochelet!“ versetzte die Dame zu seiner Rechten lebhaft, in welcher wir unseren Lesern die Herzogin von St. Leu, Hortense, die Exkönigin von Holland, die Tochter der Kaiserin Josephine, vorstellen. „Meine

liebe Freundin hat an Oberst Parquin einen trefflichen Gatten bekommen, der sie auf den Händen trägt. Was vermag die Freundschaft einer Frau dem weiblichen Herzen zu bieten gegenüber von der Liebe eines Mannes, von den Pflichten einer Mutter, von den Freuden des Familienlebens? — Nein, nein, meine liebe Parquin, lassen Sie keine solchen Gedanken aufkommen! Ihnen ist das beste Loos zugefallen! Wie könnten unsere stillen Freuden auf dem Arenenberg: unser Bißchen Musik, Malerei und Lektüre, Sie entschädigen für die hehren Genüsse, welche der Beruf einer Gattin und Mutter mit sich bringt? Nur in diesen beiden Pflichten und namentlich im Muttergefühl gipfeln das innere Leben und der Friede und das Glück der Frau."

— „Oh Madame! Sie denken schon wieder an den Prinzen in Florenz!" sagte die dritte Dame, welche Hortensen gegenüber saß; „ich beschwöre Sie, schlagen Sie sich doch diese Gedanken aus dem Kopfe, und denken Sie an den Prinzen Louis, der unter Ihren Augen und Leitung sich so erfreulich und vielversprechend entwickelt!"

„Ach, meine liebe Dino, ich dachte in diesem Augenblick nicht an meinen Gemahl und Sohn in der Ferne," erwiderte die bleiche Herzogin von St. Leu mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ich sprach im Allgemeinen und ohne alle Beziehungen, um meiner lieben Parquin hier solche Gedanken auszureden und sie recht herzlich zu ermahnen, daß sie keine Langeweile aufkommen lasse, denn die Langeweile, meine liebe Freundin," fuhr sie fort und drückte ihrer frühern Kammerfrau Louise Cochelet, der nunmehrigen Gattin des Obersten Parquin auf Schloß Wolfsberg, auf das liebreichste die Hand; „die Langeweile ist die größte Feindin der Tugend und Ruhe einer Frau. Oberst Parquin ist ein braver edler Mann, meine Liebe; Sie müssen ihm etwas zu gute halten, wenn er durch seine soldatische Geradheit und Barschheit hie und da vielleicht etwas gegen Ihre Empfindung verstößt. Sie müssen sich einen praktischen Wirkungskreis suchen, liebe Louise, denn Arbeit und gemeinnützige Thätigkeit befriedigen uns innerlich mehr als die kleinen Künste, womit wir die Zeit todtschlagen! Oberst Parquin wird Sie um so höher schätzen und inniger lieben, je seltener solche

Erinnerungen an unser Zusammenleben Sie belästigen, wie schmeichelhaft dieselben auch für mich sind."

— „Oh Madame, wie gütig Sie sind! Sie haben fürwahr recht," sagte Frau Parquin gerührt und beugte sich über die Hand der Herzogin, um diese zu küssen, wofür ihr Hortense einen Kuß auf die Stirne drückte. „Können Sie mir verdenken, Madame, wenn die alten Erinnerungen jetzt wieder mächtiger erwachen, seitdem Sie uns wieder so nahe sind?"

„Ah, da kommt der Prinz angeritten, Madame!" rief die Herzogin von Dino, welche Hortense gegenüber saß, und deutete auf einen Knaben, der auf einem feurigen edlen Pferde von der anderen Seite her aus dem Wald hervorsprengte, beim Anblick des Wagens sein Roß zu noch größerer Eile trieb, dann dicht neben der Equipage seinen Andalusier parirte und fest im Sattel sitzend die Gesellschaft artig grüßte.

Es war ein Knabe von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren, für sein Alter nicht eben groß doch kräftig, einfach gekleidet und von einer Haltung, die so bewußt und würdevoll war, wie man es von seinen Jahren noch nicht hätte erwarten sollen. Die Züge waren nicht eben schön, der Blick hatte etwas Zerstreutes, aber die Augen leuchteten in wirklichem Freudenglanze auf, als ihm seine Mutter mit dem holdesten Lächeln die Hand aus dem Wagen reichte und er sie an seine Lippen drückte und beider Blicke sich begegneten.

„Kommst Du zufällig hieher auf den Hohenrain, mein lieber Sohn," fragte ihn Hortense halb erstaunt.

— „Mit nichten, liebe Mama," erwiderte der junge Prinz respektvoll; „ein fremder Mann, seinem Aussehen nach ein ehemaliger Soldat, hat sich heute Nachmittag auf dem Arenenberg eingestellt und verlangte Sie dringend zu sprechen, beste Mama, weil er noch heute Abend nach Konstanz zurückzukehren gedenkt. Er behauptete, er habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Herr Rousseau, der Haushofmeister, bat ihn, lieber in Mannenbach oder Salenstein drunten zu übernachten und morgen früh wiederzukommen und inzwischen sein Anliegen durch ihn vorbringen zu lassen; allein der Mann war so eilig und kam so weit hergereist

von jenseit des See's, daß ich mich kurz entschloß, meinen Andalusier satteln ließ und Ihnen nachritt nach Wolfsberg, wo mich der Herr Oberst hieher wies. Und um den Vorsprung abzukürzen, welchen Ihr Wagen vor mir hatte, ritt ich durch den Waldpfad hier herauf, anstatt die Straße über Wäldi." Und jetzt erst, nachdem der Prinz diese Erläuterung abgegeben hatte, begrüßte er in achtungsvoller verbindlicher Weise auch die übrigen Insassen des Wagens.

„Gut, mein Sohn! aber Du hast Dich erhitzt, Louis!" sagte Hortense zärtlich; „Herr Abbé Cochelet, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Sohn, den Prinzen Louis Napoleon, vorstelle! Louis mein Lieber, Herr Abbé Cochelet aus Caën, ein Verwandter unserer lieben Madame Parquin, ein eifriger Alterthumsforscher, welcher sich die Merkwürdigkeiten und Schönheiten unserer lieblichen Gegend beschauen will!"

Der Wagen hielt bald auf einem der höchsten Punkte des Feldes bei dem Weiler Hochrain, wo sich der Rundblick auf die Gegend erst in seiner ganzen Pracht entfaltete, und die Herzogin von St. Leu den Abbé ihrem Sohne überantwortete, damit Prinz Louis ihm die verschiedenen Einzelnheiten der Landschaft zeige und die Namen der Städte, Dörfer und Berge nenne. Der Prinz that dieß mechanisch, wiewohl mit Sachkenntniß; aber man sah ihm wohl an, daß ihn die schöne Natur nicht sonderlich anmuthete, sondern etwas anderes momentan seinen Geist stärker in Anspruch nahm. Der Abbé Cochelet war auch taktvoll genug, die Geduld des Prinzen und seiner Mutter nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, seit er wußte, daß sie zu Hause erwartet wurde; und nach kurzem Genusse der herrlichen, in ihrer Art einzigen Aussicht bestiegen die Damen und der Abbé wieder den Wagen, der Prinz seinen feurigen Andalusier, und schlugen den Rückweg über den Eugensberg nach dem Schlosse Arenaberg ein.

Der Prinz war dem Wagen um eine halbe Stunde vorausgeritten; als er durch die hübschen Parkanlagen des Schlosses auf den Hofraum bei den Wirthschaftsgebäuden herausbog und ihm einer der Stallknechte entgegeneilte, war seine erste hastige Frage vom Pferde herab: „Ist der Fremde noch da? wo ist er?"

„Im Zimmer des Herrn Rousseau, mein Prinz! der ihn zurückzuhalten Mühe hat,“ war die Antwort.

Der Prinz sprang leicht und gewandt vom Pferde, warf dem Stallknechte die Zügel zu, eilte nach dem Nebengebäude, in welchem seine eigenen beiden Zimmer lagen, und betrat das Zimmer des Haushofmeisters Rousseau, eines feinen gewandten Franzosen, welcher jedoch nicht sehr fertig Deutsch sprach und jetzt an seinem Schreibtische arbeitete, während der fremde Mann, welcher die Herzogin zu sprechen verlangte, an einem kleinen Tischchen saß und unbehaglich und ungeduldig auf den leeren Teller und in ein großes Glas mit dunkelrothem Thurgauer Wein stierte, das er schon oft aus dem großen Steinkruge vor ihm gefüllt und geleert hatte. Der Fremde war beim Eintritt des Prinzen mechanisch dem Beispiele des Herrn Rousseau gefolgt und aufgestanden, und gerieth in einige Verlegenheit, als er den Blick des Prinzen fest und forschend auf sich geheftet sah. Er war ein Mann von mittlerer Größe, in armseliger verwahrloster Kleidung und struppigem Haar und einem dunklen Backenbart, dessen Spitzen schon ein starkes Eisengrau zeigten; die silbernen Ohrringe, die stramme und doch wieder nicht steife Haltung und etwas in seinem ganzen Gebahren verkündigten den alten Soldaten.

„Guten Abend, Rousseau! guten Abend, mein Mann!“ wandte sich der Prinz an den Fremden. „Meine Mutter, die Herzogin, läßt Sie freundlich bitten, noch ein Viertelstündchen zu verziehen. Ihr Wagen folgt mir auf dem Fuße. Bitte, setzen Sie sich wieder — machen Sie sich's bequem!“

— „Sehr wohl, junger Herr,“ brummte der Mann und setzte sich wieder; „aber es wird schon Abend und ich muß noch fort nach Konstanz.“

„Bah, Sie werden bald dort seyn — es sind nur sieben Viertelstunden des Weges,“ sagte der Prinz. „Sie kommen wohl weit her?“

— „Ja, Herr, mehr als zwei Tagreisen, — aus dem Hohenzollernschen.“

„Ah, das ist da drüben in Oberschwaben — bei Trochtelfingen und Sigmaringen, nicht wahr?“ — Der Fremde bejahte

mürrisch. — „Sie haben wohl gedient, mein Mann?“ fuhr der Prinz fort.

— So ist's, junger Herr! ich habe neun Feldzüge mitgemacht.“

„Ah? und welcher war der letzte?“

— „Die Schlacht von Waterloo, junger Herr.“

„Waterloo? Sie dienten also nicht unter dem Kaiser, meinem Oheim?“ fragte der Prinz betroffen.

Der Fremde blickte verwundert auf und fragte: „Woher weiß dieß der junge Herr?“

„Ich errieth es, weil Sie den Namen Waterloo nannten, mein Herr,“ versetzte der Prinz; „mein Hofmeister sagte mir: nur die Engländer und Preußen sprächen von Waterloo, wir Franzosen aber nennten die Schlacht diejenige von Belle-Alliance. Ich denke also, Sie haben unter den Preußen oder Engländern gedient. Ist's nicht so?“

— „Der junge Herr hat es wohl errathen — unter den Engländern,“ versetzte der Fremde kurz und schaute bei Seite vor den finsteren mißtrauischen Blicken des jungen Prinzen. „Das heißt,“ setzte er dann einlenkend hinzu, — „ich habe auch früher unter dem Kaiser Napoleon gefochten — im österreichischen Feldzug, in Schlesien, in Spanien, wo ich in die Gefangenschaft der Engländer gerieth und auf die abgetakelten Schiffe kam. Weil ich aber eigentlich ein Deutscher bin und nur unter den Hülfstruppen stand und man uns auf den Hulks das Leben so sauer machte, nahm ich Dienste bei den Engländern, sobald ich hörte, daß die Deutschen gegen die Franzosen aufgestanden waren, und trat in ein Jägerbataillon. Mit diesem hab' ich den Feldzug von Anno Fünfzehn und die Schlacht von Waterloo mitgemacht.“

„Sie waren also sozusagen ein Ueberläufer?“ fragte Prinz Louis streng und maß den Mann finstern Auges.

— „Wie, Herr?“ rief dieser und fuhr jach von seinem Stuhle auf, daß der Prinz unwillkürlich einen Schritt zurücktrat; „ich ein Deserteur? — Wer wagt das zu sagen? Soll mir's Einer in's Gesicht lagen, so dreh' ich ihm bi Gott den Hals um! — Ich ein Deserteur? Weil ich that, was alle deutsche Fürsten gethan

haben Anno Dreizehn? Weil ich aus der englischen Gefangenschaft kommen wollte, wo uns der Schmutz und der Scharbock und das Ungeziefer beinahe aufrieben? Was kümmerten mich der Bonapartle und die Franzosen? Diesen mußt' ich ja nur gezwungen dienen, weil es unsere Fürsten so wollten! Und Schande genug war es von diesen, daß sie dem Bonapartle so die Füße leckten! Und was haben wir deutschen Hülfsvölker unter dem Bonapartle gehabt? Wir mußten immer zuerst in's Feuer und Positionen erstürmen und Batterieen nehmen, und mit der Garde machte er es hernach fertig. Wir kriegten die Schläge und die Garde die Ehren; wir die schlechtesten Quartiere und die größten Mühseligkeiten, und seiner Garde flattirte er immer. Aber bei Waterloo haben wir's ihm heimgegeben!" schloß der erbitterte alte Soldat mit einem wilden Fluche. „Ich ein Deserteur? Potz Kreuzschwernoth! Schon Anno Fünf waren die deutschen Fürsten die Deserteure, als sie Preußen im Stiche ließen und zu dem Bonapartle hielten! Und warum hätt' ich nicht Handgeld bei den Engländern nehmen sollen, als sie uns die deutschen Zeitungen brachten mit den Nachrichten von Leipzig und Dresden? Wer konnte wissen, daß es nur noch ein paar Monate gedauert hätte, bis die Alliirten in Paris einzogen und dem Regiment des Bonapartle ein Ende machten? Und drei Jahre auf solch einem Gefangenenschiffe — Höll' und Teufel, das ist auch keine Kleinigkeit; wer kann mir's verdenken, daß ich nicht dem Hunger und der Krankheit erliegen, sondern mich lieber im Felde todtschießen lassen wollte? Und was versteht denn Er überhaupt davon, junger Bursch?" Und der alte Soldat wandte sich halb ergrimmt, halb geringschätzig von dem Prinzen ab, und stürzte ein großes Glas Wein hinunter.

Dem jungen Prinzen war die Zornader geschwollen und die bleich gewordenen Lippen bebten. Er haßte diesen Mann, welcher so leichthin und ohne Verehrung von seinem Oheim gesprochen hatte, den er wie einen Abgott verehrte. Rousseau, der Haushofmeister, bemerkte die Aufregung des Prinzen und flüsterte ihm zu: „Lassen Sie ihn, mein Prinz! der Mann hat getrunken und ist nicht zurechnungsfähig. Ueberlassen Sie es Madame, mit ihm zu verkehren!"

Der Prinz schien anfangs geneigt, diesen Rath zu befolgen, ging mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab und beobachtete heimlich den Mann, der vor innerm Unmuth und Ungeduld wilde Verwünschungen in sich hinein murmelte. Irgend etwas in dem Wesen oder Außern dieses Menschen mußte ihn aber doch anziehen, denn der Mann war unverkennbar ein alter gedienter Soldat, und als solcher imponirte er dem Prinzen, selbst wenn er gegen sein Idol, den großen Kaiser, gedient hatte.

„Und wie lange dienten Sie unter den Engländern nach der Schlacht von ...."

„Waterloo?" ergänzte der Fremde; „noch zwei Jahre, junger Herr. Ich war schon in einem Seehafen, Vorzmaß nennen sie es (Portsmouth), und sollte mit meinem Bataillon fortgeschickt werden nach Afrika, nach dem Kap, nennen sie es, zu den Mohren und Hottentotten, da stürzt' ich durch ein Loch in's Schiff hinunter und brach den Schenkel, mußte wieder an's Land gebracht werden und kam in's Lazareth, wo ich 24 Wochen lag. Als ich wieder heraus kam, mußte ich an Krücken gehen, und nun gaben mir die englischen Hallunken einfach meinen Abschied und den Rest meines Handgelds, und hießen mich nach Hause gehen und mich durchschlagen so gut ich konnte. Ich bettelte mich durch bis nach London, wie sie es heißen, was eine große häßliche Stadt ist, und suchte Arbeit auf meiner Profession — ich bin nämlich meines Zeichens ein Schneider, junger Herr! — aber ich war so elend und abgerissen und armselig, daß mich die Leute mit Eckel fortschickten. Da traf ich endlich einen deutschen Landsmann, einen Zuckersieder aus Wandsbeck, wo ich früher einmal gearbeitet hatte, — der erbarmte sich meiner, gab mir Kleider und Wäsche und sprach mit einem Schiffskapitän, der mich um ein Stück Geld mit nach Hamburg nahm. Von dort hab' ich mich nach Hause gebettelt, und als ich heimkam in mein ‚Ort', da waren meine Eltern todt und die Anderen von den Meinigen gestorben und verdorben, und wär' ich nicht so schwach und elend gewesen, so wär' ich sogleich wieder auf und davon gegangen nach Luzern, hätte Handgeld genommen bei den Neapolitanern oder Päpstlichen und wäre jetzt versorgt. So aber mußt' ich da bleiben und setzte mich auf meinem Hand-

werk, heirathete ein Mädchen aus dem Ort, das ein halbes Häuschen und ein Aeckerlein hatte, und soweit wäre alles schon recht, wenn nur die Armuth unter den Bauern nicht so groß wäre und ich mehr vom Handwerk verstände. So aber hab' ich mein Bißchen Schneiderei unter den Soldaten schier vergessen und die Bauern sind arme Teufel, die unser Einen obendrein noch über die Achsel ansehen, und wenn sich solch ein Kerl alle zwanzig Jahr einmal ein neues ‚Häs' (Gewand) anschafft, so läßt er es im eigenen Hause machen und da krieg' ich mein Essen und meine drei Batzen Tagelohn, daß es patscht, und muß froh seyn, wenn mich die Kerle nur in's Brod setzen, denn es ist noch ein Schneider da, der geschickter ist als ich, und mich nennen sie nur den Franzosen-Märte."

Der Prinz hatte aufmerksam zugehört und dem Manne beinahe wider Willen ein Interesse abgewonnen. „Sie sind also arm, mein Mann?" fragte er ihn; „Sie kommen zu meiner Mama, der Herzogin, um sich eine kleine Unterstützung zu erbitten?"

Der Schneider richtete sich stramm auf. „Ich bin kein Bettler, junger Herr," rief er entrüstet; „ich schlage mich zwar kümmerlich durch, und hätte mit Weib und Kind oft nichts zu essen, wenn nicht der Herrgott die Rehe und Hirsche erschaffen hätte. Aber betteln thu' ich nicht. Ich will der gnädigen Frau etwas zum Kaufe anbieten!"

— „Zum Kaufe?" wiederholte der Prinz ungläubig und sah den armen Teufel zweifelhaft an. „Und was wäre das?"

„Ein paar Blätter Papiere," erwiderte der Schneider, in die Brusttasche seines abgetragenen Rockes greifend und holte ein kleines Päckchen hervor, welches in ein verwaschenes aber reinliches Taschentuch von blauem und rothem Kattun eingeschlagen war. „Es ist welsche Schrift und ich kann's nicht lesen, aber ich habe mir immer gedacht, es müsse etwas von Werth seyn, und einmal auf der Heimreise von Hamburg in mein Ort, wo ich in einem Wirthshaus den Bürgersleuten meine Schicksale erzählte, damit sie mir die paar Kreuzer für Abendbrod und Nachtquartier zahlten — es war in Wertheim am Main — da war ein Musterreiter aus Frankfurt

dabei, der auch mit im Feld gewesen war und dem meine Geschichten gefielen, der ließ mir einen Schoppen Wein um den andern einschenken, bis ich ganz zutraulich wurde und ihm anvertraute, was ich seit Jahren bei mir verborgen trug in dem Glauben, daß es mir noch einmal Glück bringen werde — nämlich dieß Päckchen Papier da! Ich ließ ihn hineingucken und sagte ihm, wo ich es gefunden hatte. Und nun sagte er mir: das seyen vielleicht Briefe vom Kaiser Napoleon ...."

— „Von meinem Oheim?" rief der Prinz wie elektrisirt und sprang von dem Stuhle auf, wo er seither rittlings gesessen und aufmerksam zugehört hatte. „Geben Sie her! lassen Sie mich sehen!"

„Die Frau Herzogin!" rief Rousseau, nach der Thüre eilend, denn der Wagen der Herzogin von St. Leu fuhr so eben vor dem Hauptgebäude des Arenabergs an, und Rousseau sprang hinüber, um seine Herrin und deren Gäste zu empfangen.

— „Kommen Sie, mein Mann! folgen Sie mir zu Mama!" rief Prinz Louis mit fieberischer Lebhaftigkeit und zog den Mann mit sich hinüber nach dem Hauptgebäude, wo die Damen und der Abbé Cochelet so eben ausstiegen. — „Hier herein, mein Mann!" flüsterte der Prinz und zog den Schneider in ein Billardzimmer, an dessen Wänden in hohen Glasschränken zugleich eine zahlreiche und gut gewählte Bibliothek prangte; „gedulden Sie sich nur einen Augenblick, bis ich Mama herbeigeholt habe!" Und er verschwand durch eine Seitenthüre.

Wenige Minuten später trat durch dieselbe Thüre eine imposante vornehme, anmuthige Frauengestalt in das Billardzimmer und näherte sich dem Schneider, dessen Befangenheit wuchs, denn diese Frau war so schön und hatte etwas so Königliches in ihrer Erscheinung und doch zugleich etwas solch Gewinnendes in dem aufgeweckten Blick der schönen Augen und dem holden graziösen Lächeln um ihren freundlichen Mund, und in dem vollen blassen Antlitz lag etwas so anmuthig Ernstes und doch so viele stille Milde, daß man sich unwillkürlich von der seltenen geistigen Bedeutung dieser Frau angeweht und ergriffen fühlte.

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?" hub sie mit

gewinnender Leutseligkeit in französischer Sprache an, und der junge Prinz beeilte sich, dem Schneider diese Worte zu verdeutschen. „Darf ich um Ihren Namen bitten?"

— „Halten zu Gnaden, Hoheit, ich heiße Johann Martin Diebold," erwiderte der Schneider und wußte sich in seiner Befangenheit nicht anders zu helfen als dadurch, daß er die Hacken zusammenschlug und mit der Rechten militärisch salutirte.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte Hortense sich auf ein kleines Sopha niederlassend und bedeutete Diebold, sich ihr gegenüber auf einen Stuhl zu setzen. Anstatt aber diese Frage dem Schneider ebenfalls zu verdeutschen, erzählte der Prinz mit ungewohnter Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit seiner Mutter dasjenige, was er von dem Manne wußte. Die Herzogin von St. Leu hörte mit steigendem Interesse zu und gerieth in eine sichtliche Aufregung, denn das Blut trat ihr in die bleichen Wangen. — „Sie haben Briefe von meinem Stiefvater dem Kaiser Napoleon, die Sie mir verkaufen wollen?" fragte sie in gebrochenem Deutsch, das in ihrem Munde reizend lautete. „Wie kommen Sie zu diesen Briefen und an wen sind dieselben gerichtet? Lassen Sie mich sie sehen?"

Diebold übergab sie mit steigender Befangenheit. „Ich weiß nicht, was für Papiere es sind, Hoheit," versetzte er; „sehen Sie eben selbst. Aber wichtig müssen Sie immerhin seyn, Hoheit, nach dem Ort zu urtheilen, wo ich sie gefunden habe."

Die Herzogin hatte mit hastiger Hand das Päckchen ergriffen, welches Diebold aus seinem Taschentuch entfaltete, und den schmutzigen Umschlag aus einem alten Zeitungsblatt abgelöst. Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihr, als sie das erste Blatt entfaltet hatte und überflog. Es waren die unverkennbaren eigenthümlich unleserlichen Schriftzüge Napoleons — aber noch mehr! es war ein Inhalt, welcher die Herzogin fesselte. Sie las ihren eigenen Namen, las Dinge, die ihr von ungemeiner Wichtigkeit erschienen, und verlor so sehr die Selbstbeherrschung und harmonische Ruhe, die sie sonst immer zu bewahren wußte, daß sie an das Fenster eilte, um die Schrift genauer zu betrachten und einige Sätze zu lesen, denn der Abend warf bereits einige Dämmerung in das hohe weite Gemach.

— „Bestelle Licht, Louis! rühre die Klingel!“ rief sie in unverkennbarer Erregung. Und im nächsten Augenblicke wandte sie sich wieder zu Diebold und fragte mit athemloser Hast: „Bitte, mein Herr, sagen Sie mir offen, wie kamen Sie in den Besitz dieser Papiere?“

„Hm, das ist eine eigene Geschichte, Hoheit!“ stammelte der Mann verlegen. „Sie werden vielleicht denken, Frau Madame, ich hätte die Blätter da gestohlen; aber ich will's mit dem höchsten Eid betheuern, daß ich nur auf eine gut soldatische Art dazu kam.“

— „Nun, und wie denn? wie? Reden Sie?“

— „Sie haben wohl schon gehört, gnädige Frau Madame,“ sagte Diebold, „daß dem Kaiser Bonaparte seine Reise- und Gepäckwagen nach der Schlacht von Waterloo den Preußen und den Engländern in die Hände fielen, und daß dabei mancher im Stillen sein Schäfchen schor. Ich bin nicht dabei gewesen, denn ich war bei der Infanterie. Aber am andern Tag nach der Schlacht, als wir auf Genappes losmarschirten, stießen unser Bataillon, das arg zusammengeschmolzen war, und etliche Schwadronen englischer Husaren und Dragoner bei einem Pachthofe auf ein Regiment französischer Füsiliere, die detachirt worden waren, um den Rückzug zu decken. Es gab ein Scharmützel und die Franzosen hielten sich wacker, aber das Feuern lockte holländische Truppen herbei, die den Franzosen in die Flanke fielen und in einer Viertelstunde hatten wir den Pachthof genommen und die Straße freigemacht, und die Husaren sprengten nun wie der Blitz den Zurückweichenden nach und trieben die letzten Kolonnen aus einander. Als wir auf den Platz kamen, wo diese Kolonnen gesprengt worden waren, seh' ich an einer Hecke seitwärts von der Straße einen jungen Unteroffizier von den Husaren liegen, den eine Kugel gerade durch die Schläfe getroffen hatte. Sein Pferd lag halb über ihm und klagte wie ein Reh, das man angeschossen, denn das arme Thier hatte durch einen Kartätschenschuß beide Schenkel zerschmettert und konnte sich auf der Hinterhand nicht mehr bewegen. Diese kalten Hunde von Engländern waren ruhig daran vorübermarschirt, aber mir ging das Wehgeschrei des Thiers durch Mark und Bein. Halt, denk' ich, du gibst dem armen Vieh den Gnadenstoß, damit es nicht so lange leiden muß! Damit

tret' ich aus Reih und Glied und gehe zu dem Gaule hin, der mich mit einem Paar Augen anschaut, die ich lebenslang nicht vergessen werde, so schmerzlich und kläglich waren sie. Ich will ihm eben mein Bajonnet in die Brust stoßen, da rappelt sich das Thier noch auf und will sich gegen mich stellen, als hätt' es mich mißverstanden; und so zieh' ich denn die Büchse an den Backen und lasse krachen, und bautz! da liegt der Gaul, durch die Schläfe geschossen, und thut kaum mehr einen Zucker. Ich will sehen, ob dem Reiter wirklich nicht mehr zu helfen ist, da schau' ich auf einmal ein kurioses Ding an der einen Pistolenholfter angeschnallt, das wie ein Beutestück aussieht. Es war eine Art flaches Kästchen, ungefähr einen Fuß in's Gevierte, mit schönem dunkelrothem Leder überzogen, mit einem vergoldeten Schloß und einem großen goldenen N. in einem goldenen Lorbeerkranz, und rings herum goldene Streifen und Bienen ...."

— „Das Reiseschreibepult des Kaisers — ohne Zweifel!" fiel ihm die Herzogin erschrocken in's Wort; „ich erkenne es an der Beschreibung. Und was geschah damit? bitte, erzählen Sie!"

„Das Ding stach mir in die Augen," fuhr der Schneider fort; „es hatte an der einen Seite so 'ne Art lederner Strippe oder Schleife zum Tragen, und war daran mittelst eines Strickchens an die Pistolenholfter gebunden. Ich denke: das ist ein schönes Beutestück, das der englische Husar vielleicht einem General abgenommen und das du jetzt geerbt hast und nicht für die Bauern und Marodeurs liegen lassen wirst, welche die Gefallenen ausplündern. Ich also, nicht faul, mein Brodmesser heraus, schneide das Strickchen entzwei und nehme das schöne rothe Ding, springe dann meiner Kompagnie nach und zeige das Ding den Kameraden. Das war aber dumm gewesen von mir! ich hätte das Lumpengesindel von Airischmen kennen sollen, das wir beim Regiment hatten. Ich war kaum wieder in Reih und Glied, so schreien alle um mich her: Halbpart! und ehe ich mich versehe, hatten sie mir das Ding weggerissen und zu Boden geschleudert und zerschmetterten es mit einem Kolbenschlage. Es sey ein Reiseschreibding, sagten sie; und darin bewahrten die vornehmen Herren ihr Geld und ihre Banknoten und Geschmeide auf. War aber nichts

von dem Allem darin, sondern lauter schönes weißes Papier, über welches die Tinte von dem zerschlagenen Tintengläschen hinlief. Ich hatte auf gut Glück nach einem Päckchen gegriffen, das in dem Kästchen gelegen hatte, und wehrte mich mit Kolbenstößen gegen diejenigen, die mir's entreißen wollten. Das war das einzige, was ich davon schlug, denn das andere ward alles in den Koth der Straße getreten! — Die Bursche sagten, es sey kein Heller an Geld darin gewesen!"

Hortense stieß einen tiefen Seufzer aus. „Es war des Kaisers Reiseschreibpult von rothem Maroquin, ein Geschenk meiner Mutter!" flüsterte sie, und die hellen Thränen drangen ihr aus den schönen Augen. „Ich entsinne mich seiner noch ganz gut. Es war des Kaisers Neujahrsgeschenk am 1. Januar 1807; Mama und ich hatten es selbst eingekauft bei Dulaurens im Palais-Royal. Das Schloß stellte einen Adler vor . . . ."

— „Ja wohl, und auf den vier Ecken waren hohe goldene Knöpfe mit einem Adler," ergänzte Diebold.

„Es bleibt kein Zweifel mehr," murmelte die Herzogin. „Und jenes Päckchen also, welches Sie gerettet, enthielt diese Papiere?"

— „So ist es, Hoheit! diese Papiere und sonst nichts — keine Spur von Banknoten," versetzte Diebold verlegen. „Das heißt, offen gestanden: es war nicht so wie es jetzt ist. Es war in ein dickes rothes Papier eingeschlagen und petschirt — den goldenen Petschirstock mit einem schönen rothen Stein darin, welcher ebenfalls in dem rothen Kästchen gewesen war, hatte sich unser Feldwebel angeeignet und hernach in Philippeville oder Laon an einen Juden verkauft! — es war auf dem Päckchen auch etwas geschrieben, das ich nicht lesen konnte. Kurzum, ich hatt' es in die Brusttasche von meinem Kamisol gesteckt und mich ganz wüthend seiner gewehrt; und erst etliche Tage später brach ich die Siegel auf und untersuchte den Inhalt — es waren nur diese Blätter, sonst nichts. Anfangs wollt' ich sie im Aerger in's Feuer werfen, dann aber dacht' ich: wer weiß, ob sie nicht doch noch einmal von Werth sind, denn wenn's gleichgültiges Zeug wäre, würde man sie doch nicht in dem goldenen Kästchen verwahrt haben. So schlug ich sie wieder ein in das dicke rothe Papier, steckte sie

in meinen Tornister zwischen Futter und Leder, und verwahrte sie dort hehlings, bis ich aus dem Lazareth in Borzmaß kam. Das rothe Papier mußt' ich hernach wegwerfen, denn es war ganz verschwitzt und durchgerieben und ein paar Blätter waren in lauter kleine Stückchen zerbröckelt, aber die anderen hab' ich alle sorgsam aufgehoben, wie schlecht mir's auch ging. Hier auf meiner Brust trug ich sie von London bis in meine Heimath!"

Hortense drückte die Blätter mit einer wahren Inbrunst an ihr Herz, und Thränen tiefster Rührung perlten über ihre Wangen herab.

„Was für Papiere sind es denn, liebe Mama?" fragte der Prinz, welcher längst mit einem Armleuchter voll brennender Kerzen eingetreten und Zeuge dieses für ihn ergreifenden Auftrittes gewesen war.

— „Es sind . . . . sind Denkwürdigkeiten Deines erlauchten Oheims, von großer Bedeutung für unsere Familie, mein Kind," flüsterte Hortense und schloß ihren Sohn in die Arme. — „Und Sie haben diese Papiere noch niemand gezeigt, Herr Diebold?"

„Nur einem Musterreiter in Wertheim, der mich in seinem Kütschchen mitnahm nach Mergentheim," erwiderte Diebold; „dort schieden unsere Wege, und der Herr rieth mir nach Ellwangen zu gehen zu dem Prinzen Scherum von Montfort, des Bonapartles jüngstem Bruder, der damals mit seiner Frau im Schloß zu Ellwangen wohnte. Dem Scherum, meinte er, sollt' ich die Papiere zum Kauf anbieten. Mit Mühe schleppt' ich mich über Bartenstein, Roth und Crailsheim an meinen Krücken nach Ellwangen, ging dort auf's Schloß und verlangte den Prinzen, aber so ein paar französische Spitzbuben von Parlewuh-Lakaien lachten mir in's Gesicht und jagten mich fort, und hernach kam ein junger Stallmeister, der gut deutsch sprach und dem ich mein Anliegen erzählte und der allerhand Fragen an mich richtete, — der gab mir einen Dreibätzner und meinte, die Papiere seyen schwerlich für den Herrn Prinzen etwas werth, und der Herr sey nicht in der Lage, mir ein paar Carolin dafür zu geben. Ich ging mit betrübtem Herzen, und war nahe daran, die verfluchten Papiere in den Schloßteich zu werfen; da dacht' ich aber: hast sie so lange mit dir herum

geschleppt; was versteht der alberne Schwätzer da von diesen Papieren? der sieht mir überhaupt nicht aus, als ob er das Pulver erfunden hätte, wenn er auch zehnmal in Einem Futter von Triest nach Rom geritten ist, wie er sagt. Der hält das alles für erlogenes Geschwätz, womit du dir ein paar Thaler verdienen willst, und doch ist alles wahr und wirklich, wie ich es gesagt habe, und die Papiere sind echt."

— „Das sind sie, fürwahr, mein Freund, und es soll auch Ihr Schade nicht seyn, daß Sie damit zu mir gekommen sind, denn bei mir kommen diese Papiere in die rechten Hände! — Aber sagen Sie mir, wer hat Sie an mich gewiesen?"

Diebold kraute sich in seinem Barte und zauderte zu antworten. „Hm, hm, gnädige Frau Madame, gewiesen hat mich eigentlich Niemand zu Ihnen," stammelte er; „das ging ganz seltsam zu. In meinem 'Ort' ist ein Schuster, ein fleißiger Mann, der aber im Orte nicht Kundschaft genug hat für sich und seine zwei Buben. Darum schustert er für die Märkte und sein Weib, die Aageth (Agathe), zieht mit ihrem Karren im Land herum von Markt zu Markt, und verhandelt die Waare. Wie die Aageth nun von der letzten Zurzacher Messe heimreist, da wird sie krank und bleibt in Salenstein am Fieber liegen — aber Sie wissen ja wohl, wovon ich rede, Hoheit!"

— „Ich? nicht im mindesten! Fahren Sie fort, guter Freund!" bat die Herzogin mit wachsendem Interesse.

„Na, ich sag' nur, was ich aus der Aageth eigenem Munde habe," fuhr Diebold verlegen fort; „wie sie so in Salenstein drunten krank liegt in einem elenden Wirthshaus, da wird ihr Alles gestohlen: ihr Geld, ihr Karren sammt der Kiste, das gekaufte Leder und ihre paar Kleider, und das arme Weib war in Verzweiflung, denn mit dem erlösten Geld von der Zurzacher Messe wollte sie ein Ziel an ihrem Häuschen bezahlen, und mit dem Leder sollte der Xaver wieder neue Schuhe machen für die Ulmer Messe. Da wendet sie sich in ihrem Herzeleid an den Pfarrer von Salenstein, und der setzt ihr eine Schrift auf und schickt diese zu den Herrschaften in der Nachbarschaft: auf den Eugensberg und den Arenaberg, und die Frau Herzogin, welche den Arenaberg bauen ließ,

die Tochter von dem Kaiser Bonaparte, die ließ die Aageth kommen, schenkt ihr Kleider und fünf Carolin in Gold und zahlt ihr noch das Postgeld bis nach Tuttlingen."

— „Ah, schon gut, schon gut! Ja, ja, ich glaube mich zu entsinnen!" sagte die Herzogin leichthin; „aber was hat dieß mit Ihren Papieren zu schaffen?"

„Oh, recht viel, Hoheit," versetzte Diebold mit wachsendem Muth. „Wie ich das gehört hatte, ging ich zu der Schustersfrau und ließ mir alles erzählen, und seitdem hab' ich mich des Gedankens gar nicht entschlagen können: Du solltest nur auch hingehen und der Frau Herzogin die Briefschaften da zum Kauf anbieten. Ich hab' mich den ganzen Sommer mit diesem Gedanken geplagt und doch das Courage nicht gehabt; aber da ist mein Weib krank geworden und der Hagel hat mir meine Kartoffelernte zerstört, und der Hunger und die Noth hat endlich an die Thüre gepocht, und so bin ich denn hierher gewandert, Hoheit, und hab' mein Herz in beide Hände genommen, und möchte schön bitten, daß mir die gnädige Frau Madam die Papiere da abkaufe, wenn sie dieselben gebrauchen kann."

— „Ich werde sie kaufen, guter Mann! von Herzen gerne," rief die Herzogin; „nennt mir Euren Preis!"

Diebold zögerte. „Wie kann ich wissen, was die Blätter werth sind?" sagte er; „der Musterreiter von Frankfurt meinte zwar: jedes Blatt vielleicht einen Kronenthaler. Aber es sind ja so viele Blätter. Und ich denke, Eurer Gnaden Hoheit werden mir schon selber geben, was recht und billig ist."

— „Das werde ich auch, verlaßt Euch darauf, guter Mann!" sagte Hortense lebhaft; dann umschlang sie leidenschaftlich ihren Sohn, drückte ihn an ihr Herz und flüsterte: „Hast Du alles gehört und verstanden, lieber Ludwig? Oh, das ist eine der größten Freuden, welche mir der Himmel geschenkt hat. Vergiß den heutigen Auftritt niemals, mein lieber Sohn! Du siehst, jede Wohlthat, welche wir gewähren, lohnt sich innerlich und äußerlich an uns. Ohne das kleine Almosen an die arme Schustersfrau, welche die bösen Leute in dem Dorfe drunten bestohlen hatten, wäre mir

nie die Freude geworden, das Testament Deines erlauchten Oheims in die Hände zu bekommen."

„Das Testament des Kaisers?" rief der Prinz lebhaft und griff nach den Papieren, welche jedoch die Herzogin rasch an sich zog und an ihre Brust drückte.

— „Nicht jetzt, mein Lieber! jetzt bist Du noch zu jung dazu, mein Ludwig; aber später sollst Du es lesen, wenn Dein Verstand gereift genug ist, denn die Aufzeichnungen Deines Oheims gehen auch Dich an: weißst Du ja, daß Du sein Erbe bist, wenn der Vetter in Wien stirbt. Allein nun zurück zu unserm braven Manne hier!" rief die Herzogin mit herzlicher Wärme und legte ihre weiße, runde, feine Hand in die rauhe schwielige des Schneiders; „Ihr habt also Familie, mein guter Mann?"

„Ja, Euer Gnaden Hoheit, ein Weib und drei Kinder — das jüngste erst vierzehn Tage alt, und das Weib ist in ihrem Wochenbett schwer krank geworden und hat nichts zu nagen noch zu beißen, sonst wäre ich nicht hier. Die Nachbarsleute helfen zwar, sind aber selber arme Häusler, und können nichts entbehren."

— „Armer Mann! und Euer Gewerbe ernährt Euch nicht? Wie?"

„Jenun, Frau Herzogin, es ginge schon an, wenn ich in einem größern Ort wäre und etwas Geld zum 'Satz' hätte," meinte Diebold mit einem Seufzer. „Am Fleiß und guten Willen sollt' es auch nicht fehlen. Aber wenn man nur so knapp von der Hand ins Maul lebt, da heißt es eben: aus nichts wird nichts."

— „Und wenn Ihr nun für diese Papiere das Geld bekommen habt, was thut Ihr alsdann, guter Mann?"

„Dann laufe ich über Hals und Kopf nach Constanz, fahre morgen früh mit dem Kornschiff nach Ueberlingen, und laufe von dort bis morgen Nacht in einem Marsch nach Hause," sagte der Schneider. „Weib und Kinder werden vor Angst schier vergehen und nicht eher wieder satt werden, als bis ich daheim bin."

Die Herzogin zog ihre Börse und reichte dem Schneider die Papiere hin, der sie erschrocken anstarrte und einen Augenblick befürchtete, die Dame lehne deren Ankauf ab und zerstöre so alle

seine Hoffnungen. Aber die Herzogin lächelte ihn leutselig und gerührt an. „Sind Sie zufrieden, guter Mann, wenn ich Ihnen für jedes Blatt ein solches Goldstück gebe?" fragte sie und zeigte ihm einen goldenen Napoleon. — „Gut, dann zählen Sie die Blätter!" — Der Schneider war wortlos vor Erstaunen und wagte kaum seinen Ohren zu trauen. — „Nun, wollen Sie?" fragte Hortense; „oder wünschen Sie mehr?"

— „Nein, nein, Frau Madame, ich bin's recht zufrieden! Sie wissen ja am besten, was diese Papiere werth sind!" und mit bebenden Fingern und feuchten Augen zählte er die Blätter. Es waren einundzwanzig!

Die Herzogin hatte fünfundzwanzig Napoleons auf das grüne Tuch des Billard hingezählt, und sagte: „Hier, nehmen Sie! das andre ist zu einem Pathengeschenk für das kleine Kind, und dieß hier für Reisekosten und Zeitversäumniß," setzte sie hinzu und leerte die Börse ihres Sohnes, die mit Silber gefüllt war, in die Hand des überglücklichen Schneiders. „Sind Sie nun ganz zufrieden, guter Mann?"

— „Ach gnädige Frau! Gott segne Sie!" stammelte der Mann. „Meiner Seele, ich bin so viel Glück gar nicht werth. Wie wird mein Weib aufblicken, wenn sie so viel Geld sieht!"

„Wendet es nur gut an, lieber Mann!" sagte die Herzogin leutselig und eindringlich. „Der Besitz von so viel Gold könnte Euch leicht Gefahr oder Ungelegenheiten bringen, darum möcht' ich Euch rathen, verlaßt Euer heimathliches Dorf, geht in eine große Stadt und sucht Euch Arbeit; es wird Euch nicht fehlen, denn Ihr seyd ein ehrlicher Mann. Grüßt mir Eure Frau und Kinder, und sollte es Euch je wieder schlecht ergehen, so wendet Euch an mich. Schreibt mir Euren Namen und Wohnort in dieß Carnet. Ich werde mich nach Eurem Wohlergehen erkundigen."

Der Mann scheute sich ordentlich, das viele Geld zu berühren, denn er zweifelte beinahe, ob es ihm auch gehöre; aber die Herzogin winkte ihm so freundlich zu, daß er sich ein Herz faßte und es einsteckte.

„Geh, lieber Ludwig, und befiehl den Stallleuten, den kleinen Wagen anzuspannen! Humbert soll den Meister hier sogleich nach

Constanz fahren, und sag' ihm," setzte sie leise hinzu, „er solle sich hüten, irgend ein Douceur von dem Manne anzunehmen."

Diebold hatte seine Adresse mühsam genug in das zierliche Carnet der Herzogin geschrieben, dankte nochmals in schlecht gesetzten aber wohlgemeinten Worten und ging. Draußen traf er den jungen Prinzen, welcher mit einer Entschiedenheit und Bestimmtheit, die weit über seine Jahre ging, dem Kutscher seine Weisungen gab. Diebold drückte ihm die Hand und dankte auch ihm, wie Rousseau und den Lakaien, und der Prinz blieb stehen, bis der Wagen mit dem Schneider weggefahren war.

Als Prinz Ludwig in das Billardzimmer trat, sah er seine Mutter in die Entzifferung der verblaßten Blätter vertieft, und Thränen in ihren großen Augen. Als sie aber seiner ansichtig ward, stand sie auf, breitete ihm ihre Arme entgegen und drückte ihn mit leidenschaftlicher Erregung an ihr Herz. „O mein Sohn, mein theurer Louis," sprach sie tief gerührt; „diese Papiere dort werden Dir Glück bringen, ich bin dessen gewiß! Es ist eine sichtliche Fügung der Vorsehung, welche dieselben in meine Hände führte. Du bist zu großen Dingen ausersehen, mein Kind! der Himmel verbürgt mir dieß in dieser Stunde. Mein lieber, lieber Louis, mein Mutterherz hat noch nie solch' reine Freuden gekostet, wie in diesem Augenblicke, wo mir aus jenen Papieren die Kunde wird, daß Dein armer, seliger Oheim Dich zum allfälligen Erben seines Ruhmes ausersehen. O mein Sohn, strebe von ganzer Seele, dieses hohen Zieles würdig zu werden!"

Der junge Prinz starrte mit großen Augen seine Mutter an, als verstehe er sie nur halb. Der alleinige Name seines Oheims übte auf ihn einen unbeschreiblichen Zauber, denn der große Kaiser war das Spiegelbild und Muster, das ihm die Mutter stets als Beispiel und Maßstab vorhielt. — „Sagen Sie mir, liebe Mama, was werde ich denn von dem Oheim Kaiser erben?" fragte er halb schüchtern, halb im Vorgefühl eines großen Glückes, das ihm beschieden sey.

— „Das wird auf Dich selbst ankommen, mein Sohn, in wie weit Du dem Oheim ähnlich und Deiner künftigen Bestimmung würdig seyn wirst," erwiderte die Herzogin in allzu mächtiger

innerer Bewegung, als daß sie solche ihrem Sohne hätte verbergen können. „Wenn Dein Vetter Napoleon in Wien am Leben bleibt und das Erbe antreten wird, das ihm die Geschichte hinterläßt, so wirst Du seine rechte Hand seyn und seine Schlachten für ihn schlagen, wie Onkel Eugen sie für den Kaiser schlug, und dann, mein Kind, dann ist es an Dir, eine Königskrone zu wählen. Wenn aber nach dem unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung," fuhr sie mit einer Stimme fort, welche vor mächtiger Erregung bebte, — „der König von Rom vor der Zeit sterben oder sich seiner geschichtlichen Mission unwürdig oder unfähig erweisen sollte, dann, mein Sohn, dann legen diese Blätter — dieß heilige Vermächtniß eines Mannes, den ich von jeher aufrichtig bewunderte und anbetete — auf Deine Schultern das Erbe der künftigen Weltherrschaft. Dann bist Du, mein Sohn, dazu ausersehen, Dich auf den Thron Frankreichs aufzuschwingen und von dort aus den Monarchen Europa's Gesetze zu ertheilen und jene neue Gestaltung der Welt und der Weltreiche zu vollenden, welche Dein großer Oheim zu schaffen beabsichtigte!" und mit Thränen und Tönen, die aus tiefster Seele kamen, ihren Sohn umarmend, setzte sie hinzu: „Aber diese Zukunft wirft Dir auch Pflichten auf, mein geliebtes Kind! Die Vorsehung legt ein solches Erbe nicht blindlings wie der Zufall in die Wiege des ersten besten Prinzen — nein, sie wählt zu ihren Werkzeugen nur die Fähigsten und Würdigsten, nur diejenigen, die bescheiden und stetig ihre Kräfte erstarken und im unerschütterlichen Glauben an ihre Bestimmung durch unbeugsame Willensfestigkeit die Menschen und die Verhältnisse bezwingen! O mein Kind, was ich von je gewünscht, geahnt, ersehnt, das bestätigt mir das Schicksal in diesen Blättern."

Der Prinz richtete sich stolz auf und aus seinen ernsten Augen blitzte ein düstres Feuer, aus dem jedoch die ganze Seele flammte; mit einer mehr würdevollen als pathetischen Geberde legte er die Rechte auf sein Herz und sagte: „Meiner Treu, Mama, was Sie mir da sagen, das soll mir ein Fingerzeig des Himmels seyn! Ich will mich meiner Bestimmung würdig zu machen suchen, und die Weltgeschichte soll einst meinen Namen verzeichnen. O Mama, welch ein Gedanke, wenn ich Sie einst auf meinen Thron setzen

kann!" und mit stürmischer Umarmung flog er an den Hals der Mutter.

Hortense war in diesem Augenblick unaussprechlich glücklich; ein Nimbus von Freude, Hoheit, Majestät umgab sie, wie er sie in den Tagen ihrer höchsten Würden nicht umstrahlt hatte. Aber nur einen Augenblick währte diese stille trunkene Seligkeit; dann beschlich sie der Zweifel wieder und beide Hände auf die Schultern des Jünglings legend, flüsterte sie: „O mein Gott, es war vielleicht unbesonnen von mir, daß ich Dir dies Alles schon heute mittheilte und Deinen Ehrgeiz damit stachelte, mein theures Kind! Ehrgeiz ist ein Dämon, wenn ihm nicht Sittlichkeit und Gemüth das Gleichgewicht halten. Ein Mann, der einst in der Geschichte eine glänzende Stellung finden will, kann den Ehrgeiz nicht entbehren; aber er muß vor allem an Adel der Seele, an Gemüth, an Tugenden seine Mitmenschen überragen, er muß das höchste Maß von Seelengröße haben und seiner Leidenschaften unumschränkter Herr sein. Vergiß dies nie, mein Kind!"

„Lassen Sie mich diese Papiere lesen und mir abschreiben, Mama," bat der Prinz mit einem gewissen Ungestüm.

— „Mit nichten, mein Kind! heute nicht, sondern erst später," entgegnete Hortense bestimmt; „Du mußst erst gereifter in Deinen Ansichten, mußst erst ein Mann werden. Bevor Du erfahren darfst, wie der größte Genius der neuern Zeit sich die künftige Gestaltung der Welt dachte, mußst Du doch erst wissen, wie diese Welt wirklich ist. Du mußst Dir Kenntnisse sammeln, namentlich Menschen und Zustände und Staatseinrichtungen und das ganze Gebiet des Lebens genau kennen lernen .... Dann, mein Sohn, dann sollst Du in den Besitz dieser Papiere gelangen. Dann erst, in sechs bis sieben, ja vielleicht erst in zehn Jahren werden sie Dir nützen, denn für jetzt könnten sie Dich eher verwirren," und mit einer gewissen Hast die Papiere zusammenraffend und an sich drückend, stand sie auf, trat zu einem der Bücherschränke, den sie öffnete, überflog die Bücherreihen und nahm aus denselben eine schöne französische Ausgabe der Biographieen Plutarch's in groß Oktav, welche sie dem Sohne mit einer mütterlichen Beeiferung übergab. „Lies dieses Buch aufmerksam und oft, mein Sohn,"

sprach sie mit eindringlichem Ton; „es war von jeher einer meiner literarischen Lieblinge und ich habe daraus erst erfahren, wie groß die Ansprüche sind, welche das Leben an einen großen Mann macht. Studire diese Lebensgeschichten genau, und Du wirst aus ihnen lernen, welch einen innern und äußern Bildungsgang diejenigen durchlaufen müssen, welche die Vorsehung auf die Höhen der Menschheit stellt. Und nun zu meinen Gästen zurück, gegen welche ich nicht unhöflich seyn will und die ich schon lange genug habe warten lassen!“

Die Herzogin eilte die Treppe hinan in das kleine Kabinet neben ihrem Schlafzimmer, verschloß die Papiere sorgfältig, legte Shawl und Hut ab und erschien im nächsten Augenblick wieder in ihrem Salon mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit, wie man sie schon lange nicht mehr an ihr bemerkt hatte. Sie entschuldigte sich bei den Gästen wegen ihres Ausbleibens mit dringenden Geschäften, die sie nicht habe abweisen können, und bemühte sich, durch vermehrte Liebenswürdigkeit die Gäste für diesen scheinbaren Mangel an Rücksicht zu entschädigen.

Erst nach einiger Zeit fiel der Herzogin auf, daß der Prinz nicht im Salon erscheine. Sie sandte nach ihm und der Lakai meldete, Prinz Louis sitze auf seinem Zimmer im Nebengebäude, in die Lektüre eines Buches vertieft, von welchem er sich nicht trennen wolle, und verweigere hartnäckig im Salon zu erscheinen. „Lassen Sie ihn, Madame,“ bat Abbé Cochelet; „entziehen Sie ihn um meinetwillen nicht seinen Studien oder seiner Lektüre. Ich hoffe noch später Gelegenheit zu haben, mir die Freundschaft des Prinzen zu erwerben, von dem mir meine Cousine so viel Rühmliches und Interessantes erzählt hat!“

— „Ah, das ist eine sehr parteiische Quelle,“ entgegnete die Herzogin lächelnd; „meine gute Parquin hat mir Louis verhätschelt mit ihrer Vorliebe und ihrer allzu günstigen Meinung von ihm. Louis hat manchen Fehler, wie Ihnen unser lieber Abbé Bertrand hier erzählen kann. Und bitte, was liest denn Louis, mein lieber Abbé Bertrand?“ fragte sie diesen flüsternd.

„Ich fand ihn über Plutarch’s Schilderung des Lebens Alexanders des Großen und Cäsars, Hoheit,“ entgegnete der Hofmeister

des Prinzen. „Er behauptete, das Buch von Ihnen erhalten zu haben, Madame, und er schien mir so sehr aufgeregt und doch wieder gefesselt von diesem Buche, daß ich nicht im Stande war, den Prinzen zu vermögen, mich hieher zu begleiten. Während der Prinz mit seiner Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit mir doch sonst nie eine Antwort schuldig bleibt, wollte er sich heute gar nicht bequemen, mir zu antworten. Er scheint von stürmischen Gedanken und Plänen bewegt, Madame, und hüllt sich in ein beharrliches Schweigen!"

— „Lassen Sie ihn, lieber Abbé, er ist heute ein wenig Sonderling," versetzte die Herzogin lächelnd und wandte sich wieder mit ihrer ganzen bezaubernden Anmuth zu ihren Gästen; aber ihrem Mutterherzen war es eine wohlthuende Erfahrung, daß der Funke, den sie in des Sohnes Seele gelegt hatte, schon zur stillen Glut aufflammte und sein inneres Leben durchwärmte, und sie selbst sehnte sich mehr als je nach der Einsamkeit ihres Kabinets, um sich ebenfalls in die Lektüre jener Papiere zu vertiefen. Man plauderte, man musicirte, man musterte die Mappen und Albums und Skizzenbücher der Herzogin und ihrer Damen, und amüsirte sich in der gewohnten Weise dieses kleinen Kreises; aber niemand ahnte, welch eine neue Welt von stürmischen Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Hoffnungen in der Seele der Herzogin von St. Leu an diesem Abend angeregt worden war. Nur wenige ihrer Hausgenossen wußten, daß sie, nachdem ihre Gäste sich verabschiedet hatten, sich lächelnd und unter dem Vorwand leichter Ermüdung in ihre Gemächer zurückgezogen und daß man noch bis gegen Morgen den Schein ihrer Lampe an dem ostwärts gekehrten Fenster ihres Kabinets wahrgenommen hatte.

Wenn aber die Ereignisse dieses Abends die Seele einer gereiften Frau schon so sehr bewegten, um wie viel stürmischer griffen sie erst in das Gemüthsleben des Prinzen ein, welcher, noch auf der Grenze zwischen Knabe und Jüngling, die regste Einbildungskraft und die reichste Gabe des wachen Träumens hatte, die nur dieser Altersstufe eigen ist! Die Erinnerungen seiner Mutter an den holländischen Königsthron, der sie nur auf Sorgen gebettet, hatten den Prinzen schon als kleinen Knaben nicht so sehr

angemuthet, weil er sah, daß bei der Erwähnung jener Zeiten das herzgewinnende Lächeln von dem bezaubernden Munde seiner Mutter verschwand, und daß die wunderschönen blauen Augen der Herzogin sich wider Willen mit Thränen füllten. Aber die Erinnerungen an die Kaiserzeit, wo der Oheim-Kaiser Armeen aus dem Boden stampfte, Könige und Fürsten absetzte und neue schuf, denen er Land und Macht von jenen verlieh; wo andere Könige und Fürsten demüthig nach Paris kamen und Urfehde schworen, wo das Stampfen seines Fußes Provinzen und Reiche insurgirte, — diese Erinnerungen hatten den Prinzen in den Schlaf gewiegt und wachend sein Ohr erfüllt. Alles, was ihn umgab, deutete nur auf jene großartige Zeit: im Salon der Herzogin jenes prachtvolle Gemälde: Bonaparte auf der Brücke von Arcole die französischen Grenadiere gegen die Oesterreicher führend, in der Bibliothek der Kupferstich, welcher Napoleon's Alpenübergang darstellte; im Malzimmer seiner Mutter die Farbenskizzen der berühmtesten Bilder der Kaiserzeit, die Kupferstiche nach den besten Meistern, die Portraits der hervorragendsten Generäle und einiger der treugebliebenen Marschälle — wohin das Auge sich auf dem Arenaberg auch wenden mochte, überall traten dem Gaste, und um wie viel mehr erst dem Einheimischen, die Denkmäler der eben jüngst vergangenen kurzen Periode des Glanzes und Ruhms der Familie Bonaparte entgegen und nährten so namentlich in dem lebhaften und empfänglichen Gemüthe des Knaben das stolze Bewußtseyn, diesem Geschlecht anzugehören.

Und nun gleichzeitig mit den Winken von dem Erbe der Weltherrschaft und der welthistorischen Mission des Kaisers waren dem angehenden Jüngling, dessen frühreifer Geist jene Idee schon vollauf zu erfassen vermochte, die Lebensbeschreibungen jener Männer in die Hände gefallen, welche das Alterthum als seine Helden, als seine größten Wohlthäter oder Krieger, als solche Männer angestaunt hatte, welche der Geschichte und den Geschicken der Menschheit jeweilig eine Wendung gaben oder die Träger derjenigen Ideen waren, welche einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bezeichneten. Ein seltsames, gährendes, inneres Leben war über den Prinzen gekommen und hätte eine minder zähe und

kräftig organisirte Natur verzehren können. Bald vertiefte er sich Stunden lang und mit Vernachlässigung der geselligen und häuslichen Pflichten in jene anziehenden, lehrreichen, vom edelsten Geiste getragenen Schilderungen Plutarch's von den großen Männern der vergangenen Zeit, jene Schilderungen, deren hoher sittlicher Ernst, reine Moral, humaner, milder Sinn und tiefes Gefühl ihn unbeschreiblich anmuthete und sich seinem Geiste tief einprägte. Bald konnte er stundenlang, zumal in der Dämmerung, träumend und in tiefes Sinnen versunken auf der Terrasse des Schlosses sitzen und vom steil abfallenden Rande derselben hinüber starren in die blauende Ferne der Schwarzwalds-Höhenzüge, hinter denen Frankreich, jenes theure Heimathland, lag, oder er konnte an irgend einer Stelle des nach dem Thale abfallenden Berges, besonders aber von der Rotunde aus, wo nachmals die Herzogin einen hübschen Pavillon erbauen ließ, in das Wolkenspiel und in die wundersamen Tinten starren, welche der Sonnenuntergang über den See, über das ganze Gelände, über dieses zauberische Endchen Erde legte; seine Gedanken schweiften dann nach Wien zu dem Vetter, dem das Schicksal schon die Krone eines Königs von Rom in die Wiege gelegt hatte und der ihm der Träger und Mittelpunkt der ganzen napoleonischen Ideen war, und mit dessen Schicksal er seine eigene Zukunft verwob; er dachte sich das eine Mal den Vetter und sich als ein Brüder- und Freundespaar, das eine innige Anhänglichkeit und gemeinsames Schicksal, gemeinsame Rechte und Pflichten eng verbanden, das sich nach seinen Eigenschaften gegenseitig ergänzte, und das mit vereinigten Kräften der Aufgabe zu genügen strebte, welche ihm durch Geburt und Namen in der Weltgeschichte angewiesen war; das andre Mal aber ging es durch seine Seele wie eine bange Ahnung, daß die Vorsehung einst auf seine Schultern allein die Wucht dieser Aufgabe und welthistorischen Mission legen werde, denn namentlich seit dem Tode des Kaisers auf St. Helena war der König von Rom oder Herzog von Reichsstadt mehr ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und insbesondere der Verehrung für denjenigen Kreis geworden, welcher sich um die Herzogin von St. Leu schaarte; aber wie viel man auch von dem Herzog von Reichsstadt sprach, wie stolze

und kühne Hoffnungen man auch auf den Sohn Napoleons und Marie Louisens setzte, so vermochten sich doch selbst die begeisterten Bonapartisten der trüben und unbesiegbaren Ahnung nicht zu entschlagen: daß der junge Aar, der dort in Wien erzogen ward, vielleicht niemals seiner Aufgabe gewachsen seyn könnte, da, wie man in diesen Kreisen offen auszusprechen wagte, die Befürchtung nahe lag, man werde den kaiserlichen Erben entweder durch seine ganze Erziehung verweichlichen und verdummen, oder aber, wenn sein Genius sich trotz aller Fesseln und Hindernisse doch in voller sieghafter Gewalt entwickle, und der Ruhe Europa's und der legitimen Thronbesitzer gefährlich zu werden drohe, allfällig zu einem politischen Schlachtopfer ausersehen. Oberst Parquin und die vielen alten Soldaten der Kaiserzeit, welche in den Schlössern Wolfsberg, Arenenberg, Eugensberg u. s. w. verkehrten, machten kein Hehl aus der Befürchtung, daß der Herzog von Reichsstadt, der gehoffte Messias des Bonapartismus, möglicherweise beiseite geschafft werden könnte, ehe er noch im Stande seyn würde, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Dann aber, dann concentrirten sich, wie Prinz Louis sehr gut wußte, alle Hoffnungen und Wünsche der Partei, alle Pflichten und Rechte der Erbschaft auf ihn, und das Selbstgefühl und die geistige Fassungskraft des Jünglings waren genugsam entwickelt, daß er sich die Folgen dieser Möglichkeit in ihrer ganzen Tragweite klar machen konnte. —

Drittes Buch.

1.

Es war ein prachtvoller Sommerabend, dieser Abend des 31. Augusts 1831, als ein bequemer Reisewagen, mit vier kräftigen schweizerischen Postpferden bespannt, die am südlichen Gestade des reizenden Untersees hinführende Landstraße von Steckborn nach Berlingen und Mannenbach entlang rollte. Es hatte am Morgen geregnet, aber den Tag über sich aufgehellt, und die ganze Natur trug daher ein Gewand von unbeschreiblicher Frische und Lieblichkeit. Der reiche Laubschmuck der Landschaft stand in seiner vollen Schöne. Der goldigste Sonnenschein lag über dem je nach der Beleuchtung bald schieferblauen, bald hellgrünen See, über dem kleinen Zaubergarten der Insel Reichenau und den fruchtbaren üppigbewaldeten Nordgestaden des Sees. Kräftig und frisch blies der laue Wind über die Wellen des großen Trichters des Untersees daher, und zertheilte den feinen duftigen Schleier, welcher über den Kegelbergen des Hegau lag, so daß sie mit Einem Male, von der Abendsonne voll beschienen, sich keck und deutlich vom klaren Himmel abhoben.

Der Reisewagen enthielt nur drei Personen: eine stattliche blasse Dame von etwa 48 Jahren in tiefer Trauertracht, die Herzogin von St. Leu, die Exkönigin Hortense, — eine jüngere Dame von etwa 30 Jahren, ebenfalls in Trauer: Fräulein Masuyer, die Gesellschafterin und Vorleserin der Königin Hortense — und einen jungen Mann von etwa 23 Jahren, unter Mittelgröße, feingliederig gebaut aber robust und elastisch von Muskeln, blaß von Gesicht,

ernst von Miene, aber in seinen Zügen und namentlich in dem Auge etwas von Milde und Herzensgüte, was an das Auge der ihm gegenübersitzenden Dame, gemahnte, mit welcher er auch durch den untern Theil seines Gesichts eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte: es war Prinz Ludwig Napoleon, der dritte und nun einzig überlebende Sohn des früheren Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, und der geistvollen Stieftochter des großen Kaisers, Hortense de Beauharnais. Auch der Prinz trug Trauergewänder, und wie er so auf dem Rücksitze dasaß und träumerisch und gedankenvoll auf den Spiegel des Sees hinausblickte, lag auf seinen Zügen eine gewisse Rührung und Weichheit, welche diesem Gesicht einen wirklichen Adel von Schönheit verlieh.

— „Ah, da ist schon Gaienhofen!“ flüsterte der Prinz unwillkürlich und deutete mit der Hand hinaus auf den See und dessen jenseitiges Ufer, an welchen aus grünen Obstwäldern ein Kirchthurm und die sonnenbeschienenen Wände eines Herrenhauses hervorglänzten.

„Noch eine halbe Stunde und wir sind zu Hause, mein Lieber,“ erwiderte die Königin, ebenfalls aus ihren Sinnen erwachend; „ah, ich werde mich wohl fühlen, wenn ich mich wieder in meinem lieben Arenenberg von bekannten Gegenständen und befreundeten Gesichtern umgeben sehe! Wo findet man mehr Frieden und Ruhe, als in der Heimath, meine liebe Valérie?“ wandte sie sich an ihre Gesellschafterin.

„Sie haben Recht, Majestät! Ost, Süd und West, daheim das Best!“

„Daheim? Zu Hause? Heimath?“ rief der Prinz beinahe bitter. „Ich bewundere Ihre Genügsamkeit, beste Mama, denn mich dünkt, genau betrachtet sei unser kleines Gut Arenenberg im Grunde nichts Anderes als ein temporäres Asyl in der Verbannung, ein vorübergehendes Obdach unterwegs, ein Nachtquartier auf der Reise nach einem andern, größern Wanderziele.“

„Jenun, mein lieber Louis, das ist, philosophisch betrachtet, unser ganzes Leben — ein kurzes Nachtquartier auf einer langen Reise zwischen zwei unbekannten Endpunkten,“ versetzte die Königin; „es kommt darauf an, daß wir uns resigniren, wenn uns auf

dieser kurzen Station auch einmal ein minder elegantes und behagliches Zimmer mit schlechten Möbeln und alten Tapeten angewiesen wird. Wie auch immer unsere Umgebung sey: ob reich und üppig, die Hauptsache ist, daß wir darin ruhig schlafen und uns genügen lassen."

„Ihr Gedanke ist vielleicht poetisch sehr schön, liebe Maman, aber vom praktischen Gesichtspunkte aus kann ich ihm nicht beipflichten!" sagte der Prinz lebhaft. „Bleiben wir einmal bei dem Beispiel stehen, welches Sie aufgestellt haben, theuerste Maman, so wird es sich sehr fragen, ob nicht ein Reisender, welcher in einem Hotel ankommt und wegen seines unscheinbaren Aeußern in ein ärmliches Stübchen im dritten oder vierten Stockwerk untergebracht werden soll, dennoch behagliche und angemessene Appartements im ersten Stockwerk erhalten kann, wenn er sich nur mit der gehörigen Energie darum bewirbt? — Meines bescheidenen Bedünkens, Maman, ist Resignation eine Tugend für die Greise und die Gestürzten, aber ein Frevel für diejenigen, welche erst auf die Schwelle des Lebens treten. Die Welt ist meine Auster, mit meinem Schwert will ich sie mir öffnen, Maman!"

„Oh, mein Sohn, denke an Italien, an Bologna, Ancona, Faenza! welche Wunden hat da das Schwert uns geschlagen? Mein armer Napoleon Louis!" seufzte Hortense und eine Thräne fand unwillkürlich den Weg über ihre Wange herab.

— „Er muß gerächt werden," murmelte der Prinz; „sie sollen es mir noch bezahlen, jene Oesterreicher und jene Päpstlichen. Noch liegt eine Zukunft vor mir."

„Freust Du Dich denn nicht, mein Sohn, wieder zu Deinen Studien, zu Deinen Freunden und Gefährten, zu Deinen militärischen Uebungen zurückkehren zu dürfen? Hat denn diese stille, den Musen so holde Heimath nicht ebenfalls ihre hohen Reize?"

— „Heimath? ist dieser kleine Fleck freien Bodens, dieses karge Asyl eine Heimath, Maman? Niemals; seit ich Paris und Frankreich gesehen, fühle ich mit allen Atomen meines ganzen Wesens, daß Frankreich allein meine Heimath ist, daß ich mit jeder Faser meines Körpers, mit jedem Theilchen meines Geistes nur Franzose bin. Hätte Louis Philipp mir gestattet, als gemeiner Soldat

in das französische Heer zu treten und meiner Bürger- und Unterthanenpflicht zu genügen, so würde ich mich in der armseligen kleinsten Garnison Frankreichs mehr daheim fühlen, als in der ersten Residenz eines andern Landes inmitten der höchsten Kreise. Daß aber jener engherzige Bürgerkönig, jener schlaue Intriguant und Parvenu, klein und undankbar genug dachte, meine Bitte um ein Lieutenants-Brevet abzuschlagen, und uns aus Frankreich auszuweisen, das soll ihm niemals verziehen und vergessen werden."

„Sey nicht bitter, mein lieber Louis," bat die Königin weich. „Man muß ein großes Herz haben und vergeben und vergessen. Die Bourbonen, die alte wie die jüngere Linie, sehen in uns ihre Feinde, und das Bewußtsein ihrer Schuld und Unfähigkeit läßt sie in uns diejenigen erblicken, auf welche die Nation als ihre Retter blickt. Allein man muß seine Zeit abwarten, mein Sohn; sagten uns nicht alle unsere Freunde, daß der Tag noch kommen wird, wo die Nation erkennt, was sie dem großen Kaiser verdankt — wo die Franzosen wieder einen M a n n an ihrer Spitze sehen wollen, anstatt eines entnervten Schwächlings wie Karl X. oder eines Epiciers wie der jetzige Bürgerkönig? Aber eben weil auch mich die Hoffnung mehr als jemals beseelt, daß Frankreich sich der Napoleoniden wieder erinnern wird, wenn es aus dem lethargischen Schlafe erwacht, worein es die Fremden mit ihren Verträgen von 1815 und das Pfaffenregiment der Bourbonen versetzt haben, — eben weil ich zuversichtlich erwarte, daß die stolzen feurigen Franzosen sich auch in den jüngeren Bourbonen täuschen werden, — just darum will ich Dich erinnern, mein lieber Sohn, daß Du Dir und der Sache unseres Hauses schuldest, Dein Leben zu schonen und Dich nicht nur der Zukunft zu erhalten, sondern auch auf dasjenige vorzubereiten, was diese Zukunft bringen wird. Bedenke, daß die Hoffnungen unserer Familie und Partei nur noch auf vier Augen stehen, und daß Dein Vetter, der König von Rom, in den Garnen Metternichs liegt und flügellahm erhalten wird."

— „Ich weiß dieß, theuerste Maman, und habe es erwogen," versetzte der Prinz mit einer Ruhe, welche eigentlich über seine Jahre ging. „Allein ich bin nicht mehr der unklare Visionnär und Träumer, der ich vor zehn Monaten war, als wir nach Florenz und

Italien reisten, — ich habe drei der schönsten Länder gesehen, habe unter den Fahnen der Freiheit mitgefochten, meine Wiege Frankreich wieder gesehen, habe in feuchte Augen geblickt und den Händedruck von Männern empfunden, welche mir mit tiefer Rührung in der Stimme gestanden, daß sie nicht mehr leben würden ohne die Ueberzeugung, daß Frankreich einst sich der Tage des Glanzes unter dem großen Kaiser und der Wohlthaten erinnern werde, die es von diesem größten Genius der Neuzeit empfangen, und daß mein herrliches Frankreich nur gedeihen könne, wann die Ideen Napoleons des Großen darin ihre Verwirklichung fänden! Ich habe vom Baume der Erkenntniß genossen, meine theure Maman, und sein berauschender aufregender Saft wird mich fortan mit dem unermüdlichen Eifer erfüllen, für Frankreichs Glück und Ehre zu streben und zu wirken, und mich der Nation vorzustellen als ein Franzose bis in die äußerste Haarspitze hinaus."

„Ganz recht, mein Sohn, aber man kann Franzose seyn selbst in der Verbannung! Es sind das Herz, der Geist, die Gesinnung, welche den Franzosen machen!" ...

— „Bah, den Franzosen imponirt nur die That, Maman. Ein Schwächling oder eine Memme Der, welcher nicht selbst seinem Schicksale vorarbeitet, denn das Glück kömmt nur demjenigen entgegen, welcher es sucht!" sagte der Prinz fest. „Nur dem Blinden fällt ein trügerisch vergängliches Glück in den Schoos, aber wie kurz ist seine Dauer!" ...

„Man hat uns erkannt, Majestät!" sagte Fräulein Masuyer auf die Leute deutend, welche aus den Häusern traten und freundlich grüßten, denn der Wagen fuhr so eben durch den Flecken Berlingen, und die Kinder und Mütter rannten herzu und riefen: „der Prinz, der Prinz von Arenaberg, und die Frau Herzogin!"

„Sie sind dankbar, meine Armen, und ich habe mir in den Herzen einfacher Menschen eine Heimath gewonnen," sagte Königin Hortense. „Ist das nicht ebenfalls etwas, mein Sohn?"

— „O ja, liebe Mama; aber welch' eine größere, reichere und schönere Heimath wäre es erst, wenn man in den Herzen einer Nation die dankbare Ueberzeugung hervorgerufen hätte, daß man ihr Freiheit, Wohlstand, Ruhm, Ehre, politische Größe, das Schieds-

richteramt über die Geschicke der Welt gegeben, daß man sie zur ersten und einflußreichsten Macht Europa's erhoben hätte, wie sie es unter meinem kaiserlichen Oheim war?"

Königin Hortense heftete einen langen stummen Blick auf ihren Sohn, worin sich mütterlicher Stolz mit mütterlicher Besorgniß paarte. Er ist vom rechten Stamme, dachte sie; er entspricht den Hoffnungen, welche auf seinem Haupte ruhen. Die rechte Zeit wird ihn seiner Aufgabe gewachsen finden. „Oh mein Sohn, lerne nur Eines: Eile mit Weile, Zügelung der Leidenschaften, denn der Pendelschlag der Weltgeschichte ist langsamer als der fieberische Puls der Jugend," flüsterte sie und drückte ihm mit unsäglicher Innigkeit die Hand.

Die Zurufe und Begrüßungen der Menge mehrten sich, seit die Leute die Livree der beiden Diener auf dem Bock und Rücksitz des Wagens erkannt hatten, und die Königin beugte sich aus dem Wagenfenster, grüßte nach allen Seiten und hatte Thränen der Rührung in ihren Augen. Dann hatte man die Häuser des Fleckens hinter sich und drüben hinter der leicht gekrümmten Bucht des Ufers ragten die Dächer von Mannenbach aus dem grünen Wald von Obstbäumen und droben an der Stirne des Berges glänzten im Abendstrahl die gelblichen Wände und grünen Jalousieen des Schlößchens Arenaberg hernieder.

„Sehen Sie es dort, meine liebe Valerie! wir sind bald am Ziele," flüsterte Königin Hortense ihrer Gesellschafterin zu und drückte ihr leise die Hand; „nicht wahr, Sie begreifen es, daß ich mich nach Ruhe sehne."

— „Oh gewiß, Majestät, und Ihre Gesundheit bedarf derselben — es gehörte Ihre ganze starke Seele dazu, um das zu ertragen, was das Schicksal seit acht Monaten an Bitterkeiten und Mühsalen über Sie ausgegossen hat," versetzte Fräulein Masuyer und führte mit achtungsvoller Zärtlichkeit die Hand der Königin an ihre Lippen.

„Es kommen uns einige Reiter entgegen, mein Prinz," rief der Lakai vom Kutschbocke herab; „sie schwenken die Hüte schon von weitem."

— „Das ist unser wackerer tapferer Parquin!" rief der Prinz

aufgeregt, beugte sich aus dem Fenster und ließ sein Taschentuch flattern. Die Königin that deßgleichen und eine weiche tiefe Rührung lieh ihren sonst so entschiedenen Zügen eine ergreifende Anmuth.

Bald donnerten die Hufschläge der Cavalcade heran, ein stattlicher hochgewachsener Mann von militärischer Haltung parirte sein kräftiges Pferd dicht am Wagenschlage und salutirte mit Hut und Reitgerte. „Willkommen, Majestät! willkommen, mein Prinz!" rief er mit seiner sonoren Stimme. „Die ganze Nachbarschaft ist auf den Beinen, um Sie festlich zu empfangen. Ah, dem Himmel sey Dank, daß Sie wieder gesund zurück sind. Wir waren Ihrethalben sehr in Sorgen!"

— „Willkommen, mein lieber Oberst Parquin! willkommen, mein lieber Herr Ammann! wie freundlich von Ihnen, mich so zu überraschen!" rief die Königin. „Und wie geht es meiner lieben Louise, mein Oberst? und was macht Claire, mein kleiner Liebling?"

„Alle wohl und gesund, Majestät, und voll gespannter Erwartung, Sie wieder umarmen zu dürfen — in wenigen Minuten werden Sie meine Frau und mein Kind sehen," rief der Oberst, schüttelte dann dem Prinzen die Hand und sprengte dem Reisewagen wieder voran, während Herr Ammann von Mannenbach die Königin mit schlichter Herzlichkeit vom Pferde herab begrüßte und über das Befinden seiner Angehörigen ebenfalls Bericht abstattete.

Bald darauf knallten Gewehre und Böller und der Donner der Schüsse rollte über den still im Abendgold leuchtenden See hin. „Ah, das sind die jungen Ammann und Kern und alle die Freunde und Bekannten!" sagte der Prinz, und die Freude verdrängte die Gedanken und Pläne des Ehrgeizes auf eine Weile aus seiner Seele; er fühlte es doch, daß auch hier auf diesem Fleckchen Schweizerboden einige Wurzeln seines Wesens hafteten und Arenaberg ihm mehr war als eine vorübergehende Station im Exil. Binnen Kurzem ward der Wagen mit lautem Hurrah empfangen und die Königin und der Prinz sahen an der Straße eine Anzahl junger Männer in eidgenössischer Uniform aufgestellt, welche dem Wagen nachriefen: „Bon jour, Madame! Bon jour, capitaine! Gottwillcho, Herr Houptma!" Dann Jubelruf von Kindern und Frauen und ein Schwenken von Tüchern und Jubeln, das die Luft

erschütterte, und endlich bog der Wagen von der Landstraße ab und in den Weg ein, welcher zum Schlößchen hinüber und empor führt, und hier hielt der Wagen, denn eine Anzahl Damen und Mädchen in festlichen Gewändern hatte sich hier aufgestellt unter einem hübschen einfachen Bogen von Fichtenreis, und erwartete die Ankunft der hohen Frau. Ein Diener in reiferen Jahren öffnete den Wagenschlag und küßte der Königin mit Thränen in den Augen die Hand. „Willkommen, Majestät! Willkommen, mein Prinz!" sprach er bewegt.

— „Guten Tag, mein alter Rousseau!" erwiderte die Königin ihrem Haushofmeister, und beeilte sich dann, den Wagen zu verlassen, denn aus der Schaar der Damen kam ihr ein junges Mädchen mit einem großen Blumenstrauß in der Hand entgegen gesprungen, und diesem folgte eine feingewachsene zierliche Frau mit einem geistreichen Gesichte und intelligenten Augen. „Meine liebe kleine Claire, willkommen! Und auch Ihnen guten Tag, meine theure Louise!" sprach die Königin und drückte nach einander das reizende junge Mädchen, Claire Parquin, und deren Mutter, die Oberstin Parquin, welche vordem als Louise Cochelet ihre Gesellschafterin und Vorleserin gewesen war, tiefgerührt an ihr Herz. „Ach welches Glück, wieder liebe traute Gesichter um sich zu sehen und sich auf heimischem Boden zu fühlen! Wie froh bin ich, wieder mein schönes geliebtes Arenenberg, meinen grau-grünen See vor mir zu sehen! — Aber wie Du groß und hübsch geworden bist, meine liebe Claire!" wandte sie sich an das junge Mädchen, eine feine, schlanke, zierliche Gestalt mit geistreichen aufgeweckten Zügen und großen intelligenten Augen, eine höchst anmuthige Erscheinung auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, strich Claire die Locken aus der Stirn und küßte sie innig auf dieselbe. „Ich hoffe, Du bist auch recht artig geworden und hast recht viel gelernt, mein liebes Kind! wir wollen sehen, was für Fortschritte meine liebe Kleine in der Musik gemacht hat!"

— „Ah, meine theure Pathe, Sie werden mit mir zufrieden seyn," rief die Kleine lebhaft, aber mit einer feinen, ehrerbietigen und taktvollen Zurückhaltung; „ich spiele und singe schon einige

Lieder Eurer Majestät vom Blatte hinweg, z. B. das tief ergreifende La Nostalgie, und das Abschiedslied des französischen Heeres!"

„Gut, meine Kleine! ich hoffe Dich noch heute Abend zu hören! willst Du nicht den guten Louis begrüßen, Deinen alten petit Oui-oui, meine liebe Claire?"

Die Kleine trat etwas zögernd zu dem Prinzen, dessen ernster gewordene Züge und männlicherer Ausdruck ihr eine gewisse Scheu einflößten; allein kaum erkannte sie der Prinz, welcher unter einer Gruppe von jungen Männern, lauter Altersgenossen und Gefährten stand, so eilte er auf sie zu, bot ihr die Hand und rief: „Ah, Mademoiselle Claire, fast hätt' ich Sie nicht erkannt, so groß und hübsch sind Sie geworden! Man wagt gar nicht mehr, Sie zu duzen, denn Sie sind ein kleines Fräulein geworden!"

— „Und Sie ein recht böser Spötter und Schmeichler, mon cher petit Oui-oui; ich liebe Sie gar nicht mehr," erwiderte Claire schmollend. „Die Reise hat Sie hochmüthig gemacht, und ich habe das nicht um Sie verdient, denn ich habe sehr viel an Sie gedacht und für Sie gebetet, als Sie im Kriege waren."

„Ah, wirklich, Claire, das hast Du gethan?" rief der Prinz freundlich und küßte das Mädchen ebenfalls auf die reine Stirne. „Fürwahr, das sieht Dir ganz ähnlich, mein kleiner Engel, und eben darum hat der Himmel Dich auch erhört und mich glücklich errettet, obschon ich sehr krank war. Und dafür werde ich auch lebenslang Dir zu Dank verbunden bleiben!"

— „Nun bist Du wieder gut, mon petit Oui-oui; nun lieb' ich Dich wieder!" rief Claire, fiel dem Prinzen stürmisch um den Hals und flüsterte: „Wenn Du gestorben wärest, Prinz, es hätte mir das Herz gebrochen! Frage nur Rousseau und Mademoiselle Hedwig vom Eugensberg, wie sehr ich mich um Dich grämte!"

Der Prinz zuckte bei dem Namen Hedwig leicht zusammen und sah sich im Kreise der Freunde um, die er jetzt auf das herzlichste begrüßte und sein suchendes Auge blieb auf einer reizenden jugendlichen Gestalt haften, welche sich halb schüchtern hinter die Anderen versteckte und doch kein Auge von ihm abwenden konnte. Und als beider Blicke sich begegneten, flog eine dunkle Röthe über

das regelmäßige feine Gesicht des jungen Mädchens und aus den feuchten Augen schoß ein Blitz, der dem Prinzen in die tiefste Seele hineinleuchtete — ein Ausdruck von Liebe und Leidenschaft, wie er nur selten in unbewachten Momenten aus einem Menschenauge flammt. Der Prinz erwiderte diesen Blick ebenso innig aber flüchtig und hatte dann für jede der Damen ein paar freundliche Worte, bis er auch in Hedwigs Nähe kam und auch ihr einige artige Phrasen gönnen konnte, hinter deren banaler Form sich offenbar eine tiefere Meinung und Bedeutung barg.

Hedwigs tiefes Erröthen verrieth dieß deutlich.

„Erlauben Sie mir, mein Prinz, Ihnen diesen kleinen Salâm zu bieten," sagte das schöne bleiche Mädchen mit bewegter Stimme und reichte ihm einen kleinen Strauß, bestehend aus einer Rose, einem Lorbeerzweig und dem jungen Wedel einer kleinen Palmenart; „Rose, Dornen, Lorbeer und Palme weisen rückwärts und vorwärts in Ihrem Leben, mein Prinz!"

— „Ich danke Ihnen für den sinnigen Gruß, Mademoiselle, und hoffe ihn erwidern zu können, wann wir wieder das Vergnügen haben werden, Sie auf Arenaberg zu sehen. Haben Sie gehört, Maman, wie sinnig und verbindlich mich Mademoiselle Hedwig begrüßte? sehen Sie doch!"

Königin Hortense betrachtete den Strauß, nickte der jungen Dame mit ihrem graziösesten Lächeln zu und reichte ihr die Hand, welche Hedwig mit einem ungestümen Enthusiasmus an ihre Lippen zog. Der Busen des schönen blassen Mädchens wogte, sein großes braunes, geistvolles Auge leuchtete, und über das ganze Antlitz flog etwas wie eine Verzückung hin. „Gott segne Eure Majestät und lasse alle Ihre Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen!" sprach sie mit Prophetenton, so daß die Königin sie verwundert anblickte und dann ihr herzlich dankte, worauf sich Hedwig wie beschämt, aber still selig und träumerisch hinter die anderen Frauen zurückzog.

„Kommen Sie, meine theure Louise! begleiten Sie uns im Wagen mit Claire! Der Prinz scheint mit dem Obersten, Herrn Ammann und dessen Söhnen gehen zu wollen," sagte die Königin und stieg wieder in ihren Wagen, wohin ihr Frau Parquin und ihre Tochter

folgten. Der Reisewagen fuhr weiter, den Hügel hinan und war bald zwischen den Bäumen des Parks verschwunden. Herr Ammann und seine Söhne gaben dem Prinzen noch ein Stück weit das Geleite und verabschiedeten sich dann auf das herzlichste von Louis Napoleon, der schon damals das Geheimniß besaß, die Menschen für sich zu gewinnen und dessen verbindliche Artigkeit frisch aus dem Herzen zu quellen schien.

„Endlich sind wir allein, mein Prinz," hub der stattliche Oberst Parquin an, sobald die Anderen außer Hörweite waren. „Geben Sie mir Ihre Hand, mein Prinz, und lassen Sie mich sie innig drücken mit einem aufrichtigsten Glückwunsch darüber, daß ich Sie wohlbehalten wieder hier sehe. Ich begrüße den Mann in Ihnen, Prinz, der nun im Felde die Feuertaufe empfangen hat. Ich war stolz auf Sie, Prinz Louis, denn ich hörte, daß Sie sich so brav gehalten haben, als die Welt es von einem Napoleoniden erwarten kann; Sie haben sich Pulverdampf um die Nase wehen lassen und erfahren, daß das Herz stark bleiben muß, auch wenn der Tod uns die nächsten Freunde und Brüder hinrafft. Sie haben einen theuren Bruder verloren, mein Prinz, aber er starb für eine gute Sache. Weihen wir ihm ein ehrenvolles, stilles Andenken! Man muß über die Gräber vieler Theuren hinwegschreiten, wenn man ein großes Ziel erreichen soll, mein Prinz."

— „Ich danke Ihnen für Ihr treues Mitgefühl wie für Ihren Trost, lieber Oberst," versetzte der Prinz. „Seyn Sie versichert, daß ich es Ihnen nie vergessen werde."

„Bah, keine Phrasen zwischen uns, mein Prinz; Sie wissen, jeder Frank meines Vermögens, jeder Tropfen meines Blutes gehört den Bonapartes und vor Allem Ihnen. Sie haben sich zu Ihrem entschiedenen Vortheil verändert, Prinz; Sie sind gereifter, männlicher geworden."

— „Kein Wunder, lieber Parquin! es ist mir ja als läge ein Jahrzehnt zwischen jenem Dezembertage, wo ich mit Maman von hier nach Rom abreiste, und dem heutigen Tage. Und welche Menge von Begebenheiten, Erlebnissen, Anschauungen, Eindrücken liegt dazwischen? Das Wiedersehen meines Vaters und Bruders, die geheimen Gesellschaften in Italien, in welche Bruder Napoleon

Louis mich einführte und wo wir so viele ehemalige Offiziere und Soldaten der Armee von Italien trafen und die Patrioten alle uns mit Jubel begrüßten und von den Hoffnungen sprachen, die sie auf uns setzten, und uns daran erinnerten, daß wir durch unsere Herkunft Söhne Italiens seyen; dann die Verschwörungen und Zettelungen in Rom, meine Ausweisung durch die päpstlichen Behörden, der Ausbruch des Aufstandes, der Krieg mit seinen Wechselfällen und Enttäuschungen, da diese Italianissimi vor den Kugeln der Oesterreicher nicht Stand hielten; hierauf meine Flucht nach Frankreich, die Landung in Antibes, die ganze Reise bis nach Paris, meine Krankheit, die Begegnung mit so vielen treuen und ergebenen Anhängern unserer Sache — ah, mein lieber Oberst, die Luft und der Boden Frankreichs übten eine Wirkung auf mich, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Mir war zu Muth, als gingen Riesenkräfte auf mich über, als wüchsen mir Schwingen, als könnte ich der ganzen Welt trotzen, als ich mich in Frankreich, in Paris sah, und ich hätte zwanzig Jahre meines Lebens darum gegeben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, die rothen Hosen eines französischen Troupier anzuziehen. Aber Sie wissen ja, wie engherzig und ungroßmüthig der Bürgerkönig an mir gehandelt hat!"

„Ganz so wie ich es von einem Bourbonen erwartete, mein Prinz! um kein Haar anders," versetzte der Oberst. „Und gerade diese Orleans sind eine falsche verkommene Race vom Großvater her. Ich kann mir denken, mein Prinz, wie empfindlich diese abschlägige Antwort eines Gesuchs, welches nur der edelste Enthusiasmus und das ganze elastische Hochgefühl der Jugend eingegeben, Sie berühren mußten. Allein dieser Ex-Schulmeister und Wucherer, dieser schleichende Intriguant, konnte Ihnen keinen größern Dienst erweisen, als indem er Ihnen wehrte, in die heutige französische Armee zu treten, und Sie aus Frankreich auswies. Er hat sich selbst gerichtet und seine ganze Regierung, mein Prinz, denn er traut offenbar seiner eigenen Herrschaft keine Zukunft zu, wenn Ihr Dienst in einem französischen Regiment Unruhen veranlassen und Zettelungen begünstigen kann. Jene Memme bebt vor der Zauberkraft des Namens der Napoleoniden, der Erinnerungen

an eine ruhmreiche Vergangenheit. Bah, der Bürgerkönig Parapluie wird deßhalb nicht ruhiger schlafen auf seinem Procrustesbett. Und da alle Welt in Frankreich weiß, wie viel seine Mutter und Schwester der Königin Hortense in den Hundert Tagen zu danken hatte, so richtet er sich auch als Privat-Charakter, denn er verleugnet jene Dankbarkeit, welche die erste Pflicht eines Mannes von Ehre seyn sollte!"

— „Und fügte zu dem Undank noch den Hohn," setzte der Prinz mit tiefer Erregung hinzu. „Aber wir waren nicht umsonst in Frankreich, in Paris, mein lieber Oberst. Ich habe manche Hand gedrückt, welche vor Begierde brennt, den Degen wieder zu ziehen, der müßig über dem Kamin hängt, weil sein Herr ihn nicht entweihen wollte unter den Bannern der Bourbonen; ich habe manches Auge feucht gesehen vor Schmerz und Wehmuth über die heutige Erniedrigung Frankreichs und vor sehnsüchtigem Verlangen nach besseren Tagen."

„Ich glaub' es, mein Prinz! ich las die Briefe, welche die Königin Hortense an meine Louise geschrieben hat, und mir ward ganz eng um's Herz. Aber ich freue mich über die Kurzsichtigkeit des Bürgerkönigs: er hätte Sie in Fesseln der Dankbarkeit schlagen können, Prinz, indem er Ihre Wünsche erfüllte: jetzt hat er Sie berechtigt, Ihr Recht schroff geltend zu machen gegen den Usurpator!

— „Gewiß, und er soll daran denken, daß ich rücksichtslos ihm auf allen Gebieten gegenübertreten werde. Mein Motto ist: Kampf auf Leben und Tod mit den Bourbonen um Frankreich! — Und doch wäre ich glücklich, diente ich nur als Oberkanonier im französischen Heere."

„Nicht doch, mein Prinz, nur keine leeren Gedanken der Reue und des Bedauerns!" versetzte Oberst Parquin mit freundlicher Mahnung. „In der Armee wären Sie verschwunden wie ein Tropfen im Meere. Sie müssen sich auf ein höheres Piedestal stellen, damit die Welt Sie sieht und auf Sie achtet. Hören Sie 'mal meine Frau darüber reden; die spricht wie ein Buch, und jedes Wort fällt wie eine Granate in die Seele. Und dieses Piedestal ist da, mein Prinz; Sie sind zu großen Dingen ausersehen! Hat Dr. Wolfson Sie nicht mehr in London getroffen?"

— „Wolffson? der Name ist mir ganz fremd, wer ist der Mann?"

„Ein polnischer Arzt, mein Prinz, aus Plock oder Kalisch, — der Vorläufer einer Deputation der polnischen Regierung, welche bereits unterwegs ist, um Ihnen die Diktatur in Polen anzubieten und Sie an die Spitze des heldenmüthigen begeisterten polnischen Volkes zu berufen, damit Sie im Felde und Kabinet demselben die Unabhängigkeit erkämpfen!"

— „Sie scherzen, Oberst," sagte der Prinz beklommen und wechselte mehrfach die Farbe.

„Meiner Treu, nein, es ist bitterer Ernst, mein Prinz. Sie sind zu höheren Geschicken ausersehen, als auf dem Glacis irgend einer französischen Festung Rekruten Handgriffe an den Geschützen machen und mit blinden Patronen feuern zu lassen. Wenn Sie an der Weichsel oder Düna sich mit den Russen schlagen, wird man mehr von Ihnen reden, als wenn Sie in Metz eine Batterie kommandiren. Und stehen Sie erst an der Spitze des polnischen Volkes, so werden alle Offiziere, welche ehedem unter den Adlern Ihres unsterblichen Oheims gedient haben, ihren Degen dem polnischen Volke anbieten und die Mächte des westlichen Europa's werden, von der öffentlichen Meinung gedrängt, das heldenmüthige Volk in seinem Befreiungskampfe unterstützen. Man wird die Verträge von 1815 zerreißen und ihren Urhebern, jenem elenden Metternich und seinen Spießgesellen, in's Gesicht werfen."

— „Die elenden, fluchwürdigen Verträge von 1815!" knirschte der Prinz halblaut. „Dann wird das geknechtete Frankreich wieder aufathmen. Aber die Sache mit Polen kommt mir so unerwartet, lieber Oberst, daß ich kaum daran zu glauben wage."

„Mein Wort darauf, es ist alles so, wie ich Ihnen sage, Prinz! Ich habe selbst mit Doktor Wolffson gesprochen und er hat mit meiner Frau lange Unterredungen gehabt. Er wohnte einige Tage bei uns auf Wolfsberg, und hat uns in Alles eingeweiht, als er Sie nicht hier traf. Die Zeitungen hatten die Königin und Sie schon vor einigen Wochen hieher zurückkehren lassen und darum suchte er Sie hier auf und war sehr unangenehm enttäuscht, Sie nicht hier vorzufinden."

— „Wie ärgerlich, daß wir nicht hier waren! Ohne einen kleinen Zwischenfall wären wir schon vor zehn Tagen hier gewesen.“

„Dann würde der Doktor Sie noch getroffen haben; er reiste erst heute vor acht Tagen über Paris von hier ab. Er kam von Wien, wo er die vergeblichsten Anstrengungen machte, sich dem Herzog von Reichsstadt zu nähern und ihn für die Aufgabe zu gewinnen, sich an die Spitze der Polen zu stellen, denn an ihn sollte in erster Linie die Aufforderung ergehen. Aber Metternich läßt den Sohn unseres großen Kaisers so sorgfältig hüten, daß kaum ein Fremder zu dem Herzog dringen kann, und das was Dr. Wolfson von Freunden und Bekannten über den Herzog von Reichsstadt hörte, war nicht ermuthigend. Man hat Allem aufgeboten, den Jüngling zu verweichlichen, auf dessen Haupt so große und kühne Hoffnungen ruhen, und er soll ganz ein Prinz des ancien régime seyn. Man kitzelt zwar seinen Ehrgeiz, aber man gibt demselben niemals würdige Ziele; man beschäftigt ihn mit Spielereien und Tändeleien und entnervt ihn durch Weiber. Das sollen sie ja in Wien schon seit den Zeiten des großen Kaisers Joseph trefflich verstehen. Ihre Aktien steigen hiedurch, mein Prinz, und ich gratulire Ihnen dazu von Herzen. Niemand weiß besser als wir, Ihre vertrauteren Freunde, daß Sie die Hoffnungen nicht täuschen werden, welche unsere ganze Partei auf Sie setzt. Das sagte ich auch dem Doktor Wolfson.“

— „Und was sagte er darauf?“ rief der Prinz lebhaft.

„Er war froh, daß es mit dem Herzog von Reichsstadt nichts war, mein Prinz, denn der Gedanke, daß Polen einen Herrscher haben sollte, welcher mehr oder weniger unter österreichischen Einflüssen aufgewachsen und in einer starren Abhängigkeit von den Jesuiten und Priestern erzogen worden, würde einer sehr zahlreichen Partei in Polen sehr mißfallen haben. Es machen sich nämlich dermalen in Warschau zwei divergirende Strömungen geltend, welche die Zukunft des polnischen Reiches und das Gelingen des polnischen Aufstandes gefährden: die Adelspartei, welche einen Wahlkönig aus ihrer Mitte, und die Volkspartei, welche eine Republik mit einem Diktator an der Spitze will. Zu letztern zählt sich unser Doktor, und er ergriff daher, nachdem ihm der erstere

Auftrag nicht gelungen war, mit Freuden die Gelegenheit sich an Sie zu wenden, mein Prinz, dessen Betheiligung an dem italienischen Befreiungskampfe schon jetzt die Augen der Freunde der Freiheit und der Politiker auf Sie gelenkt hat.

— „Aber werde ich jemals den Anforderungen entsprechen können, welche eine solche Stellung an mich macht, lieber Oberst?"

„Und warum nicht, mein Prinz, wenn Sie Ihre Energie stählen und sich fest auf die Volkspartei stützen," erwiderte Herr Parquin zuversichtlich. „Werfen Sie sich der polnischen Adelspartei in die Arme, so sind Sie nur ein Spielzeug derselben, ein Scheinregent, selbst wenn man Sie zum Könige wählt. Stützen Sie sich aber als Diktator auf das Volk und helfen Sie demselben zu derjenigen Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Edlen und Uneigennützigen erstreben, dann, mein Prinz, werden Sie auch das ganze Volk für sich haben, die Bewunderung und Billigung Europa's verdienen und dann bauen Sie sich vielleicht an den Ufern der Weichsel das intellektuelle Fundament, worauf einst der Thron an der Seine sich erheben wird. Man muß der Befreier Eines Volkes seyn, um sich die Liebe und Achtung aller Völker zu verdienen. Sie müssen das Unternehmen Ihres kaiserlichen Oheims fortsetzen, die alten feudalen Throne umzustoßen, und Sie werden den Völkern Europa's als ihr Retter erscheinen."

Der Prinz schwieg beharrlich; alle seine Gedanken waren nach innen gekehrt. Es arbeitete mächtig in ihm, und die innere Kraft wuchs ihm mit der Aufgabe, welche an ihn herantrat. Und welche Versuchung für die feurige Seele eines jungen Mannes von 23½ Jahren war der Ruf, sich an die Spitze eines kleinen, aber heldenmüthigen Volkes zu stellen, welches nun seit nahezu einem Jahre den Heeren des kolossalen Rußlands Trotz bot und jeden Fußtritt Landes streitig machte! Er ging den ganzen Tag wie träumend und in sich versunken umher und begrüßte nur zerstreut Frau v. Reding und andere Gäste aus Konstanz und der Nachbarschaft, welche sich auf dem Arenenberg eingefunden hatten. Selbst die hübsche neue Einrichtung seiner Zimmer, womit ihn Königin Hortense hatte überraschen wollen und worunter er mehrere Möbeln und Gegenstände fand, welche seinem jüngst verstorbenen

Bruder gehört hatten, schienen ihn nicht lebhaft zu interessiren. Er betrachtete diese Zimmer jetzt kaum mit mehr Theilnahme, als er Zimmer in einem Hotel betrachtet haben würde, welche ihn nur für eine Nacht aufnehmen sollten. Er sehnte sich nach dem Moment, wo alle Gäste fort waren, selbst die treu ergebenen Parquins; dann trat er zur Königin Hortense in ihr kleines Kabinet, wo sie so eben ihre Briefschaften aus dem Reiseschreibpult nahm und fragte erregt: „Haben Sie von dem Besuche eines polnischen Arztes, Dr. Wolffson, und von dessen Zwecken gehört, beste Maman?"

— „Ja, mein Sohn! Louise Parquin hat mir alles gesagt," erwiderte sie mit leuchtenden Augen; „es ist ein sehr ehrenvoller Ruf, der die ganze Welt erfüllen wird, und doch bin ich noch unentschlossen, ob ich Dir rathen darf, ihm zu folgen!"

„Und warum nicht, Maman? der Ruf einer solch ritterlichen Nation, die ihre Freiheit und Selbständigkeit erkämpfen will, — ist dieß nicht ein beneidenswerth hohes und schönes Ziel für den Ehrgeiz eines Mannes?"

— „O ja, mein Sohn, das ist er; wie aber, wenn Dir das Geschick noch ein höheres, heiligeres, näher liegendes Mandat auferlegt hätte?" fragte die Königin und ihr wunderschönes Auge flammte begeistert. „Du sollst Dich nicht vorschnell verpflichten, Louis; wir müssen die ganze Tragweite eines derartigen Schrittes erwägen und unsere politischen Freunde darüber hören, ehe Du Dich entscheidest. Warten wir einstweilen die polnische Deputation und ihre Eröffnungen ab, und inzwischen zeige ich Dir das andere höhere Ziel. Für heute aber, mein Sohn, entschlage Dich alles Grübelns. Wir wollen von den Reisestrapazen ausruhen, und mit ruhigem Geiste dann alle politischen Folgen eines solchen Schrittes erwägen!" Und mit einer innigern Zärtlichkeit als sie sonst zu zeigen pflegte, umarmte Hortense ihren Sohn und hieß ihn dann freundlich sich zu Bette begeben.

2.

Der Antrag der polnischen provisorischen Regierung an den Prinzen, von welchem Oberst Parquin diesem gesprochen hatte, beschäftigte sowohl die Königin Hortense als den Prinzen Ludwig selbst auf das angelegentlichste. Hortensens mütterlicher Stolz und Zärtlichkeit waren in gleicher Weise von dem ehrenden Anerbieten angeregt, welches ihrem Sohne gemacht worden war. Ihre Theilnahme für das unglückliche polnische Volk befürwortete mächtig den Plan, welchen der Reichstag und die Clubbisten in Warschau nach Angabe des Doktor Wolfson energisch gutgeheißen haben sollten. Allein die Königin war eine geistvolle Frau und und ruhige Denkerin, allzu sehr gereift in der Schule des Lebens und des Unglücks, um sich sanguinischen Hoffnungen und Illusionen hinzugeben. Sie war über jenen Zeitpunkt des Lebens hinaus, wo man nur auf die Logik der Leidenschaften horcht, und verleugnete auch hierin in keiner Weise jenen besonnenen staatsmännischen Blick, welchen schon der große Kaiser an ihr so sehr gerühmt hatte. Sobald sie daher von Frau Parquin erfahren, um was es sich für ihren Sohn handle, so hatte sie an mehrere bewährte Freunde, hochgestellte Männer, geschrieben und dieselben um ihren Rath in der fraglichen Angelegenheit gebeten. Und während Prinz Ludwig mit Ungeduld der Ankunft der in Aussicht gestellten polnischen Deputation entgegensah, hatte die Königin nur den Einen Wunsch, die Deputation nicht eher ankommen zu sehen, als bis sie Antwort auf die verschiedenen Anfragen habe. Mittlerweile aber hatte sich der Prinz kopfüber in Studien über Polens Geschichte und Geographie geworfen, und wich Tag und Nacht nicht von seinem Schreibtische, welcher mit Broschüren, Landkarten, Geschichtswerken und literarischem Material aller Art bedeckt war. Er, der niemals müßig ging, schien in diesen Tagen von einem wahrhaft fieberischen Arbeitsdrang erfaßt, welche seine Mutter einerseits mit Freude, andererseits mit Besorgniß erfüllte, denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß diese Anstrengung den Prinzen, dessen Gesundheit noch nicht völlig wiederhergestellt war, beinahe aufreiben müsse. Sie bat sogar den Obersten Parquin, ihrem Sohne abmahnende Vorstel-

lungen deßhalb zu machen, aber dieser lächelte in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise und sagte: „Ah, bitte, Majestät, lassen Sie den Prinzen gewähren! Derartige Anstrengungen schaden ihm nicht, denn geruhen Sie mir zu glauben, der Prinz hat eine eiserne Konstitution; alles an ihm ist wohltemperirter Stahl, wie an einem guten Fleuret. Bei seiner unbeugsamen Willenskraft überwindet sein Geist und seine Leidenschaft alle Anstrengungen des Körpers. Und dann, Majestät, dürfen wir ja nicht vergessen, daß die Anstrengungen, welchen der Prinz sich jetzt hingibt, in jeder Hinsicht nur Vorbereitungen auf den ernsten Beruf sind, welchem er entgegen geht — sey es an der Spitze des heldenmüthigen polnischen Heers, sey es in seinem spätern Leben. Ich kenne ja das Leben im Felde, Majestät! ich weiß, welche Anforderungen es schon an den einzelnen Offizier macht; nun geruhen Sie zu bedenken, um wie viel höher die Anforderungen sind, welche die Stellung eines Kommandirenden an den Prinzen machen wird, der ja von je her den Ehrgeiz gehabt hat, jeder Anforderung an ihn zu genügen!"

— „Ah, Sie mögen Recht haben, lieber Oberst, aber darin liegt für mich kein Trost," erwiderte die Königin. „Ich kann mich der furchtbaren Erinnerungen an den jüngsten Frühling in Italien nicht entschlagen, wo mein Mutterherz beinahe zerrissen ward von der Sorge, zwei meiner Söhne im Felde stehen zu sehen. Louis ist im Grunde doch noch allzu jung für einen solch verantwortlichen Posten."

„Sie unterschätzen die Fähigkeiten des Prinzen, Majestät," sagte Parquin lebhaft. „Der Prinz ist beinahe genau in dem Alter, in welchem der große Kaiser den Oberbefehl in Italien übernahm, und Eure Majestät wird mir zugeben, daß der an ihn herantretende Ruf den Prinzen in jeder Hinsicht besser vorbereitet findet, als sein großer Oheim war. Geruhen Eure Majestät nur zu bedenken, um wie viel gebildeter der Prinz ist, als der glorreiche Kaiser war, und wie unschätzbar hoch die Zauberkraft zu werthen ist, welche sich an seinen Namen knüpft!"

— „Aber der Kaiser war ein Genie, wie es die Geschichte nur selten aufweist, lieber Parquin!"

„Zugegeben, Majestät, aber der Prinz ist ein Talent, das an

das Genie grenzt und unsere kühnsten Hoffnungen übertreffen wird, wie Eure Majestät und ich hoffentlich noch erleben werden!"

— Sie sind ein Schmeichler, lieber Parquin! Sie verderben mir den Prinzen durch diese hohe Meinung von seiner Befähigung!" sagte die Königin lächelnd. „Ihre treue Ergebenheit und Ihr Wohlwollen verblenden Sie!"

— „Keineswegs, Majestät, ich bin nur gerecht und zuverlässig," erwiderte der Oberst und zog die schöne Hand der Königin ehrerbietig an seine Lippen. „Was wollen Sie auch, meine Fürstin? Sollte ich denn dem Manne nicht vollauf vertrauen, welcher der Mittelpunkt und Leitstern aller unserer Hoffnungen ist?"

„Nun ja, lieber Oberst, aber wenn ich bedenke, welch unglücklichen Ausgang jene Schilderhebung in Italien genommen hat!"

— „Bah, Eure Majestät würde den Polen Unrecht thun, wenn Sie ein solch ritterliches, kriegerisches, opfermuthiges Volk wie das polnische mit den hirnverbrannten und großsprecherischen Italienern der Gegenwart vergleichen wollten! Ah, meiner Treu, Majestät, blickt nicht ganz Europa bewundernd auf den heldenmüthigen Kampf, welche jene Handvoll Polen gegen den gewaltigen russischen Koloß unternommen und seither mit überraschendem Erfolge bestanden hat?"

„Allerdings, Oberst," erwiderte die Königin mit einem leichten Seufzer; „aber in Ihren Worten selbst liegt eine düstere Prophezeiung für die Polen: eine Handvoll gegen einen Koloß, lieber Parquin. Und dann, das russische Heer und die russischen Generäle, die wir doch über die österreichischen und päpstlichen und diejenigen der italienischen Staaten stellen dürfen, und dazu die offenbar feindselige Haltung der Mächte Preußen und Oesterreich gegen Polen!"

— „Zugegeben, Majestät! allein hält nicht anderseits die Theilnahme von ganz Europa, ja der ganzen gebildeten Welt für das kühne Volk an der Weichsel, welches das russische Joch abgeworfen hat, der Abgunst der beiden Kabinete die Spitze. Wie wenig wird es bedürfen, um ganz Europa zur offenen Unterstützung zu entflammen, wenn erst wieder ein Name von dem Zauberklang eines Napoleoniden an der Spitze desjenigen Volkes steht, welchem

aus allen Ländern Europa's die reichsten Spenden zugehen, damit es seinen Kampf gegen den russischen Koloß fortsetze?"

„Mein lieber Parquin, ich fürchte Sie sind vor lauter Theilnahme und Enthusiasmus für die Polen und für die weltgeschichtliche Mission der Napoleoniden ein Bißchen Ideolog," sagte Hortense mit einem leichten Seufzer. „Ich fühle weit nüchterner und skeptischer als Sie, Oberst. Wo war denn die Begeisterung für die Napoleoniden in Frankreich, als man Karl X. verjagte und den Herzog von Orleans auf den Thron berief? Wo regte sich eine Hand für die Italiener und ihre Befreiung, obschon meine beiden Söhne unter den Kämpfern für Italiens Einheit und Freiheit waren? Man muß, fürchte ich, wohl unterscheiden zwischen den idealen Wünschen, welche die sogenannte öffentliche Meinung bilden, und dem Muthe, welcher energische Thaten gebiert zur Unterstützung einer Sache. Ich möchte mich überreden, daß unsere Zeit noch nicht gekommen ist, lieber Parquin! Die Völker müssen erst leidenschaftsloser erkennen, was der Kaiser für sie in seinen guten Tagen thun wollte und gethan hat, ehe ihm die Lügen seiner Minister und die Sorge für Befestigung seiner Dynastie den Blick trübten und ihn zu Handlungen hinrissen, durch welche er — wie ich mir niemals verhehlt habe — sich selbst am meisten schadete!"

— Mag seyn, Majestät, aber Sie werden nicht verkennen, daß es ja ein Lieblingsgedanke des großen Kaisers war, ein selbstständiges Polen wieder herzustellen, und daß dazu niemand berufener ist, als der Erbe seines Namens und seiner glorreichen Erinnerungen! Ist daher der Prinz für die polnische Sache gewonnen und an die Spitze der in Waffen stehenden Nation getreten . . . ."

„So fordert er vielleicht den Haß und die Verfolgung der Mächte der heiligen Allianz heraus, welche die schmachvollen Verträge von 1815 zu Stande gebracht haben, lieber Parquin!" fiel ihm Königin Hortense schnell in's Wort. „Ist nicht weit eher zu befürchten, daß die Kabinete Europa's sich trotz aller Meinungs-Verschiedenheiten und Interessen doch in diesem einen Stücke einigen, keinen Napoleoniden mehr aufkommen zu lassen, damit er die Erinnerungen der glorreichen Kaiserzeit und das Gespenst jenes ge-

waltigen Genius nicht wieder erwecke, vor welchem einst die Dynastengeschlechter insgesamt gezittert haben?! — Ah, glauben Sie mir, mein lieber Parquin, ich bin wegen dieser Polendeputation in einer furchtbaren Aufregung und einem unsäglichen innern Zwiespalt. Mit dem Stolz und den heiligsten Wünschen des Mutterherzens kämpft der Zweifel der welterfahrenen Frau, die sich zwar keinerlei politisches Urtheil anmaßt, aber doch einst hoch genug stand, um freier als Andere und weiter zu blicken und den Grund mancher Dinge kennen zu lernen! Ich fühle deutlich, daß wenn Louis sich für jene Stellung entscheidet, ich ihn nur mit der schmerzlichsten Besorgniß werde in's Feld ziehen sehen, dann bedenken Sie, lieber Oberst, Er allein unter diesem leidenschaftlichen fremden Volke, dessen Sprache er nicht einmal versteht, und angesichts des nordischen Winters!"

— Der Prinz wird nicht allein seyn, Majestät," erwiderte Parquin lebhaft und tröstend. „Außer mir werden noch einige erprobte Offiziere der großen Armee ihn begleiten und über seine Sicherheit wachen. Ich habe dem Doktor Wolffon bereits mein Wort hierauf gegeben!"

„Sie sind ein Freund, ein wirklicher treubewährter Freund, Parquin! Dank, tausend Dank, mein lieber Oberst! Das ist wenigstens Ein Tropfen Honig in den gallichten Kelch!" — —

* *
*

Noch am selben Tage traf ein Brief von einem Freund in Konstanz ein, welcher die Königin benachrichtigte, daß die drei Herren von der polnischen Deputation angekommen seyen, und sich die Ehre erbäten, am folgenden Morgen der Königin und dem Prinzen vorgestellt zu werden. Hortense entließ den Boten mit dem Bescheide, daß die Deputation auf den beeifertsten und auszeichnendsten Empfang rechnen dürfe. Aber es kostete sie Mühe, nun ruhig und gefaßt zu erscheinen, wo die Entscheidung so dicht an sie herantrat, und sie verweilte wohl eine halbe Stunde in ihrem kleinen Privatkabinet in der Beletage, bevor sie sich hinreichend gefaßt hatte, um in das Nebengebäude hinüber zu gehen

und dem Prinzen die Nachricht zu überbringen, welche er schon seit mehreren Tagen mit solcher Ungeduld erwartete.

Es war bereits spät am Nachmittage. Die weiche goldene Septembersonne lagerte mit zauberischem Lichte über der Landschaft, und umwob das einsame Schlößchen am Rande des Plateau zwischen seinen Bäumen mit einem magischen Duft. Drunten glänzte der See, drüben nach Südost blauten duftig die Alpen, der Wald prangte in der Vollkraft seines üppigen Laubschmuckes. Es war einer jener herrlichen Tage des scheidenden Sommers, welche die Seele des fühlenden Menschen mit einem unbeschreiblichen Vollgefühl von Lebensdrang und Behagen erfüllen und doch wiederum eine vage Sehnsucht nach einem unbestimmten größern Ziel anregen.

Der Prinz hatte von all' dieser Pracht nichts bemerkt, die vor seinen Fenstern sich entfaltete. Er saß im Nebengebäude an seinem Schreibtische vor den Büchern und Landkarten und studirte eifrig die Konfiguration der polnischen Ebenen mit ihren Wäldern und Sümpfen. Stecknadeln mit kleinen Fähnchen in Weißroth und Schwarzgelbweiß bezeichneten auf der großen Spezialkarte von Polen die augenblickliche Stellung der feindlich sich gegenüberstehenden Heere, wie sie der Prinz so eben aus den Zeitungen entnommen, welche der Bote gebracht hatte. Der Prinz selbst überschaute nachdenklich diese Stellungen mit dem prüfenden Blicke des Taktikers, als ihn ein wiederholtes Pochen an der Thür aus seinen Sinnen aufschreckte, und er heftig sein „Entrez!" rief. „Ah, Sie sind es, Peter?" fragte er dann milde, als er den Landmann erkannte, welcher zuweilen als Taglöhner im Garten half; „was bringen Sie?"

— „Verzeihen der Herr Prinz, wann i ebba es Bitzeli ungeschickt komm'!" versetzte Peter mit halb verlegenem Lächeln in seinem naiven gutturalen allemannischen Deutsch und drehte linkisch seinen alten Strohhut in der Hand; „aber ich habe eben eine Commission zu besorgen, wann's der gnädige Herr nicht übel nimmt!"

„Eine Commission für mich, Peter? und von wem denn?"

Peter nickte stumm, lächelte pfiffig und sah sich forschend um,

bevor er erwiderte: „Es isch ebba a Briefli, gnädiger Herr, und von Wem, das werden der Herr Prinz schon wissen!"

„Laß sehen! Ah!" flüsterte er, als er das zierliche duftende Billet ohne Aufschrift aus der Hand des Tagelöhners nahm und öffnete. „Von ihr? Armes Ding! Ja es ist wahr, ich habe sie in den letzten Tagen schnöde vergessen, trotz des freundlichen Empfangs!" setzte er französisch hinzu und warf einen flüchtigen Blick auf das halbverwelkte Sträußchen, das in einem Trinkglas auf dem Aufsatz seines Schreibtischs stand, — eine verwelkte Rose, ein Lorbeerreis und ein halbverschrumpfter Palmenwedel. „Hier, mein Mann; ich danke Euch!" fuhr er Deutsch fort und drückte dem Tagelöhner ein Geldstück in die Hand. Dieser nickte mit unbeholfener Freundlichkeit, blieb aber stehen. „Nun, habt Ihr sonst noch einen Auftrag, Peter?" fragte der Prinz.

— Wohl, wohl, gnädiger Herr," versetzte Peter. „Die Sach' isch die, die Mamsell wartet ebben auf eine Antwort. Der Herr Prinz haben ja das Briefchen noch nicht gelesen."

„Ach ja, Peter; das ist wahr!" Und er überflog die einen zierlichen Schriftzüge. „Wartet die Dame noch auf die Antwort?" Peter nickte. „Wohlan, so sagt ihr, ich erwarte sie um die Dämmerung bei dem großen Nußbaum am Wäldchen!

— „Sehr wohl, gnädiger Herr! ich werd's der Mamsell ebben bestellen . . ."

„Aber Ihr werdet schweigen, Alter, hört Ihr?"

— Oh, keine Seel' soll etwas erfahren, Prinz! Ihr wisset ja, für Euch ginge ich ebba durch's Feuer!" versetzte der Mann schmunzelnd und ging hinaus.

Der Tagelöhner war kaum um die Ecke der Stallungen gebogen, als die Königin in einen Shawl gehüllt aus dem Schlößchen trat und sich nach den Zimmern des Prinzen begab, welchen sie noch in tiefem Sinnen und Träumen über dem Inhalt des Briefchens überraschte, das er rasch in seiner Busentasche verbarg, als er die Thüre gehen hörte; aber eine leichte Röthe überflog doch sein bleiches Gesicht, als ihn die Mutter mit dem Sträußchen im Glase und in der Hand überraschte, welchem er so eben frisches

Wasser gereicht hatte. Hortense heftete einen flüchtigen Blick auf ihren Sohn; dann aber lächelte sie unbefangen.

„Ah, Du hast das kleine Bouquet von Mademoiselle Hedwig in der Hand und suchst es zu deuten, mein Sohn?“ hub die Königin an. „Ja, man muß immer die Dornen kosten, ehe man die Rosen der Freude und die Palme der Geduld und den Lorbeer des Sieges erntet! Und diese dunkle Rose bedeutet nicht nur Liebe und Freude, mein Louis; sie bedeutet auch — Blut!“ setzte sie mit einem leisen Beben ihrer volltönigen Stimme hinzu.

— „Es gibt keinen unblutigen Lorbeer, Maman, als denjenigen des Gelehrten,“ versetzte der Prinz.

„Und doch studirt mein Louis nicht diese Karten und Bücher über Polen, um den unblutigen Lorbeer des Mannes der Wissenschaft zu ambiren! — Du folgst mit Interesse den Wechselfällen des gegenwärtigen Krieges!“

— „Und wie sollt' ich nicht, beste Maman? Sie wissen ja, wozu man mich ausersehen hat!“

„Leider — man bedroht mich mit einer Trennung von Dir — vielleicht für immer, mein Louis!“

— „Ah, par exemple, ma chère maman! wer könnte das wagen?“ rief der Prinz lebhaft. „Ich möchte doch denjenigen sehen, welcher im Stande wäre, mich von meiner geliebten Mutter hinwegzureißen! Wer soll dieß seyn?“

„Du selbst, mein Sohn! Dein Ehrgeiz, Dein Streben nach Ruhm, Deine weltgeschichtliche Bestimmung,“ versetzte die Königin mit einer Mischung von mütterlichem Stolz und Rührung, und ihr großes geistvolles Auge schwamm in einem feuchten Glanze.

— „Wie soll ich dieß verstehen, Maman? Was hat sich zugetragen?“

„Die polnische Deputation wird morgen hieher kommen, mein Sohn, und hat einen Kurier vorausgeschickt, um sich anmelden zu lassen. Der Mann hat dieses Schreiben hier überbracht, das ich beinahe nur mit Zittern in Deine Hände lege, mein Louis, denn ich fühle, daß es der Vorbote unserer Trennung, — einer Trennung vielleicht auf Lebenszeit — ist.“

— „Und weßhalb denn auf Lebenszeit, beste Mama?“ fragte der Prinz erstaunt; „wenn ich dem Ruf entspreche, welcher an mich ergeht, wenn mein Name an der Spitze des Befreiungskampfes jener kleinen aber heldenmüthigen Nation die Theilnahme des ganzen gebildeten Europa für Polen zu den Waffen ruft, werden Sie mich dann nicht bald wieder sehen, geschmückt mit dem Lorbeer des Siegers, als den Wiederbringer des Ruhms der Napoleoniden, den Wiederhersteller der gerechten Ansprüche unserer Familie, die Geschicke Europa's zu lenken? Werden Sie dann nicht berufen seyn, theure Maman, mir mit Ihrer Erfahrung und Umsicht und Ihrem weisen Rathe zur Seite zu stehen?“

— „Oh, mein Louis, mein einziger Sohn!“ rief die Königin bewegt, legte beide Hände auf die Schultern des Prinzen und blickte ihm mit einem unbeschreiblich innigen Ausdruck in die Augen. „Es ist das schöne Vorrecht der Jugend, sanguinisch zu seyn und das Höchste kühn zu hoffen. Allein wenn ein Menschenalter von Enttäuschungen, Leiden, Kämpfen, zertrümmerten Hoffnungen an der Seele vorübergezogen ist, dann sind Furcht und Zweifel in unserem Geiste stärker als Hoffnungen und Träume, und jeder Aufschwung der Einbildungskraft erlahmt bei der Erinnerung an erlebte Desillusionen. So schlägt mein Herz einerseits hoch bei dem Gedanken, daß das Schicksal seinen Ruf an Dich ergehen läßt, und doch bebt zugleich meine Seele vor Angst, wenn ich die Trennung von Dir voraussehe. Du freilich stürmest der neuen Bestimmung mit trunkener Freude und vollem Glauben an den Sieg entgegen, mein Sohn, die Brust geschwellt von freudigem Selbstgefühl über die Auszeichnung, welche Dir zu Theil geworden. Aber Du hast es nicht miterlebt, wie ich, mein Louis, wie eines der schönsten Heere, welche die Welt jemals gesehen, unter der persönlichen Führung des größten Feldherrn aller Zeiten, an dem zähen Widerstande des russischen Kolosses zerschellte, mit dem sich die Natur selbst zu verbinden schien, — Du hast den furchtbaren Anblick nicht gehabt, wie die zerworfenen Trümmer jenes Heeres im jämmerlichsten Zustande wieder zurückkamen und nicht graphisch genug zu berichten wußten von den Schrecken, welche der nordische Winter und die zahllosen Schaaren wilder asiatischer Nomaden,

die man gegen den auswärtigen Feind herbeigerufen, selbst den tapfersten und kriegsgeübtesten Soldaten bereitet hatten! Rußland siegte damals, obschon ganz Europa gegen dasselbe unter Waffen stand, und der Kaiser mußte bekennen: das Herz des russischen Reiches sey nicht die Seite, wo man den Hebel einsetzen müsse, um den nordischen Koloß zu stürzen. Und wer steht heutzutage gegen Rußland, mein Sohn? Niemand als die kleine polnische Nation, welche allerdings mit dem Muthe der Verzweiflung und der Tapferkeit von Helden kämpft, aber bald keine neuen Kämpfer mehr in die Schlachten zu führen haben wird gegen die ewig neuen Armeen, welche der Zar ihnen entgegen zu werfen im Stande ist! . . ."

— „Maman, die Polen haben noch einen unschätzbaren gewaltigen Verbündeten: das Recht, Maman, und die Freiheit und die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt!" rief der Prinz lebhaft. „Wo ist ein Männerherz dermalen in der civilisirten Menschheit, welches nicht fühlte, daß gegenwärtig dort an der Weichsel nicht um Polens Unabhängigkeit allein, sondern um die Freiheit aller Völker gekämpft wird?!"

„Ganz Recht, mein Sohn, und eben weil es ein Prinzipienkampf ist, ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Despotie und Freiheit, eben darum fürchte ich, daß Polen dießmal nicht siegen wird," entgegnete Hortense mit einem tiefen Seufzer. „Der Kampf, von beiden Seiten mit verzweiflungsvoller Erbitterung geführt, wird zu Gunsten der Uebermacht enden. Die Theilnahme der Einzelnen in allen Ländern für das heldenmüthige Polen ist nur eine Velleität, seit die alten legitimen Herrscher auf den Thronen und ihre Diplomaten begriffen haben, um welches Ziel und Preis eigentlich in Polen gekämpft wird. Die Fürsten Europa's werden alle zu Rußland stehen, dem die schmachvollen Verträge von 1815 die Weltherrschaft übertragen haben, als Preis für den Sturz der Napoleoniden und des Kaiserreichs, das die von der Revolution geborenen Ideen der Neuzeit repräsentirte, während Rußland die Thatsache, die Verkörperung des alten Absolutismus und der unumschränkten Despotie ist. Glaube mir, mein Lieber, Gewalt ging von je her vor Recht. Nesselrode und Talleyrand und Metternich

haben dieß ebenfalls gewußt und darum das Schwert Europa's in die Hände Rußlands gelegt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß kein Fürst Europa's jemals zulassen wird, daß die Sympathie seiner Unterthanen für Polen eine politische Macht erlange, denn jeder sieht in Polens Befreiung die permanente Incarnation der Revolution, des Gespenstes, welches Tag und Nacht die bösen Gewissen der legitimen Gewalthaber schreckt. Kein Fürst wird auch nur eine diplomatische Verwendung zu Gunsten Polens nach St. Petersburg senden, geschweige denn Einen Soldaten zu Gunsten der polnischen Erhebung marschiren lassen!"

— „Aber die Völker, Maman, die Völker werden die Fürsten dazu drängen!" rief der Prinz lebhaft und begeistert. „Ich rechne auf Frankreich, liebe Mutter, das von jeher sich den ‚Franzosen des Nordens,' den Polen, stammverwandt fühlte!"

„Mit nichten, mein Sohn, das heutige Frankreich, zerklüftet von Parteien, uneins in sich selbst und unfertig im Innern, wird sich nicht über eine bloße mündliche Theilnahme für Polen erheben!"

— „Aber die Kammern werden ihre Stimme laut erheben und der sogenannte Bürgerkönig wird um seiner eigenen Sicherheit willen zugeben müssen, daß die Sympathieen von Heer und Bürgerthum einen reellen Ausdruck finden!"

Königin Hortense schüttelte wehmüthig das Haupt. „Von diesem schlauen, habsüchtigen, engherzigen Orleans erwarte ich nichts, mein Sohn! er ist zu feig, um ein König des Volks, zu klug, um der alleinstehende Feind Rußlands zu sein, zu hinterlistig, um der Stimme des Volkes für die Polen in den Kammern Ausdruck geben zu lassen! Ihm zum Trotze möchte ich Dich schon an der Spitze der Polen stehen sehen, mein Louis, um den Franzosen zu zeigen, daß der große Kaiser die Befreiung der Nationalitäten nicht umsonst auf sein Banner geschrieben hat und daß wir alle stündlich bereit sind, die Ideen des großen Napoleon praktisch zu verwirklichen . . . ."

— „Glauben Sie mir, liebe Mutter, daß wenn mein Name identificirt ist mit der Sache Polens, mit der Sache der Freiheit, der Julithron unter jenem Orleans wanken wird!" sagte der Prinz zuversichtlich. „Alle meine Freunde sagen und schreiben mir das!"

„Jugendliche Träume und Illusionen, mein Sohn!" versetzte

die Königin mit ernstem wehmüthigem Lächeln. „Ich zweifle nicht, daß es Tausende freudig bewegen wird, wenn sie Dich als Diktator oder Kronfeldherr Polens sehen. Aber das wird für den abgefeimten Bürgerkönig nur eine Mahnung mehr sein, neue Intriguen im Rathe der Fürsten gegen uns Napoleoniden in Scene zu setzen und die schändliche Polizei der ganzen heiligen Allianz hinter uns her zu hetzen. Jetzt hat er uns durch den schmachvollen Kammerbeschluß, der die Konfiskation unserer Besitzungen in Frankreich und unsere Verbannung aus demselben von Neuem bestätigt, arm und heimathlos gemacht. Dann aber wird er uns auch ehrlos zu machen suchen und vogelfrei, und es wird uns kein Asyl mehr bleiben, als der Schutz des Papstes, welchen Du leider verscherzt hast, mein lieber Sohn, als Du und Dein Bruder euch durch verkappte Agenten der heiligen Allianz hinreißen ließet, für die Sache der Freiheit und Einigkeit Italiens zum Degen zu greifen. Und wer weiß," fuhr sie wehmüthig fort, und ließ die Arme schlaff sinken, — „wer weiß, ob nicht ein ähnlicher Versuch, Dich in ein gefährliches Spiel zu verwickeln, auch dießmal beabsichtigt wird mit dem Ruf, der an Dich erging? Es hat unter dem ehrgeizigen Volke der Polen zu keiner Zeit an Elenden gefehlt, welche um Gold und Ehre die Sache ihres Vaterlandes und ihrer Nation verriethen. Man munkelt auch bereits wieder von den Unterströmungen einer Gegenrevolution in Polen, welche von russischem Gold und Versprechungen angezettelt worden sein soll!"

Die Königin ließ sich in einen Sessel am Schreibtisch des Prinzen gleiten, und Louis zögerte, das Schreiben zu erbrechen, welches er noch immer in der Hand hielt.

Der Prinz kannte zur Genüge den politischen Scharfsinn und die tiefe Einsicht der Königin in die Pläne der Diplomatie; er hatte schon zu oft die Richtigkeit ihrer Prophezeihungen erprobt. Aber er war jung, thatendurstig — die Aussicht auf einen Wirkungskreis als Soldat im Felde lockte ihn; kein Wunder daher, daß er sich in einem peinlichen innern Zwiespalt befand.

„Fürwahr, Maman, ich erkenne Sie kaum wieder," entgegnete der Prinz nach einer Weile, während er in sichtlicher Bewegung die Königin betrachtet hatte. „Sie, die sonst so ruhig und klar,

so voll Muth und Hoffnung, voll Spannkraft und Scharfblick sind, sehen heute nur trübe und angstvoll in die Zukunft!"

— „Kann Dich dieß wundern, mein Louis?" fragte die Königin, welche, das Haupt auf die Rechte und diese auf den Schreibtisch gestützt, zu dem Prinzen aufblickte. „Hast Du Dir schon gleich mir beide Seiten der Medaille vergegenwärtigt und alle möglichen Folgen erwogen? Hast Du bedacht, daß wenn die polnische Sache jemals siegen sollte, und dann das Signal zu einer allgemeinen Erhebung aller Völker Europa's, zu einem allgemeinen Kampfe um republikanische Institutionen würde, das Geschick Dich jedenfalls auf Jahre in den wildesten Strudel der Gährung hineinreißen müßte? Oder willst Du in Abrede ziehen, mein Sohn, daß wenn die polnische Sache unterliegt und der Freiheitskampf, welcher nun schon seit neun Monaten mit aller Erbitterung geführt wird, durch die russische Uebermacht zertreten wird, so lange Du an der Spitze stehst, — daß alsdann Deine Person und Dein Name geächtet sein und Dir in ganz Europa kein Staat mehr ein Asyl zu geben wagen wird? Kannst Du Dir verhehlen, mein Sohn, daß wie Dir als Sieger Europa zujauchzen wird, Dein Fiasco als Heerführer Dir Zeitlebens die Schmach und den Fluch der Lächerlichkeit anhängen würde?"

„Einerlei, Maman! Die Welt glaubt auch nicht an unversuchte Tugenden," erwiderte der Prinz düster und gedankenvoll und biß sich auf die Lippen. „Ein junger Mann von 24 Jahren darf eher sich irren, als eine Schlafmütze sein und sich verkriechen. Er muß sich in den Vordergrund drängen, auf ein weithin sichtbares Piedestal stellen, von sich reden machen, und wo wäre eine bessere Gelegenheit dazu vorhanden, als gerade dieser populärste aller Freiheitskriege, dieser Kampf gegen die Hauptstütze der Despotie, auf welchen die Augen von ganz Europa, zwischen Hoffnung und Furcht getheilt, gerichtet sind? — Indessen ist ja noch nichts Bestimmtes abgemacht, noch kein direkter Ruf an mich ergangen; noch kann ich prüfen und abwägen, meine Entscheidung von Umständen abhängig machen, die wir jetzt nicht zu ermessen im Stande sind. Jedenfalls müssen wir erst erfahren, was uns die Deputation bringen wird, und uns mit diesem Schreiben bekannt machen!"

Damit erbrach er entschlossen das Siegel des Briefs und überflog dessen Inhalt mit einer ruhigen ernsten Miene, in welcher die forschenden Blicke der Königin Hortense vergebens die eigentlichen Eindrücke zu ermitteln versuchten, welche die Zuschrift auf den Prinzen hervorbrachte.

— „Es ist die Kopie einer Adresse, welche mir die Deputation morgen übergeben wird, liebe Maman," sprach er dann mit einem staunenswerthen Gleichmuthe. „Willst Du sie nicht lesen?"

„Später, später, mein Sohn," sagte die Königin ablehnend; „mich drängt es in diesem Momente nur zu wissen, welchen Eindruck sie auf Dich macht!"

— „Sie gibt mir Stoff zum Nachdenken, beste Maman, denn sie kommt nicht, wie jener Doktor Wolffson unserem Freunde Parquin versicherte, von der National-Regierung, sondern von einigen Generalen der Armee, um mich einzuladen, für das Wohl Polens dasjenige zu thun, was ich schon für die Unabhängigkeit Italiens gethan habe, und in den Reihen der polnischen Patrioten zu kämpfen."

„Und vom Oberbefehl, der an Dich übertragen werden soll, ist keine Rede, mein Sohn?" fragte die Königin rasch aufstehend.

— „O doch, Maman, doch, aber nur in verblümter Weise. Die Generale Graf Plater, Kniazewicz u. A. scheinen nicht ganz sicher zu seyn, daß sie im Namen und Sinne der Nation sprechen, denn die betreffende Stelle, welche vom Oberbefehl handelt, lautet folgendermaßen: ‚Wem könnte die Leitung unseres Unternehmens besser anvertraut werden, als dem Neffen des größten Feldherrn aller Jahrhunderte? Wenn ein junger Bonaparte, die dreifarbige Fahne in der Hand, auf unseren Schlachtfeldern erschiene, so würde dieß einen moralischen Eindruck von unberechenbaren Folgen hervorbringen. Kommen Sie also, junger Held, Hoffnung unseres Vaterlandes; vertrauen Sie den Wogen, die Ihren Namen kennen werden, das Glück Cäsars und — was noch höher gilt — die Geschicke der Freiheit an! Der Dank Ihrer Waffenbrüder und die Bewunderung des Weltalls sind Ihnen gewiß!' — Sie werden zugeben, beste Maman, daß diese Phrasen sehr diplomatisch lauten."

— „Sie sind wenigstens sehr vorsichtig und besonnen genug abgefaßt, um keinerlei Verpflichtung zu erhalten,“ erwiderte die Königin. „Und was wirst Du nun thun, mein Sohn?“

„Ueberlegen, erwägen, abwarten, liebe Maman. Das Schreiben ist vom 28. August aus Warschau datirt, und die Zeitungen melden von Zwistigkeiten unter den polnischen Heerführern. Krukowiezki hat den General Dembinski abgesetzt und den alten General Malachowski an seine Stelle gesetzt, Ostrowski der Befehlshaber der Nationalgarde soll nach den Zeitungen abgetreten seyn, — jedenfalls gilt es, von der Deputation noch Näheres über die Stellung der verschiedenen Parteien zu erfahren, und so wollen wir erst abwarten, welchen Eindruck die mündlichen Kommentare der Deputation machen werden. Ich werde mir nach gewohnter Weise die Sache auf einem einfachen Spaziergang durch den Wald überlegen,“ fügte er hinzu und steckte den Brief ruhig in die Tasche.

— „Ich danke Dir, mein Lieber, für diese beruhigende Erklärung,“ sprach die Königin ihm die Hand reichend. „Ich sehe, mein lieber Louis ist nicht unzugänglich für die Forderungen der Klugheit und Vorsicht.“

„Niemals, meine theure Mutter! ich fühle die volle Verantwortung, welche das Schicksal auf meine Schultern gelegt hat,“ erwiderte er und küßte der Königin die Hand.

Einige Minuten später verließ er seine Zimmer; die Dämmerung begann sich bereits über die wunderschöne Landschaft herabzusenken und ein kühler Wind zog der kommenden Nacht vorauf. Aber wie ruhig und gefaßt der Prinz auch zu erscheinen versucht hatte, innerlich war er es doch nicht so ganz, denn anstatt sich zu dem Stelldichein zu begeben, durchschritt er erst lange die paar Pfade des kleinen Gehölzes von Arenenberg und blieb endlich unter einer alten Linde stehen, die am äußersten östlichen Rande des Plateau ihre weite Krone ausbreitete. Hier lehnte er lange mit verschränkten Armen in jener Stellung, welche aus den vielen Porträts und Bildern seines großen Oheims so bekannt ist, und gab seinen Gedanken Audienz.

Plötzlich aber raffte er sich auf und schlug sich mit der Hand vor die Stirne, denn er erinnerte sich, daß er erwartet werde.

„Meiner Treu," murmelte er, „ich entsinne mich nicht umsonst, daß ich vor Allem Franzose bin, — die französische Galanterie und Courtoisie erfordert, daß man Damen nicht warten lasse!" und mit raschen Schritten durcheilte er das Gehölz und schritt durch das Feld in der Richtung des Schlosses Eugensberg davon, das südwestlich von Arenenberg auf einer Hügelwelle liegt. —

Ungefähr auf halbem Wege zwischen den beiden Besitzungen lag zu jener Zeit ein kleines Wäldchen, welches noch in den Bereich des Gutes Eugensberg gehörte. Auf dem östlichen Saume desselben stand ein gewaltiger Nußbaum, und an dem Stamm desselben lehnte eine jugendliche Frauengestalt in erwartungsvoller Haltung. Es war eine reizende Brünette, dunkel von Auge und Haar, mit schönen regelmäßigen Zügen und einem frischen blühenden Teint; der Wuchs schlank und doch voll Ebenmaß, Büste und Nacken tadellos modellirt, über die ganze Erscheinung ein unbeschreibliches Etwas von Grazie und Leidenschaft ausgegossen. Die großen schönen Augen verriethen allerdings mehr Empfindung als Geist, wie man es oft bei schönen Frauen wahrnimmt; aber sie schwammen in diesem Augenblicke in einem feuchten Glanze, welcher eigenthümlich beredt war. Furcht, Zweifel und Hoffnung, athemlose Spannung sprachen sich in diesen schönen Augen aus, und die ganze Gestalt bebte in erwartungsvoller Erregung. Die zitternden Hände lagen fest auf den hochwogenden Busen gedrückt, der voll peinlicher Unruhe beinahe zu zerspringen drohte, und die Lippen bebten.

„Barmherziger Gott, er kommt nicht!" lispelte sie beinahe unhörbar in jener bewußtlosen Weise des lauten Denkens, das uns in Augenblicken höchster geistiger Spannung und nervöser Erregung zuweilen beinahe unwillkürlich überkommt. „Peter versicherte mich doch, ihm mein Briefchen übergeben zu haben, und brachte den Bescheid, daß er kommen werde . . . . Wenn man mich hier träfe, in dieser Situation, um diese Stunde, ich wäre verloren! — Und doch konnte ich nicht anders, selbst auf die Gefahr hin, daß er mich verachte . . . . Herr des Lebens, wie mich fröstelt, wie der kalte Seewind mich durchschauert! Und er kommt immer noch nicht? . . . . Ich ringe mit einer Ohnmacht,

und die Nacht bricht an . . . es wird spät, man wird mich vermissen und aufsuchen, und wehe mir, wenn man mich hier findet. Und doch, doch kann ich nicht anders, denn meine ganze Seele hängt an ihm, seit er mir gestanden, was ich ihm bin! — O Gott, lieber sterben als ihn verlieren, ehe ich ihn noch besessen. . . .“

Die reizende jugendliche Gestalt war in sich zusammengesunken, und kämpfte mit aller Kraft des Willens, mit einer verzweiflungsvollen Energie gegen die Ohnmacht, die kalt und unvermeidlich sie zu beschleichen drohte. Das Auge schweifte noch immer bang und fieberisch in die Ferne; aber das Gefilde der kleinen Hochebene, die sich gegen den Arenenberg hinüberzog, in das wachsende Grau der Dämmerung gehüllt, war menschenleer. Da und dort glänzten aus irgend einem einsamen Bauernhäuschen Lichter herüber, aber das kühle Düster und tiefe Schweigen des Abends lagen über der Landschaft, graue Nebel stiegen am Horizonte auf, Heimchen zirpten scharf und metallisch in den anstoßenden Aeckern, und hie und da flatterte noch irgend ein Vogel scheu im Gezweige auf.

„Er liebt mich nicht, er hat mich vergessen,“ lispelte die Harrende tonlos. „Ach, er ward mir entrissen, als wir kaum einander gestanden hatten, wie viel wir uns seyen, und daß wir uns lange, lange geliebt, ehe wir noch einander es durch Blicke schüchtern anzudeuten gewagt hatten . . . . Oh, dieses qualvolle vergebliche Harren ist ein langsamer Tod . . . . und ich wollte, es wäre der Tod, denn lieber sterben, als erfahren müssen, daß er mich vergessen, er, dem ich so viel, dem ich alles . . . . Ah, es wird Nacht um mich . . . . ich . . . . ich . . . .“

Sie sank zurück und ihr Haupt fand eine rauhe Stütze an dem knorrigen Baumstamm, sonst wäre sie an die feuchte kalte Erde niedergesunken. Ihre Augen schlossen sich und die Besinnung wich einen Augenblick von ihr.

Eben jetzt ertönten eilige Schritte und rasches Athmen auf einem kleinen Pfade, welcher zur Rechten der Ohnmächtigen dem Saume des Waldes entlang führte, und eine Minute später erschien an den letzten Haselstauden auf dem äußersten Saume eine Männergestalt in einer dunkelgrauen Kapotte und einer militärischen

Interimsmütze, blieb wenige Schritte von der Bewußtlosen stehen und schaute sich um. Der gewaltige Stamm des Nußbaums verbarg ihm die am Boden kauernde Gestalt theilweise und es war unter der niedrigen breiten Krone schon so dunkel, daß man an der Erde wenig unterscheiden konnte.

Ein halblauter Ausruf der Enttäuschung entfuhr dem Ankömmling, und er murmelte in französischer Sprache: „Ah, verdammt! ich komme zu spät, sie hat mich vergebens erwartet! Ah, Grobian, der ich bin, ein solches Wesen umsonst warten zu lassen, eine solche Neigung dem Ehrgeiz zu opfern .... Arme Hedwig! auf diese Weise habe ich Deine Liebe verscherzt!"

Langsam bog er um die Haselbüsche und sprang über den kleinen Graben, welcher das Gehölze von den anstoßenden Aeckern trennte, und wollte in der Richtung davon schreiten, nach welcher die Harrende vorhin ausgeblickt hatte. Allein das Geräusch seines Sprunges, das Erzittern des Bodens hatten jene erschreckt, daß sie auffuhr und emporblickte .... Ihr Auge erkannte die vertraute Gestalt selbst in der ungewöhnlichen Verhüllung, die sich dämmernd vom Nachthimmel abzeichnete.

„Louis .... Louis! .... ich bin hier!" entrang sich ihren Lippen gepreßt wie ein gedämpfter Angstschrei.

— „Hedwig, meine süße geliebte Hedwig!" rief der Prinz, welchen unsere holden Leserinnen bereits in dem abendlichen Spaziergänger erkannt haben werden. Mit einem elastischen Sprunge war er drüben und umschlang die Wankende, Zitternde mit beiden Armen und drückte sie leidenschaftlich, ungestüm an sein Herz. „Ach, ich habe Dich warten lassen, mein Engel!" sprach er nach einem langen heißen Kusse auf ihre kalten schwellenden Lippen, die sich an die seinigen preßten, als wollten sie in diesem Kusse seine Seele trinken. „Du hast Schmerz gehabt um mich, meine Geliebte; oh vergib! aber meine Mutter war bei mir um einer Unterredung willen, die .... O nein, zürne mir nicht; ich ahne ja, was in Deiner Seele vorgehen mußte, während Du eine lange, lange Zeit vergeblich harrtest und an mir, meinem Kommen, meiner Liebe zweifeltest!"

— „Oh Herz!" war alles, was Hedwig zu äußern vermochte,

so furchtbar erschüttert und in ihrer Seele tiefsten Tiefen bewegt war sie. Ihr unbeschreiblich holdes reizendes Haupt sank auf seine Schulter, ihre Augen schlossen sich und ein krampfhaftes Zittern rieselte ihr durch alle Glieder.

„Hedwig! meine Geliebte! meine angebetete Hedwig!“ flüsterte der Prinz und seine Lippen suchten ihren schwellenden Mund, um sie gewissermaßen mit einem leidenschaftlichen Kusse wieder zu beleben. Und siehe da! es war eine elektrische Wirkung, als ihre Lippen sich zusammenfanden; ihre Arme schlangen sich um seinen Nacken, wie er sie so innig, fest an sich drückte, und Leben und Kraft und Muth schienen im Nu in diese zuvor so gebrochene Frauengestalt zurückzukehren.

„Oh Herz! oh mein Louis!“ waren die einzigen Worte, die sie fand; allein es lag darin eine Beredtsamkeit, eine Gewalt der Ueberzeugung, wie sie nicht in langen Reden zu Tage getreten wäre.

Und innig an einander geschmiegt, Mund an Mund, Brust an Brust, daß der Prinz den lauten Herzschlag Hedwig's deutlich zu hören wähnte, standen die beiden Liebenden eine lange Zeit stumm an den Baumstamm gelehnt, in jene Seligkeit versunken, welche nur die erste Liebe kennt und die ohne Worte, ohne Blicke mit mesmerischer Gewalt von Seele zu Seele hinüberzieht.

„Kannst Du mir vergeben, Hedwig, daß ich Dich durch mein Ausbleiben so sehr quälte?“ lispelte der Prinz.

— „Mein Geliebter, mein einziges Glück, ich habe Dich wieder — das ist das Einzige, was ich jetzt zu fühlen und zu denken vermag,“ erwiderte Hedwig in einem Tone, aus welchem ihre ganze Seele zu sprechen schien. „Ich habe Dich wieder nach langen Monaten einer Trennung, wo ich Tag für Tag mit einer wahren Agonie der Erwartung die Zeitungen durchflog, um Nachrichten von Dir zu erhalten! wo ich abwechselnd für Dich betete, weinte, mich freute, Dich bewunderte und für Dich zitterte . . . .“

„Mein edles, großes, geliebtes Herz!“ murmelte der Prinz unter heißen Küssen.

— „Und wo Du, ich wette, kaum ein einziges Mal an mich gedacht hast!“ fuhr Hedwig fort.

„Immer, immer, täglich, stündlich, mit jedem Pulsschag gedachte ich Deiner, mein angebetenes Herz!“

— „Nein, Louis, sag' das nicht; ich weiß wohl, daß es nicht so ist, nicht so seyn kann!“ sprach Hedwig leidenschaftlich. „Ich sah Dich auf der Bahn der Ehre und des Ehrgeizes, wo das Leben ganz andere Anforderungen an Dich stellte, — in dem hehren Beruf eines Streiters für die Freiheit einer der ersten und edelsten Nationen der Welt. Da waren Deine Gedanken von anderen Ideen erfüllt, Deine Empfindungen belebt von anderen Motiven und Bestrebungen. Es konnte ja nicht anders seyn. Du standest im Felde, Dir die ersten Lorbeeren zu verdienen; da gehörte Dein Geist der Politik. Ich hätte Jahre meines Lebens um einen Brief von Dir gegeben, aber ich wußte ja, daß Du mir nicht schreiben konntest. Allein ich war auch gewiß, daß Du mich nicht vergaßest, daß in einsamen Stunden, am Lagerfeuer, auf der Flucht, das Bild Deiner Hedwig lebhaft und liebreich vor Dir stund . . .“

„Daß es mich nie verlassen hat, so wenig als das kleine Medaillon mit Deinem Miniaturporträt, das ich noch auf dem Herzen trage, mein süßes theures Leben!“ fiel ihr der Prinz stürmisch in die Rede und holte aus der Brusttasche ein zierliches Etui von Maroquin hervor, das er mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

— „Aber es war unsäglich hart für mich, mein Herz, diese langen ereignißschweren Monate ferne von Dir zu verbringen,“ fuhr Hedwig fort und ihre kaum etwas fester gewordene Stimme erbebte von Neuem vor innerer Bewegung bei der Erinnerung an all' das, was die jüngsten zehn Monate in ihrem Gemüthe an Gährung, Angst, Zweifeln und widerstrebenden Empfindungen hervorgerufen hatten. „Oh noch steht jener Herbstabend deutlich vor meiner Seele, wo wir, von der Feier der Weinlese kommend, vom Regen überrascht wurden und die Equipagen verfehlten, wo wir armen Frauensleute mitten auf dem Wege unter den Obstbäumen ein Unterkommen gesucht hatten vor dem Platzregen, welcher unsere Toiletten zu zerstören drohte, — wo wir uns halb ängstlich, halb amüsirt unter einem großen Birnbaume zusammendrängten, wie eine Heerde Schafe beim Gewitter, bis Fräulein Masuyer uns

mit der geäußerten Befürchtung erschreckte, der Blitz könnte in den Baum schlagen und uns alle tödten, so daß selbst die Königin und Madame Parquin unruhig wurden. Wie Du dann im strömenden Regen zurückeiltest in ein Bauernhaus abseits vom Wege und den einzigen gewaltigen baumwollenen Familien-Regenschirm brachtest, welcher in dem Häuschen aufzufinden war, und wie sich die Königin und Frau Parquin und Fräulein Masuyer unter demselben behalfen und das Bauernhaus erreichten, von wo Du den Schirm geholt hattest. Und wie Du dann bei mir und Claire Parquin zurückbliebst, um uns Gesellschaft zu leisten, bis der Bauer uns den Schirm wieder gebracht haben würde; wie Du einen Getraidesack mitgebracht hattest und uns einludest, denselben um unsere Schultern zu schlingen, und wie Du und ich so Schulter an Schulter, von dem groben Sack umschlungen, an den Baum gelehnt standen, Claire vor uns, und wie . . ."

„Wie ich dann indiscret genug Deine blasse Wange verstohlen küßte, mein süßer Engel! und wie Du erglühtest und zittertest und mir mit einem tödtlichen Schreck in die Augen blicktest und ich Dir mit den Augen meine Kühnheit abbat und Dir das Verlangen verrieth, noch mehr Küsse zu rauben! Und wie Du bebtest und einen inneren Kampf verriethst zwischen Pflicht und Liebe, der damit endete, daß als der Bauer den Schirm zurückbrachte und Claire, in einen Pferdeteppich gehüllt auf den Arm nahm und hinwegtrug, ich Dir den Arm reichte und wir unter dem Schutz des ehrwürdigen Familiendachs ihm folgten, — daß alsdann unsere Lippen sich in einem langen Kusse fanden und unmittelbar darauf unsere lange verhaltenen stillen Empfindungen eruptiv hervorbrachten und wir einander umarmend und ohne Worte gestanden, welch einen unzerreißbaren Bund unsere Seelen längst geschlossen hatten!"

— „O Herz, wie konnt' ich gleichgültig bleiben oder Dir widerstehen!" flüsterte Hedwig und barg ihre glühende Wange an seiner Brust „hatte ich nicht den ganzen Sommer hindurch bei jeder Begegnung bemerkt, wie Dein dunkles Auge aufflammte und Deine Blicke den meinigen zu begegnen suchten, so oft Du Dich und mich unbemerkt glaubtest? — O Herz, wer vermöchte dem ganzen Zauber Deines Wesens zu widerstehen? Du wirst mich vielleicht einst noch

einmal tadeln oder verachten, daß ich, die ich doch durch andere Pflichten gebunden war, Dir die Eroberung so leicht machte, aber ich war schon zum Sterben in Dich verliebt, seit wir uns zum ersten Mal auf Schloß Wolfsberg begegneten und Deine Augen mit jenem unnennbaren Zauber auf mir geruht hatten. Oh mein geliebter Louis! und wie hätt' ich jenen Worten zu widerstehen vermocht, welche Du mir damals unter dem Regenschirm zuflüstertest? wie jenen zierlichen Briefchen, welche Du mir in die Hand zu spielen wußtest?"

„Ah, die Worte und die Briefchen waren nur ein schwacher Ausdruck dessen, was in meiner Seele für Dich glüht, meine angebetete Hedwig!" erwiderte der Prinz mit einer wilden Energie der Leidenschaft. — „Jene wenigen Tage stillen Glückes einer jungen Liebe werden mir ewig unvergeßlich seyn, mein Engel, und ich vermag Dir nicht zu sagen, welches Herzweh mir die jähe Trennung bereitete!"

— „Oh mein Geliebter, Dein Herzweh mag noch gelind gewesen sein gegen den furchtbaren verzweiflungsvollen Schmerz, gegen die ganze Trauer meiner Seele, als ich der Familie nach A. folgen mußte," flüsterte Hedwig und schlug ihre Arme so innig um den Nacken des Prinzen, als ob sie ihn nicht wieder lassen wollte. „Euch Männern ist ja die Liebe nur eine Episode, während sie bei uns Frauen das ganze Seyn und Leben ausfüllt. — Und welch' einen entsetzlichen Kampf habe ich ferne von Dir in der Stille gekämpft!" fuhr Hedwig mit tiefer Erregung fort. „Wie rief ich meinen Stolz, mein Pflichtgefühl, meinen Verstand vergebens in die Schranken gegen jene Liebe, welche doch zu keinem vernünftigen Ziele führen wird, denn Du, ein Prinz, der Erbe und Träger aller Hoffnungen einer Familie, deren Geschicke von denen der Welt nicht mehr zu trennen sind, und ich — die Tochter eines kleinen Beamten, die . . ."

„Kleine Spießbürgerin," sagte der Prinz und schloß ihr den Mund mit einem Kusse. „Fragt denn wahre Neigung nach Stand und Herkunft, nach äußeren Erdengütern? Und bist Du nicht ein Wesen, meine himmlische Hedwig, das jeden Thron zu schmücken verdiente? Hast Du vergessen, was zur Zeit meines glorreichen

Oheims Sitte war in seinem, unserem Frankreich, dem wir wieder die gleichen Zeiten zurückführen wollen, nämlich

Qu'on a vu des caporaux
Epouser des princesses*)?

Aber ich kann mir Deine Zweifel erklären, mein angebetetes Idol. Sie rührten davon her, daß Du mir in jener Viertelstunde hastigen Abschieds das Ehrenwort abgenommen hattest, Dir keine Briefe nach A. zu schreiben, daß Du hiedurch ganz ohne direkte Nachrichten von mir bliebst und an mir irre wurdest!"

— „Mit nichten, mein Geliebter, irre ward ich niemals an Dir, werde es nie werden," erwiderte Hedwig im Tone tiefster Aufrichtigkeit. „Es war nothwendig, Dir jenes Versprechen abzunehmen, obschon es Momente gab, wo ich selbst bereuen wollte, es Dir abgenommen zu haben, obschon ich mehrmals die Briefe, welche ich Dir zu schreiben wider Willen mich gedrungen gesehen, wieder zerstörte, nur damit sie nicht abgehen und Antworten von Dir hervorrufen konnten. Einer unserer Briefe, in unrechtmäßige Hände gefallen, hätte mich unwiederbringlich verdorben, mich in Elend und Schande gestürzt, hätte mehr als Ein Herz gebrochen — ich würde es nicht überlebt haben! Oh, mein Vater hätte mir geflucht, mich verstoßen . . . ."

„Und Dein Louis würde Dir mit Freuden die Arme geöffnet und Dich hoch gehalten und gegen jede Verunglimpfung geschützt haben!" sagte der Prinz eindringlich und besiegelte diese Versicherung mit einem innigen Kusse.

— „O nein, nein, mein Herz, die einzige Genugthuung, welche den Stolz und das Ehrgefühl meines Vaters zufrieden zu stellen vermocht hätte, könntest Du mir nicht geben — Deine Hand, mein Geliebter!" sagte Hedwig. „Sieh', ich weiß das, und wenn ich Dich dennoch liebe und anbete und die Deinige zu seyn stolz bin, so magst Du ermessen, daß meine Neigung nicht eigennützig ist. Aber wie wäre es auch möglich gewesen, einen Briefwechsel zu führen, selbst wenn uns keine Gefahr daraus gedroht hätte?" fuhr

*) Daß man Korporäle hat Prinzessinnen heirathen sehen, — aus einem Soldatenliede der Kaiserzeit.

Hedwig fort. „Wenige Wochen, nachdem ich gezwungen nach A. zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß Du Arenenberg verlassen hattest, um mit der Königin durch Tyrol nach Italien zu reisen, dann fehlten mir alle Nachrichten von Dir, bis die Zeitungen plötzlich von dem Aufstand in den Marken berichteten, und daß die beiden Söhne der Herzogin von St. Leu unter den Kämpfern für die Befreiung Italiens stünden ... O Herz, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr Stolz und Besorgniß sich damals in meine Seele theilten, wie ich Tag und Nacht mit Dir beschäftigt war, wie ich in fieberhafter Hast nach allen Zeitungen griff und nach dem Verlauf der Schilderhebung in der Romagna forschte, welcher alle die erbärmlichen servilen deutschen Zeitungen unter dem Druck der österreichischen Censur alle Lebensfähigkeit, alle Möglichkeit des Erfolges absprachen ... Wie ich vor Angst und Verzweiflung beinahe aberwitzig ward, als die Nachrichten von den Niederlagen der italienischen Patrioten eintrafen, als die Blätter den Tod des Prinzen Napoleon Louis und Deine Flucht von Ancona aus nach Korfu meldeten ...."

„Die meine treffliche Mutter nur ausgestreut hatte, um die österreichische Polizei und die päpstlichen Spione irre zu führen, meine Geliebte," fiel ihr Prinz Louis lebhaft und lächelnd in's Wort; „denn ich lag krank an den Nötheln in Ancona darnieder, versteckt in einem kleinen Kabinet hinter dem Schlafzimmer meiner Mutter, während nur meine Bagage nach Korfa abging. Ich wohnte Wochen lang unter Einem Dache, nur durch eine verschlossene Doppelthüre getrennt, mit dem österreichischen General Geppert zusammen, welcher die strengste Weisung hatte, mich ergreifen zu lassen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches mich ohne Zweifel zum Tod durch die Kugel verurtheilt hätte ..."

— „Oh, mein Herz, sprich nicht so leichtsinnig hievon, denn meine Seele bebt noch in der Erinnerung an die unaussprechliche Angst um Dich, welche mich damals verzehrte und beinahe auf das Krankenlager warf," flüsterte Hedwig mit feuchten Augen. „Ach, es war beinahe unerträglich, Wochen und Monate lang gar nichts von Dir zu erfahren, Dich ganz verschollen zu sehen, bis endlich wieder berichtet ward, Du liegest krank im Hotel d'Hollande

in Paris; dann: Du seyest sammt der Königin aus Frankreich ausgewiesen und nach England gegangen, wo Deine hohe Mutter sich bemühe, Dir den belgischen Thron zu verschaffen! . . . Und dazwischen all' die vielen widersprechenden Gerüchte und Deutungen und Vermuthungen über Dich, — und immer noch keine Zeile direkter Kunde von Dir, obschon ich längst wieder hier auf dem Eugensberge war, wo mich leichter und sicherer ein Billet von Dir hätte erreichen können . . ."

„Aber Du konntest Dir doch denken, mein angebetetes Wesen, daß ich als léal chevalier Dein Verbot gewissenhaft achten werde," unterbrach sie der Prinz.

— „Bis endlich der Gruß kam, welchen mir Claire von Dir bestellte und der mich so überraschte, daß ich ordentlich Gefahr lief, mich zu verrathen . . . . O Gott, und doch war Alles noch nicht so fürchterlich spannend und aufregend, wie diese paar Wochen seit Deiner Rückkehr, mein Geliebter, wo Du mich ganz vergessen hattest und Dich in keiner Weise um mich kümmertest, und wie der heutige Abend, wo ich — nicht länger meiner selbst mächtig — Dir endlich zu schreiben wagte und meine Ehre, mein Glück, mein Heimwesen auf's Spiel setzte, indem ich Dir den Brief durch einen Mann zusandte, der mich möglicherweise verrathen konnte."

„Oh nicht doch, meine himmlische Hedwig! Peter ist eine ehrliche Haut und mir unbedingt ergeben."

— „So scheint es, mein Geliebter, aber dennoch war mein böses Gewissen geschäftig genug, mir allerlei Unheil vorzuspiegeln, das aus diesem leichtfertigen verzweiflungsvollen Schritt hätte entspringen können. Ach mir ist, als hätte ich in diesen drei Viertelstunden vergeblichen Wartens Jahre der Angst und der aufreibendsten Qual durchlebt . . . . Aber nun ist ja alles wieder gut, mein Louis; ich habe Dich wieder, und Du hast mich nicht vergessen, nicht wahr? Du hast mich noch ein klein Wenig lieb?"

„Unaussprechlich — bis zum Aberwitz!" versetzte der Prinz mit einer leidenschaftlichen Umarmung. „Glaub' mir, Geliebte, ich habe während dieser Trennung kaum minder oft an Dich gedacht, als Du an mich."

— Nein, Geliebter, das ist unmöglich," sprach Hedwig; „Du

warst in Kampf und Bewegung, ich allein mit meiner Liebe und meinem Schmerz."

„Auch ich habe gekämpft, meine theure Hedwig," fuhr der Prinz fort, „denn ich trug mich manchmal mit dem Gedanken, Dich aus jenen drückenden und unnatürlichen Verhältnissen herauszureißen. Aber durft' ich denn schon einen solchen Schritt thun, ehe meine politische Laufbahn noch begonnen hatte?"

— „Mit nichten, Louis, das darfst Du nicht, und dieß beanspruche ich auch nicht," rief Hedwig lebhaft. „Was kann ich Aermste, ich einfaches Wesen Dir seyn? Meine Liebe und Anbetung ist ja alles, was ich Dir bieten kann. Und die Strömung der Zeit hat Dich einmal ergriffen und wird Dich nicht mehr loslassen, ich fühle es! sie wird Dich Deiner Bestimmung entgegentragen, und diese Bestimmung ist ein Thron, der Kaiserthron in Frankreich. Ich bin davon überzeugt, ich spreche es aus in einem unabweisbaren prophetischen Drang. Ich schwärme für diesen Gedanken, der mich unnennbar glücklich macht, denn ich weiß, daß unsere Liebe nur eine kurze Zeit währen wird, weil beinahe jede wahre innige rückhaltslose Leidenschaft des Herzens unglücklich ist, d. h. nicht zu einer Vereinigung führt. Ich ahne deutlich, daß wenn Du das Ziel Deines Ehrgeizes erreicht hast und auf einem Throne sitzest, das Geschick Dir eine Fürstentochter an die Seite setzen wird, ein jüngeres, schönes engelgleiches Wesen, umgeben von allem Zauber ihrer Stellung; aber ich weiß auch, daß sie Dich nicht so lieben wird, wie die arme Hedwig Dich liebt, deren einsames Daseyn fortan nur den einzigen Trost haben wird, daß der Mann des Jahrhunderts sie geliebt habe; und einst, wenn ich ein altes Mütterchen seyn werde, einsam und vergessen, wie das süße Geheimniß, einst Deine Geliebte gewesen, von Dir einer innigen Neigung gewürdigt worden zu seyn, mir in meinen eigenen Augen über alles erhaben dünken wird, was an Freud' und Leid mir die Welt außerdem bieten kann!"

„Oh Hedwig, Du bist ein Engel!" flüsterte der Prinz. „Edles, großes herrliches Herz! ja, möge mein Loos fallen wie es wolle, auch ich werde Lebenslang stolz seyn, Dein Herz, ein solch' wunderbares, heldenhaftes, ureigenthümliches, großmüthiges, besessen zu

haben! . . . Treue Seele, wie leicht Du mir die Entschuldigung zu machen suchst für die scheinbare Kälte und mein Ausbleiben in den letzten Wochen! Und doch bin ich vor meinem Gewissen einigermaßen entschuldigt, mein süßes Kleinod! Ja, Du hast Recht, meine himmlische Hedwig, die Strömung der Zeit hat mich ergriffen und auf die Bahn meiner Bestimmung geführt; schon ahn' ich einen neuen Ruf, der an mich ergehen und mein ganzes Ich in Anspruch nehmen wird! Und sieh', mein süßes Juwel, die Vorbereitung auf das, was vor mir liegt, die Furcht, mich zu theilen, zu zersplittern, zu verweichlichen, und der Gedanke, daß es grausam, schmerzlich für uns beide seyn würde, das innige Liebesleben wieder aufzunehmen, um es nach kurzer Seligkeit durch eine neue, doppelt schmerzliche Trennung zu verwirken, — das war's, was mich in diesen Wochen seit meiner Rückreise abgehalten hat, der Spenderin jenes sinnigen Salaam mich wieder zu nähern. Ich bin schon mit dem einen Fuß auf dem Sprunge, Arenenberg wieder zu verlassen und mich mit vollem rührigem Arm in den Strom den Strom der Ereignisse zu werfen . . . ."

— „Du willst uns verlassen, Louis?" flüsterte Hedwig angstvoll und klammerte sich an ihn an, als verzweifle sie, ihn jemals wieder zu sehen.

„Ich muß, mein Kind! Die Sache der Völkerfreiheit ruft, das Banner der Befreiung der Nationalitäten, dem ich meine Zukunft anvertraue . . . aber was ist das? Stimmen, welche Deinen Namen rufen! Lichtschein im Wäldchen! . . ."

— „Man vermißt mich auf dem Schlosse, man sucht mich — wir müssen scheiden, mein Geliebter! — Gott, es ist schon spät," sagte Hedwig mit einer hastigen Umarmung. „Aber versprich mir, nicht wegzugehen, ohne daß wir uns noch einmal sehen!"

„Ich gelobe es Dir — Dein Segen soll mich weihen zu Dem, was vor mir liegt! Gott segne Dich, Hedwig, und lohne Dir Deine Liebe . . . ."

Sie riß sich von ihm los und schlug einen kleinen Pfad ein, welcher um das Wäldchen herum nach dem Schlosse führte. Der Prinz sprang in den Graben hinunter und eilte gebückt in der

entgegengesetzten Richtung davon, wo ihn ein Hohlweg im Felde und die dunkle Nacht bald jedem Späherauge entzogen. —

Einige hundert Schritte von dem hochragenden Baume des Stelldicheins blieb er stehen, gegen einen Wegzeiger gelehnt und schaute nach den erleuchteten Fenstern eines hübschen schloßartigen Gebäudes hinüber. „Wundersames herrliches Wesen! und doch noch nicht diejenige, die mein Geschick wird theilen dürfen, denn noch bin ich erst ein Suchender!" murmelte er, die Hand fest auf das ungestüm pochende Herz drückend, als wollte er diesem Ruhe gebieten.

4.

Als Prinz Louis nach dem Schloß Arenenberg zurückkehrte, sah er den alten Haushofmeister Rousseau und einige Diener geschäftig mit Vorbereitungen im Schlößchen und in den Nebengebäuden, — Vorbereitungen, welche unverkennbar dem Empfang der polnischen Deputation galten. Der Prinz war an Kopf und Herz allzu sehr in Anspruch genommen von anderen Gedanken und Empfindungen und wollte den Sturm der Gefühle seines Innern in der Einsamkeit seiner beiden kleinen Zimmer ausklingen lassen und sich daher in das Nebengebäude begeben, als ihm einer der Diener nacheilte mit den Worten:

„Gnädiger Herr, die Frau Herzogin hat nach Ihnen gefragt — es sind Gäste angekommen. Man erwartet Sie im Salon!"

— „Gäste?" wiederholte der Prinz überrascht; „sollte die polnische Deputation schon angekommen seyn?"

„Nicht doch, gnädiger Herr, es ist nur ein einzelner Herr ohne Diener," war die Antwort.

Der Prinz eilte hinüber, und als er den Salon betrat, eilte ihm die Königin entgegen und rief: „Eine Ueberraschung, mein lieber Louis! ein höchst unerwarteter lieber Besuch von einem Freunde, welcher Dich unendlich freuen wird! Rathe, wer es ist?"

— „Wie kann ich das, theuerste Mama?" rief der Prinz; „ist es ein Freund von Ihnen oder von mir, liebe Mutter?"

„Ein Freund von Dir, mein Sohn! Ein treuer, aufrichtiger

Freund, der nicht zu günstigerer Zeit hätte kommen können, als eben jetzt," entgegnete die Königin lebhaft; — „ein Mann, dessen klarer Verstand und ruhiges besonnenes Urtheil uns gerade in diesem Augenblicke von ungemeinem Nutzen seyn wird. — Ah, rathe doch, mein Lieber, errathe doch, wer es ist!"

— „Mais, mon Dieu, ma chère mère, wie kann ich das?" rief der Prinz etwas intriguirt. „Ohne Zweifel Konrad Kern?*)"

„Fehlgeschossen, mein Lieber! es ist nicht Kern, und doch würde ich wünschen, daß auch dieser mit seinem klaren Verstande und biedern Wesen jetzt bei uns wäre, um Dich berathen zu helfen," erwiderte die Königin. „Aber rathe weiter! unser lieber Gast steht Dir noch näher, mein Sohn!"

— „Meiner Treu, liebe Mama, ich bin au bout de mon latin," sagte der Prinz achselzuckend und sah Fräulein von Masuyer, die Vorleserin seiner Mutter, fragend an; „ich bin fürwahr nicht so reich an Freunden, d. h. an wirklichen und zuverlässigen, daß ich so lange zu rathen brauchte. Ist es Fialin de Persigny?"

„Fehlgeschossen, mein Herr Artillerie-Lieutenant!" rief die Königin munter. „Ich sage Dir, mein lieber Louis, Du denkst in diesem Augenblicke sicher so wenig an ihn, daß sein Anblick Dich wirklich überraschen wird. Doch — da ist er selbst!"

— „Enrico, Conneau! mein lieber, lieber Freund!" rief der Prinz und eilte mit ausgebreiteten Armen einem Herrn von mittlerer Größe und etwa 34 Jahren entgegen, welcher in diesem Augenblick zur Thüre herein trat und mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen den Prinzen umarmte. „Conneau, mein Freund, mein Retter, wie kommen Sie hieher?"

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, mein Prinz! Ich komme auf Ihre Einladung, ich nehme das Gastrecht an, welches Ihre erhabene Mutter mir anzubieten geruht hat!" erwiderte der Doktor Conneau, den Prinzen auf Armslänge von sich haltend, und betrachtete ihn aufmerksam und innig. „Sie sind blaß, verstört, aufgeregt, mein Prinz! was ist Ihnen? Sie erinnern sich

---

*) Der später schweizerische Gesandte in Paris, geb. 1808 zu Berlingen bei Arenenberg.

nicht mehr, daß ich Ihnen vor wenigen Wochen geschrieben, wie ich von der päpstlichen Regierung geächtet, mit den Häuptern der Häuptern der Schilderhebung in der Romagna nach Frankreich geflüchtet sey und mich nun in Paris als Arzt niederlassen wolle; wie ich jedoch, um daselbst praktiziren zu dürfen, gewichtige Empfehlungen nöthig habe, um welche ich Sie bäte und . . ."

— „Und wie meine theure Mutter und ich Sie dann einluden, bis dahin, wo Sie wirklich sich in Paris niederlassen würden, zu uns auf den Arenenberg zu kommen und unsern bescheidenen stillen Aufenthalt zu theilen!" fiel ihm der Prinz schnell in's Wort. „Ach wie können Sie glauben, mein lieber theurer Freund und Waffengefährte, daß ich dieß vergessen habe? Nein, nein, das alles wußt' ich wohl, aber dennoch hätt' ich Sie in diesem Augenblicke nicht hier vermuthet, sondern von Paris und seinen Herrlichkeiten gefesselt geglaubt! — Ah, Paris, dieses Herz von Frankreich! . . ."

„Das so undankbar gegen Sie und Ihre Familie ist, daß es nicht einmal eine Demonstration zu Ihren Gunsten versuchte, als man Sie am Napoleonstage aus Paris vertrieb!" sagte Conneau bitter. „Oh, glauben Sie mir, mein Prinz, wär' ich nicht geächtet in ganz Italien und hegte ich nicht die lebendigste Ueberzeugung, daß der sogenannte Bürgerkönig in Paris nicht allzu lange den Thron behaupten wird, den er sich mit den unwürdigsten Umtrieben erschlichen, und wäre es nicht der Gedanke, daß ich in Frankreich für Sie und Ihre Zukunft wirken könnte, mein Prinz, — so sollte mich nichts nach Frankreich zurückgeführt haben. Aber wer weiß, wozu dieß alles gut ist, mein edler, tapferer Prinz! Das Schicksal wählt seine Werkzeuge oft sonderbar."

— „In Ihnen aber, mein theurer Conneau, schickt es Jedem, dessen Partei Sie nehmen, eines der edelsten und wirksamsten Werkzeuge!" sagte der Prinz; — „allein vergeben Sie mir meine scheinbare Zerstreutheit, mein lieber wackerer Freund!" fuhr er dann fort und drückte dem Arzte auf das Herzlichste die Hand. „Ein Theil davon kam auf Rechnung meiner Ueberraschung, ein Theil auf Rechnung von Entwürfen und Entschlüssen, welche gegenwärtig mächtig in mir kämpfen und gähren!"

„Ah, Sie denken an eine Schilderhebung in Frankreich, mein Prinz?“ rief Conneau eher erschrocken; — „um's Himmels willen, seyn Sie auf Ihrer Hut, mein Freund! Wie berechtigt Sie auch dazu wären gegenüber von einem Monarchen, der so wenig Dankbarkeit und Seelengröße gegen die Frau Herzogin und Sie zeigte, so fürcht' ich doch, der Zeitpunkt für den Erfolg eines solchen Aufstandes ist noch nicht gekommen!“

— „Seyn Sie ruhig, Enrico; nichts ist mir ferner, als eine solche Don-Quixote's-Idee,“ versetzte der Prinz; „meine theure Mutter und ich haben auf der jüngst vollendeten Reise nach Frankreich zwar den Trost gehabt, daß man der Napoleoniden noch nicht vergessen hat, aber doch mit Kummer wahrnehmen müssen, daß von einer aktiven Begeisterung für uns noch keine Rede seyn kann. Diese muß erst durch Ereignisse vorbereitet werden, welche den Namen der Napoleoniden wieder auf das Banner der Sache der Freiheit, der Befreiung der Nationalitäten schreiben, und dieß ist eine Frage der Zeit, mein theurer Freund! Das Fiasko, welches wir in den Marken erlebt haben, war nicht sehr ermuthigend . . .“

„Doch auch nicht entmuthigend, mein Prinz!“ rief Conneau lebhaft; „es war einer jener Erdstöße, welche als warnende Zeichen einem Erdbeben vorausgehen und die Bewohner jener Zwingburgen des Despotismus und der Fremdherrschaft warnen könnten, ihre gefährlichen Steinhäuser zu verlassen, bevor das unvermeidliche Erdbeben kommt und sie ihnen über dem Kopfe zusammenwirft! — Aber darf ich nicht wissen, mein Prinz, mit was für Entschlüssen Sie sich tragen?“ setzte Conneau hinzu.

— „Louis hat eine Aufforderung erhalten, sich an die Spitze des polnischen Aufstandes zu stellen, lieber Doktor,“ erwiderte die Königin; „was sagen Sie dazu?“

„Einen ernstgemeinten Antrag, Majestät?“ fragte Conneau, und sein großes kluges Auge blickte beinahe argwöhnisch.

— „Wie kommen Sie zu dieser Frage, Enrico?“ rief der Prinz betroffen.

„Soll ich offen reden, mein Prinz,“ erwiderte Conneau, „so darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich nun unwiderlegbare Be-

weise habe, wie sich auch in unsere heilige Sache des Aufstands für die Einheit und Freiheit Italiens und die Unabhängigkei der italienischen Nation vom Joche der Fremdherrschaft trübe und verrätherische Elemente gemischt haben. Wir haben nachgerade ermittelt, mein Prinz, daß es Agenten eines Metternich waren, welche Sie und Ihren theuren, als Opfer der heiligen Sache der Freiheit gefallenen Bruder, den Prinzen Napoleon Louis, für den Aufstand zu gewinnen suchten, sowohl um das Unternehmen gleich von vorn herein zu verdächtigen und seines nationalen uneigennützigen Charakters zu entkleiden, als auch um Ihnen eine Schlinge zu legen und dafür zu sorgen, daß die heilige Allianz auf's Neue gegen die Napoleoniden als eine Familie von Complotanten und Intriguanten auftreten könne. Wir haben wenigstens Einen jener Verräther entlarvt und bestraft, und man hat aus seinen Papieren ermittelt, daß er im doppelten Solde Oesterreichs und Neapels stand.

— „Unmöglich, Doktor!" rief der Prinz erblassend; „man sollte mit meinem Bruder und mir ein Spiel getrieben haben?!"

„O meine Ahnung!" sprach Königin Hortense erschrocken. „Wie sehr hatte ich Recht, mein Lieber, Dich damals zu warnen, als wir in Bologna den Fürsten Bacciocchi besuchten und er vor Dir Worte fallen ließ, die in Deine glühende Seele fielen, wie die Lunte in ein Pulverfaß! Ich kenne die Menschen zu gut, mein Sohn, und namentlich die Diplomaten, als daß ich nicht hätte fürchten sollen, man werde Dich durch verkappte Sendlinge der Polizei zu irgend einem unbesonnenen, nicht wieder gut zu machenden Streiche hinreißen! Lag nicht vor Allem den Oesterreichern und den Bourbonen daran, den Aufstand in den Augen der französischen Regierung und des französischen Volkes zu compromittiren, um dem unterdrückten Volke jenseit der Alpen die Sympathie und den Beistand der französischen Nation abzuschneiden? und konnte dieß auf eine wirksamere Weise geschehen, als indem man den Bonapartismus verdächtigte, er wolle diese nationale Schilderhebung für seine Zwecke ausbeuten?"

— „Eure Majestät haben ganz Recht — das ist ganz die Deutung, welche man der Betheiligung der Prinzen von St. Leu

gegeben hat," sagte Conneau. „Meine Mutter schreibt mir aus Mailand, daß man ihr von Seiten der Polizei mein ganzes Sündenregister vorgelesen und sie durch Drohungen mit Ausweisung einzuschüchtern und zur Enthüllung weiterer Thatsachen zu drängen versucht habe. Man sagte ihr, daß man um mein ganzes Thun und Treiben wisse, daß ich einer der gefährlichsten Verschwörer sey, indem ich als ehemaliger Privatsekretär des Grafen von St. Leu in Florenz zugleich auch in die gesammten Fäden der bonapartistischen Zettelungen eingeweiht; daß ich einem verwundeten römischen Insurgenten, welchen die Herzogin von St. Leu in ihrem Palais versteckt, sowohl ärztlichen Beistand geleistet als zur weiteren Flucht verholfen habe; daß ich den beiden Prinzen von St. Leu nach Terni gefolgt und dort im Hauptquartier der Insurgenten in deren Generalstab eingetreten und Ordonanz-Offizier des Prinzen Louis Napoleon geworden sey — kurzum, man hat meiner guten Mutter haarklein alles erzählt, was ich für die italienische Sache gethan hatte. Man hat der guten Frau auf den Kopf schuld gegeben, daß sie, als die Wittwe eines französischen Armeebeamten, nothgedrungen selbst ein Werkzeug der conspirirenden Napoleoniden seyn müsse; man hat ihr Suggestivfragen aller Art gestellt, um verfängliche Aussagen aus ihr herauszubringen."

„Arme Frau! ich bedaure sie von Herzen, denn ich kann mir denken, was es heißt, in den Augen einer solchen Polizei des Despotismus als verdächtig zu erscheinen!" sagte die Königin. „Mein lieber Doctor, Sie bringen Ihrer treuen Anhänglichkeit an unsere Familie ein großes Opfer?"

— „Wer bürgt Ihnen aber dafür, Majestät, daß ich nicht ebenfalls ein agent-provocateur bin?" fragte Conneau lächelnd; wem dürfen Sie noch trauen, Majestät!"

„Ihnen, lieber Doctor, unbedingt," versetzte Königin Hortense lächelnd und reichte ihm die Hand; „ich habe Sie erprobt, mein Freund . . . ."

— „Und wer war der Verräther, den ihr ertappt habt, Enrico?" fragte der Prinz plötzlich wie aus einem Traume erwachend.

„Andrea Zucchi, mein Prinz, ein Mann von Erziehung und

Fähigkeiten und guter Familie, dem es gelang, sich bis in den Generalstab der aufständischen Armee einzuschleichen und so den Verräther nach allen Seiten zu machen," entgegnete Conneau.

— „Er war ein Roué, ein gewissenloser Spieler und Wüstling," äußerte der Prinz. „Ueberhaupt halte ich nicht viel auf die Italiener."

„Schurken kann es unter jeder Nation geben, mein Prinz! lassen Sie das ganze Volk nicht für die Erbärmlichkeit Einzelner büßen!" sprach Conneau eindringlich. „Glauben Sie, auch unter den Polen wird es ebenso einzelne Elende geben, welche dem Reiz des Goldes nicht zu widerstehen vermögen und ihr Gewissen verkaufen . . . ."

— „Ja, mein lieber Louis, und unter den Polen vielleicht mehr als unter jeder andern Nation, — das beweist ihre Geschichte, mein Sohn! Der wackere Doctor hat mich durch seine Warnung zum aufrichtigsten Danke verpflichtet. Du kannst nicht vorsichtig genug seyn, mein Sohn, denn auf Dir ruht noch mehr als eine blos persönliche Verantwortlichkeit: Du bist ein Bonaparte, und jede Deiner Handlungen trägt ihre Folgen auch für die übrige Familie. Du darfst Dich Deinem edlen Enthusiasmus für die Sache Polens nicht so unbedingt hingeben — Du mußt auch die volle Tragweite eines solchen Schrittes erwägen!"

„Ich werde das auch, Mama," versetzte der Prinz in sich versunken und sichtlich von allen möglichen stürmischen Gedanken durchwogt. „Aber darf ein Napoleonide einen derartigen Ruf überhaupt ablehnen, wann er an ihn ergeht, Doctor?"

— „Eine kitzliche Frage, mein Prinz," erwiderte Conneau achselzuckend. „Wäre der Stern der polnischen Revolution im Aufsteigen, so würde ich unbedingt dieselbe bejahen. Aber man befürchtet allgemein, der polnische weiße Adler sey schon zum Tode getroffen und werde binnen weniger Wochen vollends erdrückt werden, und wer möchte dann verkennen, mein Prinz, daß Derjenige, welcher als Feldherr die letzte Agonie eines solchen Freiheitskampfs nicht mehr aufhalten kann, auf Lebenszeit sich den Fluch der Lächerlichkeit und den Vorwurf der Donquixoterie erkauft? Uebrigens weiß ich ja noch gar nichts von den Bedingungen, unter welchen

man Ihnen den Oberbefehl anvertraut hat, und muß mich überhaupt eines Urtheils enthalten, bis wir die Vorfrage genauer kennen gelernt haben."

„Sie haben Recht, lieber Doctor," sagte die Königin lebhaft. „Wir müssen vor Allem aus dem Munde der Deputation hören, was man Dir einräumen will, mein Sohn. Das Papier ist geduldig, und jener Brief der polnischen Generale besagt verhältnißmäßig wenig .... Ah, da meldet man, daß das Souper uns erwartet! Sie werden dessen benöthigt seyn, mein lieber Freund! Ihren Arm, wenn ich bitten darf!" wandte sich die Königin an Conneau und ließ sich von ihm zur Tafel führen.

5.

Der Prinz war sowohl bei Tische wie den Rest des Abends hindurch ziemlich wortkarg und in sich versunken gewesen, wie man das häufig an ihm sah. Nur als Doctor Conneau seine Schicksale seit dem Augenblicke schilderte, wo er sich von der Königin und dem Prinzen Louis, an der Leiche des Prinzen Napoleon Louis in Forli, getrennt hatte, hörte der Prinz aufmerksam zu, und sagte dann: „Thun Sie mir einen Gefallen, Enrico! lassen Sie Ihr Gepäck nach dem Nebengebäude bringen, wo ich wohne, und nehmen Sie vorlieb mit den beiden kleineren Gastzimmern neben mir! Wir haben noch so manches zu besprechen und ich wünschte Sie ganz in meiner Nähe zu haben. Es ist mir ein wahrhaft providentieller Akt, daß Sie gerade in diesen Tagen um mich seyn werden. Wollen Sie neben mir logiren, Doctor?"

„Von Herzen gern, mein Prinz! ich bin der Ihrige mit Leib und Seele," entgegnete der Doctor mit enthusiastischer Wärme. „Sie wissen, ich folge Ihnen, wohin Sie wollen!"

— „Selbst nach Warschau, Enrico?" fragte der Prinz und hielt ihm die Hand hin, während er ihn mit fragendem Blicke maß.

„Ja, selbst nach Polen, wenn dort noch etwas zu hoffen ist," sagte Conneau.

— „Nun denn, wenn Sie und Oberst Parquin mich begleiten,

wird Maman mich etwas ruhiger scheiden sehen," versetzte der Prinz, fröhlich die Hand des Doctors schüttelnd, und sein Blick suchte das Auge der Mutter, das aber ernst und feucht war, und kopfschüttelnd erwiderte die Königin:

„Ich zweifle sehr, mein Sohn, daß ich Dich selbst in dieser Begleitung ruhig werde scheiden sehen."

Die Königin zog sich bald zurück, um dem von der Reise ermüdeten Gaste Ruhe zu gönnen, und Conneau begleitete den Prinzen hinüber in das Nebengebäude, wo sie noch einige Stunden lang mit einander plauderten und sich ernstlich beriethen, bis der Prinz in den Gast drang, sich zu Bett zu begeben, während man noch beinahe bis zum Morgen Licht in den beiden Zimmern des Prinzen sah.

Am Morgen war der Prinz schon frühe munter, und schon beim Frühstück erschien er in der Uniform eines Artillerie-Lieutenants des schweizerischen Volksheeres, in welcher er die polnische Deputation empfangen wollte. Er suchte bis zu deren Ankunft allein zu seyn, und überließ es seiner Mutter und dem Gaste, dem florentiner Arzte, die Honneurs von Arenenberg zu machen.

Gegen eilf Uhr endlich langte der Wagen an, welcher die polnische Deputation brachte, und der alte Rousseau in schwarzem Frack und Escarpins empfing die drei Herren an der Hausthüre und führte sie in den Salon. Es waren drei imposante, einnehmende Gestalten, diese drei polnischen Abgesandten. Der erste derselben, ein Graf Boratynski, war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von mittlerer Größe, breiter Brust, herkulischen Schultern, stolzer, strammer Haltung und einem schönen Kopf; dunkle Locken umrahmten das edle Gesicht, dem ein Paar geistvoller Augen einen besonderen Ausdruck verlieh, ein dichter schwarzer Schnurrbart verstärkte noch den Eindruck von Willensfestigkeit und kühner Entschlossenheit, welcher um Mund und Kinn lag, und alles deutete auf eine energische, herrschensgewohnte Natur. Der zweite Herr, ein Senator Racionzki, war ein schlanker, hochgewachsener Mann von etwa 48 Jahren, mit feinem, schlauem Gesicht, das etwas von einem Diplomaten hatte, und eleganten, weltgewandten Manieren;

sein maßvolles und zuversichtliches Gebahren verrieth den gewiegten Juristen.

Der dritte Herr, Oberst Szydlowiezki, war ein Veteran der napoleonischen Armee, mit Leib und Seele Soldat, einer jener unerschrockenen sabreurs, welche die polnischen Regimenter unter allen Himmelsstrichen so gefürchtet gemacht hatten.

Diesen drei Männern trat nun die Königin Hortense am Arme ihres Sohnes gegenüber, um sie mit jener unnachahmlichen, herzgewinnenden Anmuth, die von jeher ihr einen so sieghaften Eindruck sicherte, auf Arenenberg willkommen zu heißen. Fräulein v. Masuyer, Doktor Conneau und Oberst Parquin mit seiner Gattin waren noch als Hofstaat beim Empfang anwesend, aber die beiden letztgenannten Damen zogen sich zurück, sobald die drei polnischen Herren auf den Gegenstand ihrer Mission eingingen. Oberst Szydlowiezki war entzückt, in Oberst Parquin einen ehemaligen Waffengefährten gefunden zu haben, und schloß sich sogleich diesem an. Der Senator Racionzki, welcher den Sprecher machte, hatte sich seines Auftrags kaum erledigt, als ihn die Königin in Beschlag nahm, während Graf Boratynski sich vorzugsweise mit dem Prinzen zu thun machte und es übel vermerkte, daß Doctor Conneau immer als stiller Beobachter und Zuschauer an des Prinzen Seite blieb.

Bei dem nun folgenden Gabelfrühstück drehte sich das Gespräch vorzugsweise um die Reise der drei polnischen Herren, welche beinahe Tag und Nacht unterwegs gewesen waren, um über Czenstochau, Oppeln, Neiße, Glatz, Königgrätz, Pardubitz, Prag, Pilsen, Regensburg, Ingolstadt, Augsburg, Memmingen und Ravensburg Konstanz zu erreichen; und um die mancherlei Abenteuer, welche diese Herren bestanden hatten, um die Aufmerksamkeit der preußischen und österreichischen Polizei zu täuschen. Aber nach dem Frühstück trat man zu einer erneuerten Besprechung zusammen, um von der Deputation genauere Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände in Polen und die Hülfsquellen des polnischen Volkes zu erlangen, und alle diejenigen mündlichen Aufklärungen zu erhalten, welche erforderlich waren, um dem Prinzen zu einem definitiven Entschluß zu verhelfen. Doctor Conneau insbesondere machte von

dem ihm eingeräumten Rechte des Fragens einen sehr umfassenden Gebrauch, und seine Fragen waren so scharf bestimmt und auf ganz concrete Gegenstände gerichtet, daß sie die polnischen Herren mehrfach in einige Verlegenheit brachten und wider deren Willen manche Punkte aufdeckten, die sie als wunde Flecke am Körper der jungen, auf Tod und Leben kämpfenden Republik lieber verschwiegen hätten. Namentlich Graf Boratynski, der stolze Woiwode, machte dem jungen Arzte gar kein Hehl daraus, daß derselbe ihn mit seinen Fragen langweile und daß er diese für sehr indiscret halte. Der Mann mit seiner einfachen anspruchslosen Persönlichkeit, dem dünnen Haar auf dem Vorderhaupt, der dicken gekrümmten Nase, der vorstehenden wulstigen Unterlippe und dem beinahe israelitischen Typus, flößte dem selbstbewußten Edelmanne einen gewissen Widerwillen ein, welchen ihm Conneau herzlich zurückgab. Aber auch dem Prinzen gegenüber, der ihm in der kleidsamen Lieutenants-Uniform imponirte, legte der polnische Herr seinem markgräflichen Hochmuth keinen Zaum an und gab sich in einer Weise, welche dem Prinzen keine sehr einladende und anmuthende Meinung von der aristokratischen Fraktion des polnischen Aufstands beizutragen geeignet war, und den scharf beobachtenden und behutsam urtheilenden Prinzen eigentlich verwarnte.

Der Tag verging getheilt zwischen Schmausereien und Berathungen. Die polnischen Herren entfalteten bei Tische die ganze gewinnende Liebenswürdigkeit ihrer Nation; galant und höflich gegen Damen, glatt und urban im Verkehr, wackere Trinker, treffliche Gesellschafter, von einem vollendeten Savoir-faire in ihrem ganzen Gebahren, aber in politischen Dingen kindlich leichtsinnig und harmlos, von ihren Affekten und vorgefaßten Meinungen allein getrieben, jeder gründlichen Erörterung abhold und vollständig unbekümmert um trockene Materien wie Statistik &c., machten sie auf den Prinzen und Conneau einen ganz andern Eindruck als jener erwartet hatte. Sie drangen in den Prinzen sich rasch zu entscheiden, und wollten ihm kaum über Nacht diejenige Bedenkzeit geben, welche er sich ausbedungen hatte; sie schienen keine Ahnung davon zu haben, daß sie dadurch den Prinzen erst argwöhnisch machten, denn Louis Napoleon war schon damals mehr eine in

sich gekehrte Natur, deren scharfem Blick nichts entging, und der das Geheimniß verstand, die von Personen und Dingen hingenommenen Eindrücke sorgfältig in sich zu verschließen und sie in einsamen Stunden kaltblütig zu vergleichen, zu combiniren, abzuwägen und ihrer ganzen Tragweite nachzugrübeln.

Nachdem Prinz Louis abermals bis tief in die Nacht hinein mit sich selber allein zu Rathe gegangen war, und auch am folgenden Morgen in aller Frühe noch auf einem einsamen Spaziergange sich die Sache erwogen hatte, trat er nach dem Frühstücke der polnischen Deputation entgegen mit der Erklärung, daß er nach reiflicher Erwägung sich das schmerzliche Opfer der Klugheit auferlegen und auf die ehrenhafte und schwierige Mission verzichten müsse, welche ihm das polnische Volk angeboten habe.

„Und dürfen wir uns die höfliche Frage erlauben, was Sie zu diesem Entschluß bestimmt, mein Prinz? fragte Graf Boratynski, der sich gar nicht sonderliche Mühe gab, seinen Aerger zu verhehlen.

— „Ich bin es Ihnen schuldig und dem ehrenvollen Vertrauen Ihrer tapfern Nation, mein Ablehnen zu motiviren," versetzte der Prinz mit eiserner Ruhe. „Der Entschluß hat mich einen nicht unbeträchtlichen innern Kampf gekostet, zumal ich von jeher in der polnischen Sache eine höchst erhabene und heilige sah. Allein eben um dieser Sache selbst willen muß ich zurücktreten. Sobald sich mein Name an diese Sache haftet, wird er derselben in den Augen der auswärtigen Kabinete wie in denen des Kabinets vom Palais-Royal schaden. Ich fühle deutlich, daß meine Erfahrung und mein Talent als Militär weit hinter meinem Ehrgeize zurückbleiben, und daß ich daher kaum im Stande seyn werde, der polnischen Sache im Felde diejenigen Dienste zu leisten, welche die edle polnische Nation von mir erwartet. Ich fürchte eher dieser heiligen Sache Nachtheil zu bringen, indem ich durch Annahme Ihres Antrags der Regierung des Königs Ludwig Philipp einen Vorwand liefern würde, das unglückliche Polen im Stich zu lassen in einem Augenblick, wo man sich in den Tuilerieen das Ansehen gibt, als ob man es unterstützen wollte, und wo die Gefahr, durch Ruß-

lands Uebermacht erdrückt zu werden, zum mindesten dringender ist als in den seitherigen Phasen des Befreiungskriegs. — Vor Allem aber, meine Herren, habe ich mir gesagt, daß mein Name und mein Blut Frankreich gehören, welches derselben vielleicht in Kürze bedürfen könnte. Wenn Sie daher auch versucht seyn sollten, diese Gründe der Klugheit und Politik für sehr kühl, nüchtern und matt zu halten, so bin ich Ihnen doch diese freimüthige offene Erklärung schuldig."

Der etwas eilige Abschied der polnischen Deputation verrieth, daß die Herren doch einigermaßen von dem Mißerfolg derselben verletzt waren. Nur der Senator Racionzki hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß der Prinz sich noch eines bessern besinnen werde, und die Versicherung daran geknüpft, die ganze polnische Nation werde ihm zujauchzen, wenn er trotz dieser Erklärung dem Rufe seines Herzens dennoch folge und ihnen nachreise. Der alte gewiegte Jurist hatte in der Seele des Prinzen gelesen. —

„Ich danke Dir, mein lieber Sohn, daß Du zu diesem Entschlusse gekommen bist," sagte die Königin zu ihm, als die Deputation fort war und reichte ihm mit feuchten Blicken die Hand. „Ich wollte Dir nicht wehe thun, mein Louis, und Deinen edlen humanen Enthusiasmus nicht durch scheinbar eigennützige Bedenken abschwächen und erkälten. Allein ich kann uns nur Glück wünschen, daß es so gekommen ist. Rußland war die einzige Macht von denen der heiligen Allianz, welche unserem Unglück noch eine großmüthige Rücksicht schenkte. Der Zar Nikolaus ist in diesem Stücke in die Fußstapfen seines edlen gütigen Bruders getreten. Dein erstes Erscheinen in Warschau hätte uns diese rücksichtsvolle Behandlung von Seiten des Kabinets von St. Petersburg für immer verscherzen gemacht!"

— „Und ich, mein Prinz, gratulire Ihnen von Herzen zu Ihrem Entschluß, weil er ein Sieg über Sie selbst ist," fügte Conneau hinzu; „ich habe heute Nacht bemerkt, in welch' aufregendem Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen Eigenliebe und Klugheit Sie sich befanden — ich hörte Sie die halbe Nacht mit starken Schritten in Ihrem Zimmer auf- und niedergehen.

Aber Sie haben bewiesen, daß das erste Attribut zu einem Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung in Ihnen liegt: das Vermögen der unbedingten Selbstbeherrschung, mein Prinz!"

„Ah mein Freund, jubeln und loben Sie nicht zu frühe!" entgegnete der Prinz. „Wenn Sie wüßten, wie viel mich diese Entscheidung kostet und wie es noch in mir stürmt, daß ich jenen Herren nacheilen und meinen Entschluß widerrufen möchte! . . . . Polen im Unglück, und wenn mein Name allein eine Armee aufwiegt, wie sie sagten . . . ."

— „So legen Sie diesen Namen unbefleckt dereinst für Frankreich in die Wagschale, mein Prinz!" sagte Conneau. „Frankreich wird noch existiren, wenn Polen längst aufgehört hat zu seyn, Frankreich wird Ihrer noch einmal bedürfen, um es der Selbstauflösung zu entreißen, wozu die Verträge von 1815 den Keim in dasselbe gelegt haben." — —

Die paar nächsten Tage war der Prinz schweigsam und verschlossen, und suchte die Einsamkeit. Man sah es ihm deutlich an, welch harten, furchtbaren Kampf es ihm gekostet hatte, auf den Ruf zu verzichten, der an ihn ergangen war, und er kam sich vor, wie Einer, der eine höhere Pflicht versäumt hat, um eine untergeordnete zu erfüllen. Mit ungeduldiger fieberischer Spannung warf er sich auf jedes ankommende Zeitungsblatt und suchte darin nach neuen Nachrichten aus Polen. Und es waren solche in jeder Zeitungsnummer, aber es waren keine sonderlich günstigen. Die aus dem russischen Hauptquartier kommenden Berichte meldeten mit großer Vorsicht und Zurückhaltung ein gemeinsames gleichzeitiges Vorrücken der verschiedenen russischen Armeecorps gegen Warschau, und deuteten an, daß der entscheidende Schlag auf die Hauptstadt demnächst geführt werden müsse. Die aus Warschau abgegangenen Nachrichten lauteten vag und scheu; man berühmte sich einiger Erfolge in kleineren Gefechten und meldete verschiedene Truppenbewegungen, rasche Verstärkung der während des Krieges eilfertig errichteten Befestigungen von Warschau. Es wollte den Prinzen bedünken (was er auch schon aus den widersprechenden Mittheilungen der polnischen Deputation hatte entnehmen wollen),

daß unter den polnischen Heerführern Zwiespalt und Unschlüssigkeit und eine gewisse Entmuthigung herrsche, und daß man die Nähe einer entscheidenden Krise fürchte. —

Es war am zweiten Abend nach der Abreise der polnischen Deputation. Prinz Louis saß in seinem Zimmer, die eben angekommenen Zeitungen in der Hand, und war damit beschäftigt, mit Nadeln, Fähnchen 2c. die neuen Stellungen der kämpfenden Parteien zu bezeichnen. Auf's Neue gährte in ihm der Kampf zwischen Dableiben und dem Verlangen, an dem unzweifelhaft nun beginnenden Entscheidungskampf vor Warschau sich zu betheiligen, wenn auch unter anderem Namen. Es war ihm, als sollte er der Sache der Freiheit der Nationen und dem Vertrauen des polnischen Volkes eine Schuld abtragen; es drängte ihn, unter den Fahnen eines Heeres zu fechten, das ganz anders als die römische Insurrektion seit neun Monaten Wunder der Tapferkeit gethan und einen Widerstand geleistet hatte, welcher in den Annalen der Kriegsgeschichte beinahe ohne Vorgang war. Aber er gedachte auch seiner Mutter und der Verantwortlichkeit, welche er als Napoleonide für jeden seiner Schritte auf sich nahm, und er konnte daher zu keinem Entschluß kommen.

Die einbrechende Dunkelheit that seiner Arbeit Einhalt; er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder und suchte sich klar zu werden und zu einer Entscheidung zu gelangen. Er trat an's Fenster, blickte hinaus in den Abendhimmel, in die goldenen Säume der rasch gen Norden ziehenden Wolken, und seine Brust arbeitete.

„Gib mir ein Zeichen, Schicksal!" murmelte er; „ha, nur einen Ausweg aus diesem wirren Chaos von Bedenken und Zweifeln! Nur Einen Moment klarer Ruhe! nur Einen Fingerzeig!"

Da sah er einen Bauersmann oder Taglöhner in Hemdärmeln drunten in den Hof einschleichen und sich dem Nebengebäude nähern, und des Prinzen scharfes Auge erkannte, daß er ein kleines Päckchen unter dem Arme trug, welches er hehlings dem alten Herrn Rousseau übergab. Gleich darauf knarrte die Treppe unter Tritten und Rousseau trat ein.

„Ein Feldarbeiter bringt dieses Päckchen hier, mein Prinz, welches ihm jemand draußen im Feld übergeben habe, um es Ihnen zuzustellen,“ sagte der Haushofmeister.

— „Geben Sie her, lieber Rousseau! danke Ihnen; reichen Sie dem Mann ein gutes Trinkgeld!“ rief Prinz Louis und befühlte das braune Packpapier. Es fühlte sich schwer und dick an und rauschte wie ein schwerer Stoff. Eilig machte der Prinz mit seiner Zündmaschine Licht und beleuchtete das umhüllende Papier von allen Seiten; aber nirgends war eine Adresse oder irgend eine Spur von Schrift zu sehen. Das Papier war jedoch mit einem sehr feinen Siegellack gut verschlossen und das aufgedrückte Petschaft war der Abdruck einer kleinen hübschen Camee, die einen beflügelten Pfeil darstellte mit der Umschrift: „Jusqu'à la fin.“

Hastig riß der Prinz das Paket auf, und zog aus einer innern Hülle von feinem Seidenpapier eine roth und weiße Schärpe mit silbernen Fransen und eingestickten silbernen Zierrathen, und an dieselbe war ein kleines Billet angeheftet, das nur die Worte enthielt:

„Mein innigst Geliebter!

„Die Ehre, der Ruhm rufen Dich. Wenn die Liebe und Zärtlichkeit Dich hier hält, so opfere sie Deiner geschichtlichen Mission. Ich würde mich selber hassen, hätt' ich mir vorzuwerfen, daß ich Dich Deiner Bestimmung entfremdet. Opfere mich Deinem Ruhme; ich werde stark seyn und mich an dem Gedanken an das aufrichten, was ich der Welt gegeben habe. Meine heißesten Segenswünsche und Gebete werden Dich begleiten, und als ein Schutzengel wird Dir im Geiste zur Seite gehen und Dich zum Siege, zum Throne leiten

Deine ergebenste treue

Hedwig.“

Der Prinz drückte das Billet und die Schärpe in stiller trunkener Wonne an seine Lippen, und flüsterte: „Dank Dir, Geliebte! innigen Dank! Es ist ein Zeichen! sie hat dem Kampf ein Ende gemacht, und ich bin nun entschlossen. Theures, geliebtes Wesen!

Engel von einem Mädchen! sie hat von dem polnischen Besuch und meiner Entscheidung gehört: sie hat meine Beweggründe zu deuten versucht, und mit einer erhabenen Uneigennützigkeit mir den einzigen Weg gezeigt, den ich gehen muß. Und ich werde gehen und noch in dieser Nacht!"

„Rousseau," rief er diesem die Treppe hinab, wo er denselben noch mit jemand plaudern hörte; „auf ein Wort, mein Freund! — Können Sie mir etwa hundert Napoleons geben, Rousseau, welche Sie von unserm Geschäftsmann in Konstanz morgen wieder erheben können?"

— „Unmöglich, mein Prinz! diese Summe ist zu groß. Aber was ich an Baarem habe, steht Ihnen zu Dienst," erwiderte der Diener freundlich. „Hätte es Verzug bis morgen, so könnte ich . . . ."

„Hätte es Verzug, dann holte ich mir das Geld morgen in Konstanz selbst, lieber Rousseau, aber ich bedarf es noch heute und dringend," sagte der Prinz. „Wissen Sie mir niemand in der Nachbarschaft, der mir das Geld schnell beschaffen könnte?"

— „Herr von Kie . . . ."

„Nein, das geht nicht, — vollenden Sie nicht, Rousseau!" fiel ihm der Prinz rasch in's Wort; — „von dieser Seite will ich kein Darlehen!"

— „Jenun, vielleicht daß Herr Ammann im Stande ist!"

„Das ist ein guter Einfall! lieber Rousseau! Ich werde sogleich zu ihm nach Mannenbach hinuntergehen. Entschuldigen Sie mein Ausbleiben vom Souper bei der Königin, lieber Rousseau, und halten Sie reinen Mund — verstehen Sie? Es braucht niemand etwas von meiner Geldverlegenheit zu wissen, hören Sie?"

— „Zu Befehl, mein Prinz! aber bitte, erschrecken Sie doch die Königin nicht! Sie haben doch nichts vor, was Sie in Gefahr bringen könnte? Großer Gott, wie würde ich Madame bedauern!"

„Seyn Sie ruhig! es handelt sich um kein Duell, Alter, sondern um eine bloße heilige Ehrenschuld!" versetzte der Prinz mit geheimnißvollem Lächeln, und verschwand in seinem Schlafzimmer. Er packte in aller Eile einen kleinen Mantelsack mit der nothdürf-

tigsten Wäsche und Kleidern, steckte eine schöne Fernröhre und einige Landkarten hinein, warf einen Mantel um und verließ, den Mantelsack unter dem Arm tragend, den Arenenberg. Eine starke Stunde später stieg er in ein Boot und ließ sich von einem ihm bekannten Schiffer um die Insel Reichenau herum und nach dem badischen Dorfe Allensbach übersetzen, wo er den Schiffer mit dem ausdrücklichen Befehle entließ, das tiefste Stillschweigen über diese Fahrt zu beobachten. In Allensbach nahm er einen leichten Wagen und fuhr damit gen Norden.

Das Verschwinden des Prinzen rief die größste Bestürzung auf dem Arenenberg hervor. Obschon Prinz Louis keine Zeile zurückgelassen hatte, um seine plötzliche Abreise zu erklären, so ahnten Königin Hortense und Doktor Conneau doch alsbald, daß das Reiseziel des Prinzen nur Warschau seyn konnte. Beide hatten in den zwei vergangenen Tagen beobachtet, wie sehr der Prinz in sich versunken war, und wie er sich bemüht hatte, fremden Augen dasjenige zu verbergen, was in seinem Innern stürmte und gährte. Aber wie marmorkalt die bleichen Züge des Prinzen, wie verschleiert seine Augen auch erschienen, es war doch unverkennbar, daß diese Ruhe nur eine mühsam erzwungene gewesen, und daß der Prinz wahrscheinlich den Bescheid bereute, den er der polnischen Deputation gegeben hatte. Königin Hortense war furchtbar bestürzt und in Sorgen; sie sandte nach allen Seiten hin Vertraute aus, um sich nach der Richtung zu erkundigen, welche der Heimathsflüchtige eingeschlagen; sie schrieb Briefe über Briefe an alle Freunde und Bekannte mit der Bitte, den Prinzen zurückzuhalten, falls er irgendwo auftauche; sie that alle möglichen Schritte, um ihn von einem Unternehmen abzuhalten, das ihr wie sicherer Ruin erschien, und sie that diese Schritte so offen, daß sie Gefahr lief, den Prinzen sozusagen der Wachsamkeit der fremden Polizeibehörden zu bezeichnen.

Allein alle diese Maßregeln waren vergebens. Der Prinz war unter angenommenem Namen bereits auf dem Wege nach Warschau und reiste Tag und Nacht. In B., einer bayrischen Provinzialstadt unweit der böhmischen Grenze, hatte er Mühe, sich einen Extrapostwagen zu verscha en. Der Postmeister hatte kurz

zuvor sowohl die fälligen Eilwagenkurse, als einige Wagen mit böhmischen Fabrikanten abgefertigt, welche zur Messe nach Leipzig reisten. Er hatte momentan weder Pferde noch Wagen mehr zur Verfügung, und bat den ungeduldigen Passagier, nur auf eine Viertelstunde in das Speisezimmer des Gasthofes zu treten, welches mit der Post verbunden war. Wider Willen ergab sich der Prinz darein, denn der Abend war kalt und regnerisch. Das Gastzimmer war ziemlich voll von anständigen Gästen, die alle mit einer gewissen wehmüthigen Aufregung sich um einen runden Tisch drängten, wo ein paar alte Herren die Zeitung vorlasen.

„Was gibt es denn?" fragte der Prinz, der am großen Thonofen des Zimmers sich wärmte und ein Glas Glühwein erwartete, den Oberkellner, der ebenfalls mehr auf die vorgelesenen Nachrichten als auf den verschlossenen Gast achtete.

— „Warschau ist erstürmt und eingenommen, die Polen sind geschlagen, mein Herr," erwiderte der Kellner mit verbissenem Ingrimm. „Die Leipziger und Nürnberger Zeitungen, welche vorhin mit der Post angekommen sind, melden es."

„Nicht möglich!" rief der Prinz.

— „Ja, es ist kaum glaublich, aber doch wahr, denn die preußische Regierung läßt es ja förmlich auf amtlichem Wege melden. Es steht in allen Zeitungen, daß Warschau kapitulirt hat, nachdem die Polen drei Tage lang sich wie die Löwen gewehrt hatten. Sehen Sie selbst!" und er reichte ihm eine Zeitung — dieselbe aus welcher der Herr am Tische so eben vorgelesen hatte.

Es war nur allzu wahr und wirklich. Da stand es mit allen Nebenumständen, daß Warschau kapitulirt habe und am 8. September gegen Mittag die russischen Garden unter Großfürst Michael in die Stadt eingerückt, daß das polnische Heer beinahe zersprengt sey.

„Bitte, bestellen Sie mir meine Extrapost ab und geben Sie mir ein Zimmer, — ich fühle mich zu ermüdet zur Weiterreise," sagte der Prinz zu dem eintretenden Wirthe. Er konnte nicht mehr an der Wahrheit dieser Nachrichten zweifeln, und begriff ahnungsvoll, daß mit dem Sturze der Hauptstadt auch die Erhebung des ganzen Landes verloren sey. Tags darauf reiste der

Prinz mit dem gewöhnlichen Eilwagen wieder nach dem Bodensee zurück.

6.

Wochen waren vergangen, seit der Prinz Louis in aller Stille heimgekehrt war von der vereitelten Reise nach Warschau, aber er war ernster und tiefsinniger, schweigsamer und in sich versunkener geworden, als er je gewesen. Die Vereitelung seiner Hoffnungen, dort an den Ufern der Weichsel für die allgemeine Völkerfreiheit streiten zu können, hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, denn er hatte damals noch nicht in der Schule der Erfahrung gelernt, daß das Leben so reich ist an getäuschten Hoffnungen und versagten Wünschen. Mit 24 Jahren leben wir noch den Illusionen und fühlen schmerzlich deren Vereitelung. Aber noch etwas Anderes nagte am Herzen des Prinzen: trotz der Zusagen, welche Ludwig Philipp und sein Minister Casimir Perier gegeben hatten, war doch den Napoleoniden die Rückkehr nach Frankreich nicht nur nicht gestattet worden, sondern die Regierung des Bürgerkönigs hatte den Kammern sogar einen Gesetzesentwurf vorgelegt, welcher die Familie der Napoleoniden der älteren Linie der Bourbonen gleichstellte und sie auf alle Zeiten aus Frankreich verbannte, und nur die Todesstrafe aufhob, womit die königliche Ordonnanz von 1816 diejenigen Verbannten bedrohte, welche sich erkühnen würden, trotzdem nach Frankreich zurückzukehren. Und dieses schmachvolle Gesetz war in beiden Kammern angenommen worden, ohne daß auch nur Eine Stimme sich zu Gunsten der kaiserlichen Familie zu erheben gewagt hatte!

Der Prinz war hierüber im höchsten Grade empört und schäumte vor Wuth, aber er fühlte zugleich auch seine Ohnmacht gegenüber von einer Regierung, welche durch die unlautersten Mittel sich diesen Einfluß auf die Kammern zu sichern gewußt hatte, und gerade dieses Gefühl ohnmächtigen Grolls verbitterte ihn und machte ihn beinahe schwermüthig. Sogar Hedwig mit all ihrer innigen glühenden Liebe, mit all ihrer Begeisterung für die Sache der Napoleoniden vermochte den Prinzen nicht aus dieser Versunkenheit zu reißen; ja der Prinz floh sogar offenbar die Nähe des herrlichen

blühenden Wesens, welches mit einem solch unsäglichen Enthusiasmus an ihm hing und ihm Alles, Alles zu opfern bereit war.

Die Weinlese war vorüber, der Spätherbst gekommen; die Wälder begannen sich zu entblättern und die wundervolle Schönheit, welche noch jüngst diese reichgesegnete Landschaft geziert hatte, erschien abgestreift und unter den Nebeln verhüllt, welche vom See aufstiegen und den Hügeln und dem Gestade entlang hinwogten, die ganze Natur in eintöniges schwermüthiges Grau kleideten oder sich in Gerinnsel auflösend, in feinem Regen herniederrieselten. Es war einer jener Tage, wo die frostige Trübseligkeit der Witterung erschlaffend, lähmend, entmuthigend auf unsere Sinne wirkt und uns zu jeder ernstern geistigen Anstrengung unfähig, aber zu einem dumpfen Brüten geneigt macht. Der Prinz saß an seinem Schreibtisch, eine Anzahl Briefe vor sich, die er abwechselnd las ohne sich zur Beantwortung entschließen zu können; da ward diskret an seine Thüre gepocht und der alte Hausofmeister trat ein.

„Was bringen Sie, Rousseau?" fragte der Prinz mechanisch?

— „Oh, nichts, mein Prinz," erwiderte der Alte; „ich wollte Ihnen nur melden, — obschon Sie es vielleicht schon selbst bemerkt haben werden, — daß Gäste drüben sind bei Ihrer Majestät — Gäste vom Eugensberg!" setzte Rousseau mit bedeutsamem Flüstern und schlauem Blick hinzu.

„Und meine Mutter läßt mich rufen, Rousseau?" fragte der Prinz und eine leichte Röthe flog rasch über sein blasses Gesicht.

— „Dieß eben nicht, mein Prinz! ich hatte nicht die Ehre, Ihre Majestät zu sprechen; aber ... aber ich meinte nur so ..."

„Und was meinten Sie denn, Rausseau, wenn ich bitten darf?"

— „Ach, mein Prinz, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen indiskret erscheine, aber ich glaubte, es würde Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich es Ihnen meldete, falls Sie etwa den Wagen nicht hätten anfahren sehen!"

„Ich habe in der That auch nicht darauf geachtet, Rousseau, und danke Ihnen."

— „Und Sie gehen nicht hinüber; mein Prinz?" fragte der Haushofmeister lauernd.

„Und was kümmert das Sie, mein alter Herr?“ versetzte Prinz Louis aufwallend.

— „Vergebung, Hoheit, ich meinte nur so . . . oder vielmehr . . .“

„Nur heraus mit der Sprache?“

— „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich indiskret erscheine,“ sagte Rousseau und rieb verlegen die Hände. „Allein die Sache ist die: eine der Damen, eine junge, reizende Person, blieb nach dem Aussteigen etwas hinter den Anderen zurück und schien mich mit den Augen heranzuwinken — und, beim Geier, mein Prinz, die schönen dunklen Augen waren sehr ernst und traurig, und die sonst so blühenden Wangen sehr blaß — und die Dame fragte im Vorübergehen an mir und während ich ihr den entfallenen Shawl aufzuheben bemüht war, leise: ‚Sagen Sie, mein Lieber, ist der Prinz krank oder verreist?‘ — ‚Mit nichten, Madame, aber verstimmt und in Arbeiten vergraben,‘ erwiderte ich ihr und bemerkte, wie ein trüber Schatten über ihr liebes freundliches Gesicht hinflog, und wie sie sich rasch abwandte, um eine Thräne zu verbergen.“

„Schon gut, mein Alter! ich danke Ihnen,“ fiel ihm der Prinz mit einer leichten Handbewegung in's Wort; „Ich werde hinübergehen!“

Und nachdem er seine Briefe in einer Schublade des Schreibtisches verschlossen hatte, eilte er auch hinüber in das Schlößchen und begrüßte die Gäste mit der ihm eigenen unwiderstehlichen gewinnenden Liebenswürdigkeit und mengte sich mit aller Unbefangenheit in die lebhafte Unterhaltung. Die fremde Dame, welche sich beim Haushofmeister nach dem Prinzen erkundigt hatte, war, wie unsere Leser schon errathen haben werden, die reizende Hedwig. Eine flüchtige Röthe, ein Aufleuchten ihres dunklen wehmüthigen Auges verrieth dem Prinzen, daß er mit Ungeduld erwartet worden war. Es konnte ihm nicht entgehen, daß Hedwig sich unglücklich fühlte; wie sehr sie sich auch Mühe gab, ihre tief innerliche Bewegung zu verbergen, der Scharfblick des Prinzen erkannte den mühsam verhaltenen Schmerz, die seelische Unruhe, die kaum nothdürftig bewahrte Fassung einer in ihrem innersten Wesen erschütterten Frau.

Es währte nicht lange, so hatte der Prinz Gelegenheit gefunden, Hedwig zu einem der Fenster des Salons zu locken unter dem Vorwande, ihr ein neues Kupferwerk zu zeigen. Ihre Hand bebte, als diejenige des Prinzen sie leise berührte, und ihr Athem stockte beinahe vor innerer Aufregung.

„Wie geht es Dir, mein süßes Leben? Du bist bleich und aufgeregt!“ flüsterte der Prinz.

— „Ich möchte sterben, Louis! ich bin namenlos unglücklich; ich war der Verzweiflung nahe und dem Wahnsinn, sonst würden Sie mich nicht hier sehen!“ erwiderte Hedwig und hatte Mühe ihre Thränen zu verhalten und ein lautes Schluchzen zu unterdrücken. „Oh, ihr Männer wißt nicht, was die Liebe einer Frau ist, wie diese Neigung bei uns die ganze Seele ausfüllt, so daß gar nichts Anderes mehr in unserm Leben ist, als die Liebe. Ich habe furchtbar gelitten, und durfte mich nicht ausweinen, meinen Schmerz nicht zeigen! Oh, mein Prinz, ich habe das nicht um Sie verdient! Der Himmel lasse Sie nie erfahren, wie furchtbar diese geheimen Schmerzen des Herzens sind!“

„Um's Himmels willen, meine Theure, was hast Du denn? Ich verstehe Dich fürwahr nicht,“ versetzte der Prinz erschrocken. „Was für ein Argwohn quält Dich denn?“

— „Der Gedanke, daß Sie mich verlassen haben, daß ich einer Andern geopfert worden bin,“ sagte Hedwig leise und mit dem tiefsten Seelenschmerze. „Oh, ich weiß es ja, daß ich Ihnen nichts bieten und nichts sein kann, mein Prinz, und daß es mehr Mitleid mit meiner Neigung und mehr Befriedigung Ihrer Eigenliebe war, als Liebe, was Sie veranlaßte, mir entgegen zu kommen, mein Prinz; aber wenn die Laune vorbei war, warum konnten Sie es mir nicht sagen? warum mir nicht offen den Abschied geben?“

„Aber liebes Kind, was für Gedanken und Vorwürfe sind dieß?“ flüsterte der Prinz erschrocken. „Bei meinem Wort! Dein Verdacht ist ganz unbegründet! Ich liebe Dich noch, ich bete Dich an! Ich schwöre Dir, daß ich mit keinem Gedanken einer Andern gedachte!...“

— „Täuschen Sie mich nicht, mein Prinz! es wäre grausam,

das Spiel mit meinen heiligsten Gefühlen länger fortzusetzen!" fiel ihm Hedwig schnell und ernsthaft in die Rede. „Sagen Sie mir lieber, daß Sie mich nicht mehr lieben, daß ich Ihnen nichts mehr seyen kann, und ich will mein Geschick ertragen, will den schweren Schlag verwinden. Aber leugnen Sie nicht, daß Sie einer Andern gut sind, daß Sie eine andere Liaison angeknüpft haben!" fuhr sie leidenschaftlich fort. „Ich weiß ja, Sie können nicht ohne ein solches Verhältniß sein, und ich neide es ja auch nicht. Aber warum sagen Sie mir das nicht offen? warum schweigen Sie auf drei meiner innigsten, liebevollsten, besorgtesten Briefe? warum lassen Sie mich einige Wochen lang ohne jegliches Lebenszeichen? warum lassen Sie mich Dutzende von Malen an dem bekannten Orte des Stelldicheins vergeblich warten, daß mich die Unruhe, die getäuschte Erwartung und der Seelenschmerz beinahe aufrieben?"

Den Prinzen rührte dieser Schmerz der Liebe, diese Klage eines getäuschten zärtlichen Herzens tief, und sein Gewissen schlug ihn. Er suchte Hedwig darzustellen, daß es nicht Gleichgültigkeit, nicht Treulosigkeit gewesen sei, was ihn abgehalten habe, seit der Heimkehr von jener so plötzlich angetretenen Reise auf ihre Briefe zu antworten und sie an dem anberaumten Zusammenkunftsorte zu treffen. Er erklärte ihr, daß es nur innere Kämpfe und tiefe Verstimmung über die äußeren Ereignisse, über die Schicksalsschläge welche über seine Familie ergangen waren, und ähnliche Gründe gewesen seien, die ihn abgehalten, an Liebe zu denken; es gebe Schmerzen, Gefühle, innere Vorgänge, sagte er, welche den Menschen so sehr verstimmen, daß ihm Einsamkeit und Stille, ein isolirtes Austragen des Schmerzes und inneren Unbehagens Bedürfniß sei. Er erklärte, daß er diesen Gemüthszustand endlich überwunden habe und nun in dem verständigen tiefen Mitgefühl Hedwigs Trost finde; daß er sie inniger, glühender liebe als je, und daß er ihr dieß durch eine um so beeifertere Zuneigung beweisen werde.

Und Hedwig glaubte ihm und ward nicht nur ruhiger, sondern sogar glücklich; ihre ganze Seele war voll stillen seligen Jubels, voll unendlicher Wonne. Ist es Schwäche oder Kraft, woraus dieser Umschlag in der Seele eines liebenden Weibes entspringt,

dieses Sich=berühren der Extreme? Wir wissen es nicht; aber sicher ist es einer der schönsten und edelsten Züge in der Seele des Weibes.

„Süße, himmlische Hedwig, ich muß Dich sehen und sprechen!“ flüsterte der Prinz. „Ich muß Dir dieß Alles ausführlicher erklären und mein Unrecht nicht nur abbitten, sondern auch wieder gut zu machen suchen. Kannst Du, willst Du morgen in das Wäldchen kommen?“

— „Ich werde kommen, mein angebeteter Louis,“ flüsterte Hedwig mit leuchtenden Augen und rosiger Gluth auf den eben erst noch so bleichen Wangen. „Aber ich beschwöre Dich, laß mich nicht vergebens warten! Bedenke, daß wir vielleicht nur noch wenige Tage auf dem Eugensberg bleiben, daß es mir nicht mehr länger gelingen wird, die Familie hier zurückzuhalten, wie seither.... O komm', ich bitte Dich, mein süßer Geliebter, komm!“

Es war nicht rathsam, dieses leise, unter der Maske gemeinsamer Betrachtung des Bilderwerks gepflogene Zwiegespräch länger fortzusetzen, welches der Aufmerksamkeit der Herzogin von St. Leu nicht entgangen war, obschon sie sich's nicht merken ließ, und bald darauf verabschiedeten sich die Gäste, und der kleine häusliche Kreis von Arenenberg ging zu dem frugalen Diner. —

„Auf ein Wort, mein lieber Louis,“ sagte Königin Hortense zu ihrem Sohn, nachdem der Kaffee nach der Mahlzeit genommen war und der Prinz Miene machte, sich wieder auf sein Zimmer zurückzuziehen. — „Ich möchte Dich bitten, mich in mein Cabinet zu begleiten, da ich Einiges mit Dir zu besprechen habe.“

— „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, liebe Maman!“ sagte der Prinz, etwas beunruhigt von dem Ernste, welcher durch den freundlichen Ton der Mutter hindurch klang.

„Mein lieber Sohn,“ hub die Königin Hortense an, als der Prinz im Kabinet ihrem Lehnstuhl gegenüber Platz genommen hatte, — „ich sehe mit Schmerz, wie Du bleich und hager und hohläugig wirst, wie Du bis tief in die Nacht hinein noch Licht auf Deinem Schreibtische hast und entweder in Arbeit vergraben halbe Nächte durchwachest oder in peinvollem Grübeln und ohnmächtigem Groll mit unruhigen Schritten in Deinem Zimmer auf= und abwandelst und Dich beinahe aufreibst. Was ist Dir, mein theurer Sohn?

welche Sorge nagt an Deiner jungen Seele? welche Leidenschaft bewegt Dein ungestümes Herz? Verzeih' dem besorgten Mutterherzen, wenn es scheinbar indiskret in Deine Geheimnisse eindringen will; aber glaube mir, die tiefe Verstimmung und Niedergedrücktheit, die ich in den jüngsten Wochen an Dir bemerkt habe, schneidet mir tief in die Seele! Willst Du das, was Dich bedrückt, nicht in mein Herz ausschütten und mir erlauben, Dir Dein geheimes Leid theilweise abzunehmen, indem ich es Dir tragen helfe?"

— „Meine theure Mutter, wie lieb von Ihnen!" rief Prinz Louis gerührt und zog die Hand der Königin an seine Lippen.

„Rede, mein lieber Sohn! erleichtere Dein Gemüth!" sprach Hortense mit ihrem unwiderstehlich innigen Tone mütterlicher Besorgniß. „Sind wir ja doch von Natur und Schicksal gleichsam ganz auf einander angewiesen! Rede, mein Lieber! theile Dich mir mit!"

Der Ton und die Miene der Königin waren unwiderstehlich. Ihr schönes Auge suchte in die geheimsten Falten seines Herzens zu dringen.

„Nun denn, meine theure Maman, so hören Sie!" versetzte der Prinz bewegt. „Wie kann es anders sein, als daß mir alle Ruhe und Fassung abhanden gekommen ist, nachdem das Schicksal mir mit solch schnöder Grausamkeit die Möglichkeit versagte, in Polen des Namens eines Napoleoniden mich würdig zu erweisen, und nachdem die fluchwürdigsten Kabalen des Juli-Königs in den Kammern uns aufs neue geächtet und uns den Boden Frankreichs verschlossen haben? Allein nicht der Groll hierüber ist es, welcher mich beinahe bis zur Aufzehrung und zum Aberwitz aufregt, sondern die ohnmächtige Wuth, daß sich mir auch nicht die mindeste Möglichkeit zeigen will, diese Tücke an ihrem feigen Urheber, dem undankbaren gewissenlosen Bürgerkönig, heimzusuchen. Vergebens quäle ich mein Gehirn ab, um irgend eine Rache zu erdenken, welche mir mit meinen Mitteln ausführbar wäre, aber nirgends bietet sich mir die Aussicht, an ihm Wiedervergeltung üben zu können, denn selbst die Häupter der unzufriedenen Parteien sind nicht im Stande, irgend einen festen Plan..."

— „Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, ja ich beschwöre Dich

bei Allem, was Dir an einer Mutter nur heilig sein kann, laß diese Gedanken fahren und wirf alle Pläne zu derartigen Donquixoterieen hinter Dich!" versetzte die Königin mit stiller Ergebung und einer unsäglichen Milde. „Der Moment des Handelns ist noch nicht gekommen, und der scheinbare Sieg, welchen der Usurpator in Paris in seinen abhängigen Kammern davon getragen hat, will ja noch gar nichts bedeuten. Die Majorität der Kammern ist noch nicht die Majorität der Nation — man weiß ja, auf welche Weise diese Kammern zusammengesetzt wurden. Setz' Dein Vertrauen allein auf die Nation, mein Sohn! Wenn das Volk sich seiner Größe und Stärke, seines Ruhms und seiner Macht, sowie der beständigen emsigen Fürsorge wieder erinnert, deren Gegenstand es unter der Regierung des Kaisers war, so wird ihm unser Andenken theuer sein. Dieser Gedanke ist der süßeste Trost, den wir in der Verbannung uns erhalten oder allfällig mit uns in's Grab nehmen können!"

— „Nun ja, meine liebe Maman, aber einstweilen sind wir eben verbannt und lahm gelegt und vor der ganzen Welt beschimpft," erwiderte der Prinz knirschend.

„Keineswegs, mein Sohn! wir sind nur auf die Zeit und auf besseres Glück verwiesen!" entgegnete die Königin mit engelgleicher Ruhe. „Der Schimpf trifft den Gewalthaber, der treulos, undankbar und wortbrüchig eine solche Maßregel gegen den Schwachen und Wehrlosen ergreift und ihn aus seinem Rechte verdrängt. Allein alle solche Maßregeln sind ja nur für eine kurze Spanne Zeit gültig, dann kommt ein Umschlag und der gestürzte Usurpator wird mit derselben Münze bezahlt, womit er Andere bezahlen wollte, Ich hege die zuversichtliche innige Ueberzeugung, daß ein Napoleonide diesen Orleans eines Tags ganz in derselben Weise begegnet, wie sie nun gegen uns gehandelt haben. Der Bürgerkönig bewies uns keinerlei billige Rücksicht; er hat daher auch von uns keine zu erwarten!"

— „Aber das kann noch lange dauern, liebe Maman, und wer weiß, ob wir es noch erleben?"

„Nur Geduld und Muth, mein Sohn! Du erlebst es sicher noch! Wozu seine besten Kräfte in machtlosem Ingrimm aufreiben,

mein Lieber, anstatt seine Zeit weislich auszukaufen und sich auf den Moment vorzubereiten, wo wir zu handeln berufen sind?" fragte die Königin lächelnd. „Was ist ein, was sind zwei Jahrzehnte oder mehr in der Geschichte Anderes, als ein Moment, ein Atom der Ewigkeit? Du mußst die Sache objektiver, historischer auffassen, mein theurer Sohn! Das Schicksal gönnt Dir Zeit zur Vorbereitung auf die Zukunft, mein Sohn, darum beruft es Dich noch nicht zu aktiver Wirksamkeit. Du bist noch jung, noch zu ungestüm und sanguinisch; Du hast noch nicht gelernt, auch in vereitelte Wünsche und Hoffnungen Dich geduldig zu ergeben, denn wem ein großer Beruf überantwortet werden soll, der muß ebenso befähigt sein zu dulden wie zu handeln!"

— „An der Schule des Duldens hat es uns meines Bedünkens nie gefehlt, liebe Mutter!" versetzte der Prinz bitter.

„Nein, aber vielleicht an der Geneigtheit, in diese Schule zu gehen, mein lieber Sohn," entgegnete die Königin, und rückte dem Prinzen näher. „Ich sehe Dich in einer gefährlichen Krise, mein theurer Louis," fuhr sie mit dem eindringlichsten liebreichsten Tone fort; „und ich muß nothgedrungen nun versöhnend und heilend einschreiten. Würde ich Dich mit Deinem Ehrgeiz, Deiner Thatkraft, der wilden Strömung Deiner Leidenschaften und der Führung Deines heißen Blutes überlassen, so würdest Du entweder in gefährlichen und nutzlosen Verschwörungen Dich aufreiben, das unwillkürliche Werkzeug ehrgeiziger oder abgefeimter Abenteurer, welche unter der Maske der beeifertsten und begeistertsten Hingebung an Dich nur ihren eigenen Vortheil suchen; — oder Du würdest in Liebeleien und galanten Abenteuern Zeit und Kraft vergeuden, welche Dir zu einem bessern Zwecke verliehen sind. — Es ist nun Zeit, mein Sohn, daß ich in Deine Hände ein Dokument lege, welches Dir zur Richtschnur Deines künftigen Lebens dienen soll — ein Dokument von der eigenen Hand des Kaisers und wenn auch nicht direkt an Deine Adresse, so doch immerhin auch zur Nachachtung für Dich bestimmt . . . ."

— „Verhaltungsmaßregeln für mich von der Hand des Kaisers?!" rief der Prinz und schnellte wie elektrisirt vom Stuhle empor. „Wo? wo denn? Ich beschwöre Sie, liebe Maman?"

„Nur Geduld, mein lieber Louis! es sind nicht so fast Verhaltungsmaßregeln, als vielmehr Bruchstücke eines politischen Vermächtnisses des Kaisers," versetzte Königin Hortense ruhig. „Du erinnerst Dich noch des armen Dorfschneiders, welcher vor einigen Jahren . . . ."

— „Gewiß, beste Maman! Des Mannes, welcher Ihnen Papiere verkaufte, die Sie mir damals vorenthielten! Ah, ich beschwöre Sie, theure Mutter, geben Sie mir diese Papiere! ich werde sie mit der größten Andacht lesen und ihren Inhalt tief in mein Herz und Gedächtniß einprägen! Wo sind sie, jene theuren Blätter?"

„Hier, mein Lieber, in dieser kleinen Kassette," entgegnete die Königin, eine Schublade ihres Schreibtisches öffnend. „Allein diese Papiere sind nur ein anvertrautes Gut, mein Louis, denn sie sind offenbar für den Herzog von Reichsstadt, Deinen Vetter, bestimmt, als für den nächstberechtigten und natürlichen Erben des hochseligen Kaisers. Ich darf sie Dir daher nur zeigen, wie man eine Reliquie zeigt; aber ich habe eine genaue Abschrift davon genommen, welche ich Dir hiemit übergebe, wie sie von jeher für Dich bestimmt war, denn ein Dokument von solcher Wichtigkeit, ob auch verstümmelt, darf nicht blos in einem einzigen Exemplar vorhanden seyn. Mein Gewissen und meine Pflicht schreiben mir vor, das Original durch irgend eine zuverlässige vertraute Person in die Hand des Herzogs von Reichsstadt oder vielmehr Napoleons II. zu spielen; aber die erforderliche Vertrauensperson hat sich noch nicht gefunden, und so muß Napoleon II. eben noch etwas länger auf dieses kostbarste Erbstück warten, welches der Kaiser ihm hinterlassen. Vielleicht ist es auch besser, der kaiserliche Prinz erhält diese Papiere erst in einem gereifteren Alter, wo er deren Werth besser begreift und sich vielleicht etwas von den Schranken und den Werkzeugen Metternichs, mit denen er umgeben ist, emanzipirt hat. Sieh', mein Sohn, hier sind diese kostbaren Reliquien!"

Der Prinz ergriff ungestüm die verblichenen, wasserfleckigen, vergilbten Blätter, welche die Königin mit echt weiblichem Ordnungssinn platt gepreßt und in ein zierliches Heft vereinigt hatte, und drückte sie inbrünstig an seine Lippen und an sein Herz.

Dann verglich er begierig den Inhalt der beinahe unleserlichen hastigen Schrift des Kaisers mit dem Inhalt der Kopie in der schönen, kräftigen, festen und deutlichen Handschrift der Königin Hortense, und gerieth in eine unbeschreibliche Gemüthsbewegung, die ihn antrieb, Zeile um Zeile zu verschlingen.

„Ich habe eine innige Bitte an Dich, mein theurer Sohn; ich habe Dir sogar eine heilige Pflicht auf die Seele zu legen, mein Louis," sagte Königin Hortense nach einer Weile und legte ihre schöne Hand sanft auf den Arm des Prinzen; „Du kennst nun die kleine Kassette, worin diese hochwichtigen gehaltvollen Blätter verwahrt sind. Du wirst mir versprechen, im Falle meines Todes sie so bald und so sicher wie möglich in die Hände Deines erlauchten Vetters in Wien zu befördern!"

— „Ich verspreche es mit meinem Ehrenworte, allein der Himmel wird so gnädig seyn, mir diesen Auftrag zu ersparen, meine theuerste Maman! er wird Sie mir noch recht lange erhalten!" sagte der Prinz und umarmte seine Mutter zärtlich. — „Und nun Sie, meine liebe Maman, den zündenden Funken in meine Seele geworfen haben, nun gestatten Sie mir, mich auf mein Zimmer zurückzuziehen und mich mit dem Inhalt dieser theuren Blätter bekannt zu machen."

„Geh' mit Gott, mein Sohn!" versetzte die Königin tief ergriffen und küßte den Prinzen auf die Stirne. „Mögen diese Blätter Dich retten vor allen Irrthümern der Jugend und Deinen Geist und Dein Herz ausreifen, kräftigen und stärken vor der Zeit!" —

Der Prinz saß Tag und Nacht über diesen Blättern, die er mit der größten Sorgfalt abschrieb, um die Kopie derselben von der Hand der Königin ebenfalls als Reliquie aufzubewahren; und um den Inhalt derselben seinem Gedächtnisse desto fester einzuprägen. Es war ein neues Ferment in seine Seele geworfen, welches eine gewaltige tiefgehende Bewegung in ihm hervorrief. Er hatte noch ein Stelldichein mit Hedwig, ehe diese den Eugensberg verließ, und hatte ihr versprochen, einen lebhaften und innigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, denn er wußte ja, daß dieses feurige Wesen nicht nur an seine hohe Bestimmung felsenfest glaubte,

sondern auch Allem aufbot, um ihn in seinen Bestrebungen und seinem eigenen Glauben an seine Bestimmung zu bestärken.

Allein die Liebesintrigue vermochte nun sein Inneres nicht mehr auszufüllen, sondern war in einen ganz winzigen Winkel desselben verwiesen worden. Königin Hortense sah bald ganz andere Früchte jener Mittheilung aus dem Geiste des Prinzen erwachsen. Zunächst lehnte er alle Einladungen zur Theilnahme an Verschwörungen und Zettelungen ohne bestimmten politischen Zweck ab, zu welchen ihn Unzufriedene von allen Parteien eingeladen hatten, und erklärte namentlich den Häuptern der republikanischen Partei, daß Frankreich nur an dem Tage auf ihn zählen könne, wo es Napoleon II. anerkennen würde. Insbesondere blieb er all' den Emeuten und den lyoner Arbeiter-Aufständen fern, welche dem Bürgerkönig so viel Sorgen machten. Statt dessen vergrub sich der Prinz in sein Kabinet, studirte die Schriften seines Oheims und die Blätter seines politischen Vermächtnisses, und suchte durch eigene Forschung die Lösung verschiedener politischen Fragen und Probleme, zu denen er durch seine Studien angeregt worden war. Eine der Früchte dieses stillen einsamen Nachdenkens war die Schrift: „Politische Träumereien," eine Art Verfassungsentwurf mit einer motivirenden Einleitung, ganz im Geiste und sogar in der Ausdrucksweise des Kaisers. Als Königin Hortense diese Schrift las, welche der Prinz auch dem damals in Luzern wohnenden Herrn v. Chataubriand zur Begutachtung mitgetheilt und dann im Mai 1832 hatte drucken lassen, erkannte sie mit der innigsten Freude, welch' reiche Ernte aus dem Samen aufgegangen war, den sie in die Seele ihres Sohnes gelegt hatte. Diese Schrift ist um so interessanter und geschichtlich merkwürdiger, als der darin enthaltene Verfassungsentwurf im Wesentlichen ganz dasselbe enthält, was Napoleon III. in der Verfassung von 1852 zwanzig Jahre später dem französischen Volke wirklich gab.

* * *

Ein schöner Maimorgen des Jahres 1832 kleidete die Gegend von Arenenberg in unvergleichliche Pracht, und Prinz Louis hatte

soeben seiner innigen Freude über eine angenehme Ueberraschung, die ihm bereitet worden war, durch einen Brief an seinen Vater Ausdruck gegeben. Die Gemeinde Salenstein, zu welcher der Arenenberg gehörte, hatte dem Prinzen Louis Napoleon in Anerkennung der zahlreichen Wohlthaten, welche sie der Königin Hortense seit ihrem Aufenthalt auf dem Schloß Arenenberg verdankte, das Ehrenbürgerrecht verliehen und der Kanton Thurgau hiezu die Rechte eines Kantonbürgers gefügt, und der Prinz, welcher gerade im Begriff war, seine „politischen Träumereien" der Presse zu überantworten, war trotz seiner Freude über diese Ehrenbezeugung, welche ihm, dem politischen Verbannten, wieder ein Vaterland gab, doch noch unschlüssig, ob er nicht durch die Annahme eines solchen Geschenkes sich etwas an seinen Rechten als französischer Staatsbürger vergeben würde. In diesem Zweifel, welchen selbst die Umsicht und Erfahrung der Königin Hortense nicht zu lösen vermochte, hatte der Prinz sich an seinen Vater gewendet, um dessen Rath einzuholen. Er war so eben im Begriff, den Brief abzuschicken, als ihm sein Diener die Karte eines Herrn brachte, welcher sich die Ehre erbat, von dem Prinzen empfangen zu werden. Die Karte erhielt nur die einfachen Worte: „Mr. de Ferrières." Der Prinz besann sich vergebens auf einen Träger dieses Namens. Er war beschäftigt, denn die ersten Korrekturbogen seines Werkes lagen vor ihm, und verschiedene unangenehme Erfahrungen mit allerlei Abenteurern, welche sich in jüngster Zeit unter der Maske von Landsleuten und politischen Verbannten bei ihm eingeführt hatten, bewogen den Prinzen, einigermaßen auf seiner Hut zu seyn.

„Hast Du dem Herrn nicht gesagt, daß ich beschäftigt bin?" raunte er dem Diener zu.

— „Gewiß, mein Prinz, das that ich, aber der Herr bat so dringend nur um ein Gehör von wenigen Minuten, um Monseigneur eine wichtige Mittheilung machen zu können!"

„Und wie sieht der Mann aus?" flüsterte der Prinz; „ist er vielleicht einer Unterstützung . . . ."

— „Oh, keineswegs, mein Prinz, der Herr macht trotz seiner einfachen Erscheinung ganz den Eindruck eines vornehmen Manne,"

erwiderte der Diener. „Er fragte zunächst nach Herrn Rousseau, der ihn persönlich kenne; aber dieser ist mit Ihrer Majestät nach Konstanz gefahren . . . .“

„Wohlan, so führe den Herrn herein!“ versetzte der Prinz mit einiger Ungeduld.

Die ganze Erscheinung des eintretenden Fremden verrieth den Mann von Stande, der mit den feinsten Manieren jenen sichern Takt der Selbstachtung verbannt, welcher sich dem Gleichgestellten sogleich erkennbar macht.

„Verzeihen Sie, mein Prinz, daß ich mich auf solch' unvermittelte Weise bei Ihnen einführe,“ hub der Gast, ein Mann in den Fünfzigen, mit der vollendeten Grazie eines Weltmannes an. „Ich bin bei der Vicomte Anatole de Ferrières, Gutsbesitzer aus der Franche-Comité und Sohn einer Familie, die in der Revolution nicht emigrirte, aber auch mit dem Kaiserreich schmollte und sich nicht mit der neuen Aristokratie des Degens und der Robe füsirte. Ich bin Ihnen dieses offene Geständniß schuldig, mein Prinz, um Ihnen zu bethätigen, daß mich ein aufrichtiges uneigennütziges Interesse hieher führt. Ich erfreue mich des Glücks einer bescheidenen Unabhängigkeit und habe weder der Restauration noch der neuen Juli-Regierung gegenüber irgend welche Verpflichtungen eingegangen. Ich bin vielleicht eines der jüngsten Mitglieder der bonapartistischen Partei, aber darum doch keines der lauesten, denn die jüngstvergangenen achtzehn Jahre haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß Frankreich unter den Bourbonen und Orleans heruntergekommen ist, und daß der Kaiser nicht bloß ein Welteroberer war und nicht nur an Frankreichs militärische Größe, sondern auch ernstlich an Frankreichs Wohlfahrt und Blüthe im Innern gedacht hat....“

— Seyn Sie mir nach dieser freimüthigen Erklärung doppelt willkommen, Herr Vicomte!“ erwiderte der Prinz mit der gewinnendsten Freundlichkeit, aber einer kaum bewältigten erwartungsvollen Spannung.

„Ich danke Ihnen, mein Prinz, und werde Ihre Geduld nicht lange in Anspruch nehmen,“ sagte der Vicomte. „Ich fasse das ganze Motiv meines Besuchs bei Ihnen, mein Prinz, in vier Worte zusammen: Ich komme von Wien . . . .“

— „Ach, und Sie haben irgend welche Botschaften an mich von meinem Vetter Napoleon II., dem Herzog von Reichsstadt?" fragte Prinz Louis lebhaft.

„Mit nichten, mein Prinz, ich habe keine Aufträge irgend welcher Art von dem Sohne unseres großen Kaisers," erwiderte der Vicomte mit wehmüthigem Ernste. „Aber ich bringe Ihnen aus freien Stücken Kunde von dem Herzog von Reichsstadt. Ich habe den vergangenen Winter in Wien verbracht und viele Gelegenheit gehabt, in die Nähe des Königs von Rom zu kommen. Ich hatte die Ehre, demselben vorgestellt und von ihm eines besondern freundlichen Interesses gewürdigt zu werden, ihm häufig im Hotel der englischen Gesandtschaft und in anderen geselligen Kreisen zu begegnen. Ich hatte das Glück, eine Dame kennen zu lernen, welche sich mit dem ganzen Feuer ihres Wesens für den Gedanken importirt, den 'Sohn des großen Mannes', dem sie eine unaussprechliche begeisterte Hingebung, eine an Schwärmerei grenzende Verehrung widmet, aus den Fesseln Metternichs, aus der unwürdigen Verkümmerung zu befreien, worein ihn die Agenten der heiligen Allianz versetzt hatten. Diese Dame, welche Ihnen, mein Prinz, verwandt und persönlich bekannt ist, hat die Gewogenheit gehabt, mich bei Ihnen durch diese Zeilen einzuführen, die ich Ihnen hiemit zu überreichen mir erlaube!"

— „Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr Vicomte," entgegnete Prinz Louis, dessen Interesse für den Gast von Minute zu Minute wuchs, und nahm das zierliche Billet in Empfang. „Ah, von Napoleona Camerata, meiner Cousine? der Tochter von Elisa Bacciochi?" fragte er und blickte erstaunt auf.

„So ist es, mein Prinz, von derselben!" versetzte der Vicomte lächelnd und mit einer leichten Verbeugung.

Der Prinz las den Brief, dessen kurzer Inhalt folgender war:

„Mein lieber Vetter!

„Der Ueberbringer dieser Zeilen, der Vicomte Anatole de Ferrières de Château-Liardon, ein neuer, aber aufrichtiger Anhänger unserer gerechten Sache und mein Bundesgenosse bei dem vergeblichen Bemühen, den König von Rom zu befreien,

wird Ihnen authentische Nachrichten über das Befinden unseres theuren Vetters in Wien, des Erben unseres großen Oheims, ertheilen und Ihnen zugleich mündlich sagen, daß Sie an der Schwelle der glänzenden Zukunft stehen, welche sich Ihnen eröffnet, wenn der durch die Ränke der heiligen Allianz und die Tücken Metternichs dem Tode geweihte und glückliche Napoleon II. in der Kaisergruft der Lothringer bei den Kapuzinern ruhen wird. Ich weiß, mein lieber Vetter, daß es nur dieser Mittheilung bedürfen wird, um Ihre ganze Thatkraft aufzubieten. Die Familie der Napoleoniden, Frankreich, Europa, ja die ganze Welt wird binnen Kurzem ihr Augenmerk auf Sie richten, den rechtmäßigen Erben der politischen Hinterlassenschaft Napoleons des Großen! Sie sollen bald mehr von mir hören, mein lieber Vetter! Bis dahin aber und für immer bin ich mit Leib und Seele ganz die Ihrige. Ihre Cousine

Napoleona Camerata."

„Ich danke Ihnen nochmals, Herr Vicomte, und bin gespannt auf Ihre geneigten Mittheilungen," sagte Prinz Louis. „Ich weiß bis jetzt leider zu wenig von meiner Cousine Napoleona, die ich nur wenige Male gesehen habe. Die ganze Familie anerkennt jedoch, daß die junge Gräfin Camerata von allen Napoleoniden die auffallendste und sprechendste Aehnlichkeit mit dem hochseligen Kaiser hat, eine Aehnlichkeit, die sich nicht auf die Züge allein, sondern noch mehr auf den Ausdruck des Gesichts, auf Manieren und Gebahren erstreckt und noch größer seyn soll als die Aehnlichkeit meines Vetters Napoleon Montfort. Aber man sagt auch, die Gräfin sey etwas excentrisch, von ungemein lebhafter Phantasie und außerordentlicher Thatkraft, reite wie ein Stallmeister, handhabe Florett und Pistole wie ein Virtuose, und sey zum Aeußersten fähig. Bitte, Herr Vicomte, sagen Sie mir unumwunden, was hat die Gräfin gethan, um den Herzog von Reichsstadt zu befreien? Hat sie etwa im Eifer sich zu Schritten hinreißen lassen, welche sie compromittirt und mit der österreichischen Polizei in Konflikt gebracht haben?"

— „Nichts von diesem Allem, mein Prinz!" erwiderte Herr

L. Ferrières. „Die Gräfin Camerata ist kühn und muthig wie ein Mann, aber auch fein und umsichtig, wie es nur eine Frau seyn kann. Ich verehre sie aufrichtig, denn ihre Hingebung an die Idee der Befreiung des Königs von Rom ist wirklich rührend, und ich bin überzeugt, daß das Gerücht von dem excentrischen Wesen der Gräfin zum guten Theil übertrieben ist. Das Hauptmotiv jener Hingebung der Gräfin hat nichts mit der weiblichen Leidenschaft der Liebe zu thun, sondern ist der Inbegriff einer bis zu schwärmerischem Enthusiasmus potenzirten Verehrung für den Sohn des großen Kaisers, den Erben seines Ruhmes und seines Werkes, einer ritterlichen Loyalität und opferwilligen Treue, wie sie nur in einer großen ungewöhnlichen Seele wurzeln können. Die Gräfin Camerata kam im vergangenen Spätherbst nach Wien in der Absicht, den Herzog von Reichstadt zu befreien; sie fand ihn aber so streng bewacht von seinem militärischen Stabe und Hofstaate, sowie von der geheimen Polizei und all' den Myrmidonen des tückischen Metternich, daß es ihr rein unmöglich war, sich ihm persönlich zu nähern. Sie bestach einzelne seiner Diener in der Hoffnung, eine Unterredung mit dem Kaiserssohne zu erlangen; aber vergeblich! Die Furcht vor Metternich macht die ganze Umgebung des Prinzen zu elenden Werkzeugen der Tyrannei. Das Einzige, was die Gräfin erzielte, war, daß sie eines Abends, als der Herzog von Reichstadt aus dem Theater zurückkehrte, ihn hinter einer Säule der Treppe erwartete, welche zu den Gemächern des Prinzen emporführte. Sie stürzte auf ihn zu, ergriff seine Hand, drückte diese leidenschaftlich an ihre Lippen und schaute ihm mit den großen hellen Augen fest und bittend in's Gesicht, in der Hoffnung, der Herzog werde sie erkennen, denn sie war viel zu sehr erschüttert und bewegt, um Worte zu finden. Aber der Herzog selbst, schon damals leidend und nervös, war von diesem Auftritte so befremdet und erschrocken, daß er sich beinahe bestürzt abwandte und es ruhig geschehen ließ, als sein Begleiter die Dame mit harten groben Worten hinwegwies. Die Gräfin schrieb sodann mehrere Briefe an den Herzog von Reichstadt, welcher angeblich sicher in den Besitz derselben gelangt sein soll, aber sie hat niemals eine Antwort darauf erhalten. Auch die Hoffnung trog, irgend eine

Beziehung zum Prinzen anzubahnen, indem sie bemüht war, sich und ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit dem hochseligen Kaiser, welche sie für ihre beste Legitimation dem Herzog gegenüber hielt, demselben auf Spaziergängen bemerklich zu machen. Die unglückliche Gräfin lenkte dadurch nur die Beachtung der Polizei auf sich, welche die Dame zwar in keiner Weise belästigte, sie aber auf Tritt und Schritt von ihren geheimen Agenten umgeben ließ. Und so kam es denn, daß die Gräfin endlich unverrichteter Dinge von Wien abreiste, nicht entmuthigt zwar aber enttäuscht, da man ihr gewissermaßen offiziell eröffnet hatte, daß der Herzog von Reichstadt ihre Briefe dem Grafen Dietrichstein mitgetheilt habe mit der Bitte, seine enthusiastische Cousine auf die Vergeblichkeit ihres Unternehmens aufmerksam zu machen."

„Unmöglich, Herr Vicomte!" rief Prinz Louis erstaunt. „Mag die Gräfin in ihrem Eifer vielleicht ihre Mittel nicht allzu klug gewählt haben, so konnte der Herzog von Reichstadt doch unmöglich die gute Absicht verkennen, welche dem ganzen Gebahren seiner Cousine zu Grunde lag! Ich vermag nicht zu glauben, daß diese Vorspiegelung der maßgebenden Behörden gegründet war, und daß mein Vetter selbst den Angeber machte!"

— „Sie beurtheilen den unglücklichen Herzog von Reichstadt nach sich selbst, mein Prinz," entgegnete der Vicomte mit aufrichtiger Wehmuth. „Sie vergessen, Monseigneur, daß es sich um einen Prinzen handelt, welcher unter den Inspirationen eines Metternich und durch dessen Werkzeuge erzogen worden ist, — um einen Prinzen, Monseigneur, der bereits mit neun Zehen im Sarge steht! Der Herzog von Reichstadt sah von seinem Standpunkte aus in der unglücklichen Gräfin Camerata eine überspannte, unzurechnungsfähige Abenteurerin; er hielt es seiner Ehre, seinen Pflichten der Liebe und Pietät gegen den Kaiser Franz angemessen, seinen Hütern von diesem Anschlage Nachricht zu geben. Er genügte dieser Pflicht und war zugleich so wohlwollend, die Bedingung daran zu knüpfen, daß die Gräfin deßhalb in keiner Weise behelligt werde. Allein ich selbst bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Unternehmen der Gräfin ein vergebliches gewesen wäre, weil — werden Sie mir erlauben, Monseigneur, mich mit der größten

Offenheit auszusprechen, und wollen Sie meine Worte nicht für eine indiscrete, absprechende Aeußerung halten?...."

„Ich bitte Sie dringend um schonungslose Offenheit, denn ich betrachte Sie als einen aufrichtigen Freund unserer Sache, Herr Vicomte!"

— „Woran Sie auch nicht zweifeln dürfen, mein Prinz! Nun wohlan! bei all meiner innigen Hochachtung und meinem aufrichtigen Mitgefühl für den Herzog von Reichstadt, bei all meiner Begeisterung und Anhänglichkeit für den Kaiser Napoleon vermag ich nicht zu verkennen, daß wenn heute das Schicksal an Seine kaiserliche Hoheit den Herzog von Reichstadt heranträte und ihn an diejenige Stelle riefe, zu welcher ihn seine Geburt und Bestimmung, die hohen Verdienste seines glorreichen Vaters um Frankreich und die sehnsüchtigen Wünsche aller guten Franzosen ausersehen haben, er vielleicht weit hinter den Erwartungen zurückbleiben würde, welche man von ihm hegt...."

„Wie so, Herr Vicomte?" fragte Prinz Louis rasch und mit forschendem Blicke.

— „Um Vergebung, Monseigneur, wenn meine Aeußerungen vielleicht etwas absprechend und anmaßlich klingen," versetzte Herr v. Ferrières mit Gelassenheit und Anspruchslosigkeit. „Ich bin ein einfacher Landedelmann und kein Höfling; dem großen Weltverkehr fremd, pflege ich ruhig und vorurtheilslos zu beobachten, dann aber scharf und unerbittlich zu urtheilen, der Energie und Geradheit meines Charakters entsprechend. Es sollte mir leid thun, wenn meine Worte Sie verletzen, mein Prinz!...."

„Reden Sie ganz offen, ganz unumwunden, Herr Vicomte! meine theure Mutter und ich sind einfache Leute, jedem gespreizten Wesen abhold. — Offenheit, Wahrheit ist von unendlichem Werthe für uns, darum bitte ich Sie inständig, sagen Sie mir unumwunden, wie Sie meinen Vetter gefunden haben! und seien Sie meines Dankes, meiner Discretion im Voraus versichert!"

— „Wohlan denn, mein Prinz, ohne Umschweife," sagte Herr v. Ferrières und ergriff die Hand des Prinzen. „Der Herzog von Reichstadt ist meines Erachtens nicht im Stande, der Aufgabe zu genügen, welche die Vorsehung ihm auferlegt hat. Er ist nicht

ohne Gaben, nicht ohne Ehrgeiz, aber seine Erziehung scheint mir von jeher darauf berechnet gewesen zu sein, aus seinem Wesen jede ernste Thatkraft, jede consequente Starrheit des Willens auszuschließen. Man hat einen weichmüthigen, träumerischen, phantasiereichen Prinzen aus ihm gemacht. Er ist nicht ohne Aspirationen, nicht ohne ein gewisses Streben, aber es sind nur Anläufe, nur Velleïtäten. Man hat ihn zu einem jener Prinzen erzogen, welche zum Spielball ihrer Höflinge und Minister ausersehen zu sein scheinen, welche ein weiches Wachs in den Händen ihrer Umgebungen sind; man hat lockere schöne Frauen aus der Gesellschaft gefunden, welche den Prinzen in ihre Netze lockten und — enfin, Monseigneur, der König von Rom hat in Wien sein Capua gefunden, und was noch von ihm übrig bleibt, ist ein geschmeidiger Geist und hochstrebender Ehrgeiz in einem zerrütteten Körper...."

„Wäre es möglich, Herr Vicomte?" rief der Prinz schmerzlich, aber überzeugt, daß sein Besucher ihm die volle Wahrheit sage.

— „Es sind meine individuellen Ansichten, Monseigneur, und ich kann mich täuschen," entgegnete der Vicomte mit wehmüthigem Ernst. „Aber wenige Monate müssen darthun, ob meine Vermuthung trügt, daß der Sohn unsers großen Kaisers, auf dessen Haupt so große Hoffnungen ruhen, unrettbar dem Tode geweiht ist!"

„Glauben Sie wirklich? Sollte man die Verworfenheit gehabt haben, ihn durch Gift unschädlich zu machen? Bah, ich glaube nicht an die albernen Märchen von der Acqua tofana!"

— „Es wäre Thorheit, ein derartiges Gift zu gebrauchen, Monseigneur, dessen Entdeckung der heutigen Wissenschaft jedenfalls gelingen würde," sagte der Vicomte. „Es gibt ein wirksameres, sicherer wirkendes Gift, worin der zum Tode Bestimmte mit verhängnißvoller Gier sich freiwillig berauscht, — das Gift der sinnlichen Korruption, mein Prinz! Dieses Gift hat seine verheerenden Folgen und Spuren dem ganzen Wesen des Herzogs von Reichstadt bereits deutlich genug aufgeprägt. Doch genug hievon, Monseigneur! Schranzen und Verräther haben den König von Rom corrumpirt. Es hat seinem Leben ein heilsamer großer Schmerz gefehlt, der ihn auf sich selbst und seine eigene Kraft anwies...."

„Sie spaßen, Herr Vicomte! auf wessen Seele hätte das Schicksal einen höheren, adelnderen Schmerz gelegt, als auf diejenige meines Vetters!“ rief der Prinz.

— „Zugegeben, Monseigneur, aber der Herzog von Reichstadt hat diesen Schmerz nie erkannt. Man hat ihn gelehrt, daß der Kaiser Napoleon von einer gerechten Nemesis ereilt worden sei, weil er die sittliche Weltordnung habe verkehren, an das geheiligte Recht der Legitimität habe tasten wollen; man hat ihm den richtigen Standpunkt verdreht, und so hat er jenen großen heilsamen Schmerz, aus dem eine starke Seele geläutert und ihrer eigenen Kräfte und Hülfsquellen bewußt hervorgeht, niemals kennen gelernt. Der Herzog von Reichstadt, Monseigneur, hatte nicht Ihre erlauchte Mutter; er ward von Miethlingen erzogen, von den Werkzeugen der heiligen Allianz; deßhalb —— doch wir schweifen ab, mein Prinz! nicht diese Nachrichten allein, die Sie vielleicht für unverbürgt halten, sind der Zweck meines Besuchs, sondern andere gewichtige Dinge, welche Sie direkt angehen, Monseigneur. Ich mußte von dem Herzog von Reichstadt sprechen, um auf Sie zu reden zu kommen. Sie wissen, was sich gegenwärtig in Frankreich vorbereitet, welche ausgedehnte bonapartistische Verschwörung, die sich beinahe über alle Regimenter der Armee erstreckt und dahin zielt, den Sohn Napoleons auf den Thron von Frankreich zu setzen, — ein Anschlag, welchem der Herzog von Reichstadt selber nicht fremd ist. Ich komme, um Sie zu beschwören, mein Prinz, daß Sie sich der Sache anschließen. Die Gräfin Camerata beschwört Sie durch mich, einen aktiven Antheil an der Verschwörung zu nehmen. Der Ausbruch jener Verschwörung, deren Erfolg nach meiner Ueberzeugung ein ganz sicherer ist, ist nur noch eine Frage der Zeit; ein Zufall, ein unbedeutender unberechenbarer Umstand kann morgen, übermorgen, jederzeit den Moment herbeiführen, wo ganze Regimenter unter dem Ruf: ‘Es lebe der Kaiser! es lebe Napoleon II.!’ nach Paris marschiren und einen 20. März herbeiführen können! Wenn aber dieß geschieht, mein Prinz, wenn der Herzog von Reichstadt auf den Thron Frankreichs berufen werden wird, um ihn, leider! vielleicht nur auf kurze Zeit zu schmücken, dann, Monseigneur, treten Sie

an seine Seite, leihen Sie ihm Ihren Arm, Ihren Kopf, Ihren Willen, Ihren Scharfblick; werden Sie sein Mentor, sein Statthalter, wie Sie ja sein Erbe sein werden! versehen Sie sich mit den nöthigen schriftlichen Beglaubigungen Seiner kaiserlichen Hoheit und erscheinen Sie dann, dieselben in der Hand, unter den treuen Anhängern der Bonaparte, unter den Tausenden und aber Tausenden der Armee, welche bereit sind, den unredlichen, schleichenden, gleißnerischen Bürgerkönig vom Throne zu stoßen, und bereiten Sie sich selbst den Weg zum Throne, denn ich versichere Sie mit dem Worte eines Edelmanns, daß der unglückliche Herzog von Reichstadt nur kurze Zeit sich des Glanzes der neuen Kaiserkrone erfreuen, daß die Glorie und die Rechte und Pflichten des neuen Kaiserreiches binnen Kurzem auf Ihr Haupt und auf Ihre Schultern gelegt werden!"

Prinz Louis war von dieser Mittheilung natürlich tief ergriffen, aber er hatte Herrschaft genug über sich selbst, ruhig und gefaßt zu bleiben. Es lag ihm vor Allem ob, die Sache genau zu prüfen und zu erwägen, denn es konnte ja ebensogut eine Falle sein, welche ihm die ränkevollen Feinde der napoleonischen Herrschaft, vor Allem Fürst Metternich und der Bürgerkönig Ludwig Philipp, stellten. Es fehlte dem Vicomte de Ferrières an aller anderweitigen Beglaubigung außer derjenigen durch den Brief der Gräfin Napoleona Camerata. Zwar machte dieser Herr durchaus den Ausdruck eines zuverlässigen ehrenhaften Mannes und gab auch auf alle Fragen nach Einzelnheiten über sich selbst und die Sache, welche er vertrat, so offene und vertrauen-erweckende Antworten, daß aller individuelle Argwohn aus der Seele des Prinzen wich, und bot alle möglichen Referenzen für seine eigene loyale Hingabe an die Sache des Kaiserthums; allein weiß man nicht, daß die ärgsten Verräther sich oft unter den einschmeichelndsten Formen und mit den besten Accreditiven einführen? Eines war ebenfalls auffallend: Herr v. Ferrières lehnte die bescheidene Gastfreundschaft von Arenenberg entschieden ab, so sehr es ihn angeblich auch entzückt haben würde, die Königin Hortense kennen zu lernen. Er hatte seine Reiseroute schon entworfen: er ward in Basel zu einer bestimmten Stunde erwartet und durfte nicht aus-

bleiben. Er bat aber um keinerlei Aufträge für den Augenblick; er versicherte den Prinzen nur seiner treuen Hingabe und der gewissenhaftesten Ausführung jedes Mandats, das derselbe später in seine Hände legen wolle, nachdem er sich von seiner Treue und Zuverlässigkeit überzeugt haben würde, und Herr v. Ferrières reiste auch wirklich nach einem einfachen Imbiß bei dem Prinzen wieder ab, ohne auch nur die Gemächer der Königin auf dem Arenenberg betreten zu haben.

Die Nachrichten, welche der Vicomte überbracht, hatten natürlich den Prinzen und auch die Königin in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt. Aber Hortense war allzu umsichtig und besonnen, um nicht den sanguinischen Hoffnungen des Prinzen Zügel anzulegen, und unter ihrem Rathe beschloß Prinz Louis, noch nicht sogleich seine Einwilligung zu den Umtrieben in Frankreich zu ertheilen, sondern zuerst genaue Erkundigungen sowohl in Wien als in Frankreich einzuziehen, bevor er sich dazu hergab, als der Bevollmächtigte Napoleons II. bei dessen zahlreichen Anhängern aufzutreten.

Er ermittelte durch zuverlässige Quellen, daß der Vicomte de Ferrières ihm über den Charakter und Gesundheitszustand des Herzogs von Reichstadt nur die reine Wahrheit gesagt hatte. Man versicherte den Prinzen von Wien aus, daß die Herren von Prokesch, v. Moll, v. Standeisky, v. Hartmann und Andere von der Umgebung, welche Metternich und Dietrichstein dem Herzog von Reichstadt gegeben, es glücklich dahin gebracht hätten, aus dem Sohne Napoleons einen Romantiker, einen empfindsamen, willensschwachen, fantastischen Menschen zu machen, welcher das Bißchen Willens- und Thatkraft, das ihm seine rasch sinkende Gesundheit noch gelassen, in tollen Ritten und gewagten Leibesübungen verschwende und ein kindliches rührendes Vertrauen in seinen Großvater, den Kaiser Franz, setze. Dieser aber sei bei aller auffälligen Herzensgüte gegen den Enkel im Grunde doch nichts Anderes, als das willenlose Werkzeug in Metternichs Händen, der bloß Wächter seines Enkels im Auftrage der heiligen Allianz, der unbewußte Vollstrecker der Befehle und Vorschriften eines Talleyrand, des verstorbenen Castlereagh, eines Nesselrode, Capo d'Istria, Pozzo di Borgo, u. A. m. sei.

Der Prinz Louis ersah hieraus, daß auf den Herzog von Reichstadt wirklich nicht mehr viel zu hoffen sei, daß derselbe aber ihm die Bahn zum Throne ebne, und diese Idee erfaßte den Prinzen wie eine Windsbraut und warf einen Feuerbrand in seine Seele, worin genug Zündstoff des Ehrgeizes und der Eigenliebe seit Jahren aufgehäuft lag. Die besonnene Mutter hatte jetzt nur an dem feurigen jungen Manne zu zügeln, und Enrico Conneau, der um einige Jahre ältere und an Erfahrung reichere Freund des Prinzen, mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, um diesen von einer Unbesonnenheit zurückzuhalten.

Es galt nun vor Allem, die Stimmung der französischen Armee und den Grad der Verzweigung jener Conspiration zu ermitteln, welche sich vorbereitete, um den schleichenden Bürgerkönig zu stürzen und den „Sohn des Mannes" an seine Stelle zu setzen. Es dünkte der Königin Hortense vor Allem nothwendig, sich die genaueste Belehrung über die Mittel der Ausführung und über die Persönlichkeiten derjenigen zu verschaffen, die die Leitung des Unternehmens in Händen hatten. Es stellte sich heraus, daß ein Theil der Armee wirklich geneigt war, Napoleon II. mit offenen Armen aufzunehmen und als Kaiser der Franzosen zu proklamiren, falls er sich an den Grenzen des Reiches zeige. Da aber die genau Unterrichteten wußten, wie sorgsam der Herzog von Reichstadt in Wien gehütet werde, und daß es demselben kaum möglich werden dürfte, sich der Beaufsichtigung seiner Umgebung und seines militärischen Gefolges zu entziehen, und die Grenzen Frankreichs zu erreichen; so hatten die Häupter des Komplottes ihr Augenmerk auf den Prinzen Louis Napoleon gerichtet, damit dieser mit den erforderlichen Vollmachten als Stellvertreter seines Vetters erscheine.

Das ganze Corps der Ostarmee, hieß es, Generale und Obersten mit inbegriffen, erwarte nur das Eintreffen des Prinzen mit den betreffenden General-Vollmachten des Herzogs von Reichstadt, um dann sogleich loszuschlagen. Es war das Vorspiel dessen, was einige Jahre später das Attentat von Straßburg verursachte.

Dieß alles leuchtete dem Prinzen und seiner Mutter ein, aber die einzige Schwierigkeit war, wie man einen hierauf bezüglichen

Brief an den Herzog von Reichstadt gelangen lassen und die nöthigen Vollmachten von ihm erlangen könne. Dr. Conneau reiste mit einem schweizerischen Paß nach Wien, allein es war ihm rein unmöglich, zum Herzog von Reichstadt hindurchzudringen, der unter einer wahren polizeilichen Aufsicht stand, und obwohl Conneau von dem Bankier der Königin Hortense, Herrn Macaire in Konstanz, reichlich mit Geldmitteln und Accreditiven versehen war und durch Briefe der Gräfin Camerata und des Vicomte de Ferrières mancherlei Unterstützungen fand, so mußte er doch unverrichteter Dinge wieder abreisen. Einigen anderen geheimen Sendlingen ergieng es nicht besser, und schon wollte man an der Ausführbarkeit des Unternehmens verzweifeln, das doch so eilig und dringend war, als die Königin Hortense sich des Herrn Marchand erinnerte, des treuen Kammerdieners, welcher den Kaiser nach St. Helena begleitet und dessen Vertrauen in solch hohem Grade genossen hatte. Marchand war ein glühender Anhänger der Sache der Napoleoniden, und unterzog sich mit Begeisterung dem Ansinnen, der Vermittler jener Aufträge an den Herzog von Reichstadt zu werden. Er hatte einen vortrefflichen Vorwand, bei dem Sohne seines Kaisers eine Audienz zu begehren, die ihm wohl nicht verweigert werden würde, denn in seiner Verwahrung befanden sich ja, wie unsere Leser sich aus dem früher Gesagten erinnern werden, noch mancherlei Gegenstände verschiedener Art, welche Napoleon seinem Sohne vermacht hatte. Außerdem war Marchand's Gattin eine der Kinderfrauen des Herzogs von Reichstadt gewesen und stand noch immer in Gnaden bei demselben, obschon Frau Marchand im März 1815 ebenfalls aus den Diensten der Kaiserin Marie Louise entlassen worden war, als man ein Komplott zur Entführung des kleinen Herzogs von Reichstadt entdeckt haben wollte, worin der Sohn der Frau von Montesquiou unmittelbar verwickelt gewesen sein sollte und die ebengenannte Dame selbst nebst mehreren anderen Personen aus der Umgebung der Kaiserin Marie Louise und ihres Sohnes der Betheiligung verdächtigt worden waren.

Während der Restauration hatte Marchand verschiedene vergebliche Versuche gemacht, sich seines Auftrags an den Sohn seines

geliebten Kaisers zu entledigen. Er hatte sich in verschiedenen Bittschriften an die österreichische Regierung, an den Kaiser Franz II., an den Fürsten Metternich gewendet, aber nicht einmal eine Antwort erhalten. Seinen dringendsten Bitten war es nicht gelungen, von dem österreichischen Gesandten in Paris auch nur die Visa eines Passes nach Oesterreich zu erlangen. Jetzt, nach der Juli-Revolution, schienen ihm die Verhältnisse günstiger für die Erfüllung seiner Wünsche zu sein, denn die Stimmung der österreichischen Regierung war offenbar den Bonapartisten nun gewogener, und Metternich hatte es sogar zugelassen, daß man dem von ihm so streng beaufsichtigten Herzog von Reichstadt Kenntniß von dem Verbannungsdekrete in Frankreich gegen die Napoleoniden hatte zukommen lassen. Die Idee des Bonapartismus und seiner Wiederauferstehung war ein Zwangsmittel, um dem Bürgerkönig bei seiner Gespensterfurcht vor dem Bonapartismus Zugeständnisse in seiner auswärtigen Politik abzuringen. Der junge Herzog von Reichstadt hatte in Folge dieser Kenntnißnahme von dem Kammerbeschluß sogar Bedenken getragen, die Einladungen des französischen Gesandten in Wien, des Marschalls Maison, ferner anzunehmen.

Marchand erhielt nun einen österreichischen Gesandtschaftspaß nach Wien und reiste mit gewichtigen Empfehlungsschreiben versehen, dorthin ab. Er versuchte alle möglichen Schritte, um bei dem Herzog vorgelassen zu werden und demselben die für ihn bestimmten Erbstücke abzugeben; allein seine persönlichen Versuche waren ebenso vergeblich wie die früheren schriftlichen. Man hielt ihn wochenlang mit Vertröstungen hin und erklärte ihm endlich, daß seiner Bitte nicht willfahrt werden könne aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Prinzen, der es verbiete, ihn durch Erinnerungen und Eindrücke von solch ernster Art aufzuregen. Metternich vermuthete nämlich mit Recht, daß unter diesen Erbstücken auch Schriften und Verhaltungsbefehle seien, welche die ganze Mühe vereiteln könnten, welche man sich seither gegeben hatte, um die Erziehung des Prinzen zu einem entgegengesetzten Ziele zu führen.

Aber Marchand war Franzose und Bonapartist mit Leib und

Seele, und nicht umsonst Jahrzehnte lang auf dem schlüpfrigen Boden des Parquets eines Hofes gegangen. Sobald er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er seinen Zweck auf geradem Wege nicht erreiche, hatte er sich auf die List gelegt, und da er selbst ein wohlhabender Mann war und überdem noch fremde pekuniäre Hilfsquellen zur Verfügung hatte, so wußte er sich durch Bestechung zu helfen. Er hatte ermittelt, daß der Herzog mit besonderer Vorliebe in einer französischen Uebersetzung der „Geschichte des Kriegs in Spanien und Portugal“ von Jones las, und eines Tags fand der Herzog von Reichstadt, als er dieses Werk wieder zur Hand nahm, in demselben einige schriftliche Blätter von einer unbekannten Hand eingeklebt, welche Auszüge von dem gedruckten Testament des Kaisers Napo eon enthielten. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Paragraph, der ihn selbst betraf:

„Ich empfehle meinem Sohne an, es niemals zu vergessen, daß er als französischer Prinz geboren ist, und sich niemals dahin bringen zu lassen, daß er ein Werkzeug der Triumvirn sei, welche die Völker von Europa drücken und knechten. Er soll gegen Frankreich niemals die Waffen tragen, noch ihm in irgend einer Weise schaden; er soll meinen Wahlspruch annehmen: Alles für das französische Volk!“

Das gab dem kranken Prinzen zu denken und erschütterte ihn bis zu Thränen. Er fragte sich, wer mit diesen Triumvirn gemeint sein könne, und ein Umblick auf seinem Zimmer zeigte ihm die Porträts von Metternich, Wellington und Talleyrand. Nun war ihm das Verständniß geöffnet, und eine tiefe Umwandlung ging mit seinen Gefühlen vor, zumal als er unter dem übrigen Inhalt jener Blätter auch noch auf folgende Stelle stieß, die ihm durch Federstriche besonders bezeichnet war:

„Ich vermache meinem Sohn die Schmuckkisten, die Orden und andere Gegenstände meines persönlichen Eigenthums, wie mein Silberzeug, mein Feldbett, meine Waffen, Sättel, Sporen, die Gefäße meiner Privatkapelle, meine Bücher, meine Leibwäsche und das Linnen, die zu meinem persönlichen Gebrauche gedient haben, alles nach beiliegendem Inventar. Ich wünsche, daß dieses dürftige Vermächtniß ihm theuer sei und ihm das Andenken

eines Vaters zurückrufe, von dem die ganze Welt ihm sprechen wird."

Der Herzog von Reichstadt schwieg anfangs hierüber, aber je mehr er darüber nachgrübelte, desto mehr wurmte es ihm, daß ihm dieses Vermächtniß vorenthalten worden sei, und er erwog all die Pflichten, die ihm sein Vater auf die Seele gebunden hatte. Er ahnte erst jetzt, wie sehr man absichtlich und vorbedächtlich an ihm gefrevelt, und sein Gemüth ward verbittert. Er wurde schweigsam und in sich gekehrt, und beobachtete namentlich dem Fürsten Metternich gegenüber eine kalte Zurückhaltung, welche auffallend mit der Dankbarkeit und Pietät kontrastirte, die er seither diesem Diplomaten gegenüber an den Tag gelegt hatte. „Zu spät!" murmelte er oft vor sich hin, zum Erstaunen seiner Umgebung, welche die Bedeutung dieser mit bitterer Wehmuth geäußerten Klage nicht begriffen. Der arme Prinz hatte nicht einmal einen Freund, dem er seinen Schmerz mittheilen konnte, denn argwöhnisch sah er in seiner ganzen Umgebung nur Werkzeuge seiner Feinde.

„Herr Graf, wohin sind die Gegenstände gekommen, welche mein Vater mir vermacht hat?" fragte er eines Tages unvermittelt und barsch den Grafen Dietrichstein.

— „Das weiß ich in der That nicht, Hoheit!" erwiderte dieser ganz bestürzt über eine solche Frage, auf welche er nicht vorbereitet war. „Ohne Zweifel wird man sie Ihrer erlauchten Mutter eingehändigt haben.... Aber ich weiß eigentlich nicht, was für Gegenstände Euer Hoheit meinen!"

Der Herzog vergaß es, hierüber an seine Mutter zu schreiben. Es war damals davon die Rede, daß der Herzog nach Italien gesandt werden solle, weil ihm die Aerzte ein milderes Klima verordnet hatten, und er gedachte dann vermuthlich seine Mutter selbst darnach zu fragen. Er ließ eines Tags durch den General Hartmann bei dem Fürsten Metternich anfragen, ob es ihm vergönnt sein würde, nach Italien zu reisen und seine Mutter zu besuchen, und Metternich hatte dem General erwidert: „Sagen Sie dem Herzog von Reichstadt, daß seiner Reise in's Ausland kein Hinderniß in den Weg gelegt werden wird. Alle Länder stehen ihm

offen, ausgenommen Frankreich, denn es hängt nicht von mir ab, ihm dort die Erlaubniß zum Eintritt zu verschaffen."

Allein als es sich darum handelte, den Reiseplan auszuführen, war der Herzog schon so krank, daß die Aerzte es nicht für rathsam hielten, ihn den Strapazen und Aufregungen einer solchen Reise auszusetzen. — —

Marchand kehrte also von Wien zurück, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Der Mangel einer Vollmacht von Seiten des Herzogs von Reichstadt für seinen Vetter Louis und die schlimmen Nachrichten, welche Marchand über den Gesundheitszustand Napoleons II. mitbrachte, vereitelten daher zum Heile Ludwig Philipps jene Schilderhebung des Heeres, und durchkreuzten viele Wünsche und Hoffnungen.

Die Königin Hortense war sehr froh darüber; sie hatte sich gewisser Befürchtungen wegen des Gelingens einer solchen Militär-Revolution nicht zu entschlagen vermocht, und sie bat Marchand dringend, nach seiner Heimkehr den maßgebenden Persönlichkeiten der napoleonischen Partei lieber von einem solchen Versuche abzurathen, da ja bei obwaltenden Umständen auf den Herzog von Reichstadt nicht zu rechnen sei.

Prinz Louis war von diesem Bescheid gar nicht sehr erbaut: er hatte sich in die Idee einer solchen Militär-Revolution schon so hineingelebt, daß er einen unerschütterlichen Glauben an ihr Gelingen hatte.

„Wir verlieren einen kostbaren Moment, der vielleicht nicht wiederkehrt, Mama," sagte er, als Marchand abgereist war. „Mir ist, als sollte ich ihm nachreisen und Gegenbefehl bringen, oder mit ihm nach Frankreich reisen und die Sachlage kennen lernen."

— „Nicht doch, mein Lieber," erwiderte Hortense. „Wer in der Welt es zu etwas bringen will, muß zur rechten Zeit warten und zur rechten Zeit zugreifen können! Unsere Rolle ist nun: geduldig zu sein, unsere Zeit abzuwarten, den Anstoß von außen an uns kommen zu lassen! Du bist sicher noch ebenso wenig reif für diese Aufgabe, als das Unternehmen selbst! — Hätten wir," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, — „hätten wir fünf Millionen

Franken verfügbarer Mittel in der Hand, so würde ich sagen: Wagen wir es! — So aber sage ich: Warten wir es ab!"

Trotz all dieser Nachrichten, welche Herr v. Ferrières und nach ihm Marchand über das Befinden des Herzogs von Reichstadt nach dem Arenenberg gebracht hatten, glaubten aber weder die Königin Hortense noch ihr Sohn die Katastrophe so nahe. Niemand ahnte, nach den spärlichen Berichten, welche in den von der Censur geknechteten und verstümmelten Zeitungen über den Herzog von Reichstadt und sein Befinden erschienen, daß seine Schwindsucht eine solch hoffnungslose Krankheit sei.

Am Sonntag den 22. Juli 1832 Abends 5 Uhr hauchte der Sohn Napoleons sein Leben schmerzlos in demselben Zimmer aus, in welchem einst sein Vater zur Zeit des Wiener Friedens 1805 geschlafen hatte. Marie Louise, die man erst im letzten Augenblicke von dem rettungslosen Zustande ihres Sohnes benachrichtigt hatte, war endlich von Parma herbeigereist und hatte noch die letzten Lebenstage ihres Sohnes mit angesehen. — —

Am darauffolgenden Mittwoch in der Frühe saß Prinz Louis auf seinem Arbeitszimmer und öffnete eine Menge Briefe, welche er aus Frankreich erhalten hatte. Er war in einer eigenthümlichen Aufregung, denn alle seine Freunde und Anhänger meldeten ihm, daß die Sache der Napoleoniden in Frankreich vortrefflich stehe, daß der Bonapartismus mehr und mehr Anhänger in der Armee gewinne, daß der Augenblick zum Losschlagen gekommen sei, da man von allen Seiten das endliche Erscheinen Napoleons II. herbeisehne, und daß, wenn nicht alle Zeichen täuschten, sogar die republikanische Partei sich der bonapartistischen Schilderhebung anschließen und in den allgemeinen nationalen Ruf einstimmen würde.

„Herkules am Scheidewege!" murmelte Prinz Louis vom Schreibtische aufspringend und ging mit aufgeregten Schritten im Zimmer auf und nieder. „Dieser Zustand der Unentschlossenheit ist unerträglich. Dort die Lockung und die Ermuthigung, hier die Bedenklichkeit und das Abrathen! — O daß mir doch das Schicksal ein Zeichen gäbe!...."

In dieser Minute des Grübelns, der Ungeduld und der Unschlüssigkeit ertönte drunten im Hofe der Hufschlag eines heran-

trabenden Pferdes, und Prinz Louis sah einen Postillon vom Pferde steigen.

„Eine Staffette? was hat das zu bedeuten?" murmelte er und trat an's Fenster. Der Reiter war abgestiegen und hatte einen Brief an Rousseau abgegeben, der ihm entgegengeeilt war.

— „Ein Kurier von Konstanz, mein Prinz!" sagte Rousseau eintretend und übergab das Schreiben.

„Von Konstanz? Nein, von Wien!" rief der Prinz und erbrach mit zitternder Hand das Siegel.

Es war die Botschaft von dem Tode des Herzogs von Reichstadt, durch einen Vertrauten per Kurier an den Prinzen abgesandt. Am Schlusse hieß es: „Napoleon II. ist nicht mehr! Er hat sein Erbrecht auf die Kaiserkrone an seinen Vetter übertragen. Es lebe Napoleon III.!" —

„Mein Sohn! Deine Zeit ist da!" sagte Hortense, als ihr Sohn ihr die Trauerkunde mitgetheilt hatte. „Gott habe den König von Rom selig! Das Testament des Kaisers gilt nun Dir! Dein einziger Ehrgeiz forthin muß der sein, Dich der hohen Bestimmung würdig zu machen, welche die Vorsehung auf Deine Schultern gelegt hat. Es liegt in Deiner Hand nicht nur Wohl und Wehe einer großen Familie, sondern Wohl und Wehe einer ganzen Welt!"

Und mit heißen Thränen schloß die zärtliche Mutter den letzten ihrer Söhne an ihr Herz! — —

Drittes Buch.

1.

Einige Jahre sind vergangen, und auf dem Arenenberg ist ein bewegteres Leben.

Die Königin Hortense ist bereits leidend; die ersten Angriffe jener unheilbaren furchtbaren Krankheit, deren Opfer sie werden sollte, haben sich gezeigt, aber außer ihrem Arzte Conneau und wenigen Eingeweihten ahnen es nur Wenige, denn Hortense erscheint überall auf allen Bällen, welche ihr Sohn besucht, und tanzt noch mit all der Grazie, die ihr eigen ist. Man lebt auf Arenenberg nun geselliger als ehedem, denn man erhält mehr Besuche. Seit der Prinz in den Augen der Familie Bonaparte und der ganzen bonapartistischen Partei der Träger der napoleonischen Idee und der präsumtive Erbe der geistigen und intellektuellen Hinterlassenschaft seines Oheims ist, umgibt seine Person ein eigenthümlicher historischer Zauber. Er ist der Gegenstand von Hoffnungen und Wünschen, von ehrgeizigen politischen Plänen. Er fühlt sich als Prinz, als der Erbe eines einstigen Thrones, und doch weiß er, daß dieselben Menschen und Ideen, welche die heilige Allianz geschlossen und die Verträge von 1815 geschaffen haben, noch am Ruder und in Geltung sind, und ihn argwöhnisch beobachten lassen. Er ist durchglüht von dem Gedanken an seine Bestimmung, von dem energischen Wunsche, sich des Berufes würdig zu machen, welchen das Schicksal auf seine Schultern gelegt hat; aber er fühlt auch ganz deutlich, daß er der Welt sich als ein ganz Anderer zeigen, daß er unbefangen, schlicht bürgerlich, resignirt und zufrieden mit dem Loose erscheinen muß, das er einstweilen genießt. Es ist

ein Zwiespalt in ihm, der oft unerträglich ist: er hat ein hohes Ziel vor Augen, nach dem er mit allen seinen Geisteskräften ringt, und das er der Welt verhehlen muß. Er möchte hinausstürmen und sich seinen Thron erobern, und doch ist eine halbe Welt gegen ihn, und sein titanisches Streben vermag die träge Macht der Verhältnisse nicht zu bewältigen!

Auf dem Arenenberg geben sich politische Projektenmacher, polnische Flüchtlinge, politische Compromittirte, Unzufriedene aller Art gleichsam die Thürklinke in die Hand. Ein Ideolog, ein Fantast löst den andern ab, und jeder will gehört, unterstützt, mit Artigkeit behandelt, mit plausiblen Gründen vertröstet sein, nur damit man ihn mit guter Manier loskriegt und nicht vor den Kopf stößt, denn wenn auch mancher Spion oder Agent provocateur des Bürgerkönigthums oder der heiligen Allianz darunter sein mag, man muß es mit Niemand verderben, denn jeder könnte möglicherweise schaden, und manchen kann man später wieder benützen. Man weiß ja nicht, wie und wo Jeder noch zu gebrauchen ist. Es erfordert den ganzen Takt von Hortense und ihrem Sohn, sich hier fein hindurchzuwinden!

Auf dem benachbarten Schloß Wolfsberg aber kehren fortwährend Franzosen von allen Ständen ein, welche in mehr oder weniger vertraute Bezüge zu dem Prinzen Louis Napoleon gelangen wollen. Louise Cochelet, die nunmehrige Madame Parquin, hat eine Art Pension auf diesem Schlosse eingerichtet, wo Fremde gegen mäßige Vergütung eine Luft- oder Molkenkur gebrauchen können, deren mit Einem Male sehr viele französische Herren von mittleren Jahren oder auch von blühender Manneskraft zu bedürfen scheinen, deren martialisches Aussehen und robuste Konstitution ein solches Bedürfniß Lügen strafen würde. Prinz Louis Napoleon verkehrt freundlich mit den meisten von ihnen, und was auf Spaziergängen oder im vertrauten Kreise in den beiden Zimmern des Prinzen im Nebengebäude des Arenenbergs verhandelt wird, das bleibt einstweilen tiefes Geheimniß.

Und daneben die Bälle und Feste in Konstanz, in der ganzen Gegend, während der Sommerszeit, im Winter die Reisen nach Florenz, nach Rom mit der Königin, die Jagd, die Scheibenschießen,

der Militärdienst im Kanton, im Uebungslager in Thun, auf dem Artillerie-Schießplatz! Dann die menus plaisirs des Prinzen, der hierin auch ein ganzer Prinz geworden ist, denn außer seinem Verhältniß zu Hedwig, das allerdings nur in den Sommermonaten florirt, wo diese auf dem Eugensberge weilt, hat der liebenswürdige Prinz mit dem unwiderstehlich gewinnenden Wesen auch noch andere kleine Liaisons, und da ein Franzose doch nicht ohne eine Geliebte leben kann, so steht er auch in Beziehungen intimster Art zu einer Madame de la Somillière, einer stattlichen schönen Frau von mittleren Jahren, welche sogar einige Kinder von ihm haben soll und der er sehr zugethan ist, obschon unbefangene Beobachter und Skeptiker behaupten wollen, diese Dame sei auch nur ein Werkzeug der geheimen Polizei und der politischen Intrigue und stehe entweder im Solde des Polizeiministers Ludwig Philipps, oder in demjenigen Metternichs oder irgend einer Großmacht der heiligen Allianz. Aber die Welt ist boshaft, und man thut vielleicht der guten Frau Unrecht, die zwar einen kurzen Fuß hat, aber dennoch eine auffallend schöne Erscheinung von sinnlich reizender Fülle ist. Trotzdem aber, daß dieselbe „Welt" allerlei kleine Bosheiten über diese Dame und den Prinzen sich zuflüstert, wie z. B. daß der Prinz einmal nicht auf einem Ball erscheinen konnte, welchen Königin Hortense und jene Dame mit ihrer Gegenwart beehrten, und daß er für enrhümirt ausgegeben wurde, während er von den an den Masern oder Rötheln darnieder liegenden Kindern der Frau von Somillière dieselbe Kinderkrankheit geerbt haben sollte, — trotz dieser kleinen Klatschereien und Bosheiten also empfing dieselbe „Welt" die verdächtigte Dame dennoch in allen ihren Kreisen, und man breitete öffentlich den bekannten Mantel der christlichen Liebe über dieses Verhältniß zwischen dem Prinzen und ihr.

Prinz Louis Napoleon ist vor der Welt ein frischer, quicker Junge, ein Bißchen melancholisch und wortkarg zuweilen, dann auch zerstreut, gedankenvoll, aber im Umgang wirklich von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, einem förmlichen Zauber der Persönlichkeit, und gleich seiner Mutter von einer unaussprechlichen Einfachheit des Benehmens, von einer auffallenden Anspruchslosigkeit und Mäßigung. Er ist ein leidenschaftlicher und vortrefflicher

Reiter, Schwimmer, Turner, Schütze, Jäger, ein unermüdlicher und überaus graziöser Tänzer, ein Freund der Musik und der übrigen Künste; er ist gründlichst gebildet und unterrichtet, aber nie pedantisch, nie prahlend mit seiner großen Belesenheit, mit der Gediegenheit seiner Fachkenntnisse. So gut er auch zu sprechen weiß, so spricht er doch verhältnißmäßig wenig, immer nur am rechten Orte, und ambirt nie, sich in Jemandes Vertrauen einzudrängen. So halten ihn die meisten oberflächlicheren Beobachter — und auch Viele von den offiziellen, die man unparlamentarisch Spione zu nennen beliebt — für einen guten jungen Prinzen, der mit Anstand und Ergebung das stiefmütterliche Loos trägt, welches das Schicksal schon über seine Kindheit verhängt hat.

Manche, die ihn näher kennen, sprechen allerdings mit großer Bewunderung, ja Begeisterung von der Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens, — und die minder Vertrauten nehmen derartige Versicherungen mit einem gutmüthigen Lächeln hin und geben sich die Miene, als glaubten sie aus Gefälligkeit daran. Gott, es ist ja ein Prinz! ja, und ein liebenswürdiger, harmloser Prinz! — Aber wo in aller Welt soll er denn nur die Zeit hernehmen, um alles das zu lesen oder zu arbeiten, von dem seine Lobredner so beeifert und begeistert sprechen? Ein Prinz, welcher lebt, liebt, den Angenehmen spielt?!

Seit dem Tode des Herzogs von Reichstadt war übrigens der Prinz Louis Napoleon auch für die Diplomatie und für die Höfe der Großmächte vorhanden. Man that ihm von Seiten der russischen, österreichischen und preußischen Diplomatie die Ehre an, von seiner Existenz dadurch Akt zu nehmen, daß man von Zeit zu Zeit junge Attachés und Gesandtschaftssekretäre und alte gewiegte Diplomaten nach Arenenberg sandte, um dem Prinzen wegen seiner moralischen und intellektuellen Befähigung auf den Zahn zu fühlen und ihm seine Pläne und Ideen wegen der Zukunft abzulauschen. Aber weder diese mehr oder weniger geheimen Abgesandten und zufällig einsprechenden Touristen, noch die feinen seßhaften Diplomaten der heiligen Allianz, welche sich dem Prinzen gelegentlich vorstellen ließen, wenn er auf den Winterreisen nach Italien mit seiner Mutter sich in Genf, Florenz und Rom aufhielt, vermochten

viel über den Träger und Stammhalter der bonapartistischen Hoffnungen zu berichten. Prinz Louis Napoleon begegnete Jedem freundlich, hörte Jeden bereitwillig an, ließ sich von den feinen Herren den Weihrauch für Napoleon und die weltgeschichtliche Mission der Napoleoniden centnerweise vor der Nase verbrennen, ohne auch nur zu niesen, und nahm alle halben Winke, Andeutungen, Vorschläge u. dergl. mit gleichgültiger Miene hin, ohne darauf zu antworten. Die armen diplomatischen Spione, die er auf diese Weise irre geführt hatte, berichteten dann mit großer Zuversicht ihren Kabinetten, der Prinz sei ein guter Kerl, aber un fou qui voudrait p— plus haut que son c—l.

Eines Tags aber würdigte ihn die heilige Allianz sogar einer Art geheimen Konferenz, indem drei offiziöse Persönlichkeiten aus der höheren Diplomatie, ein Russe, ein Oesterreicher und ein Preuße, nach vorheriger Meldung und brieflicher Einleitung am Bodensee erschienen und mit dem Prinzen verkehrten. Man beschwor gewissermaßen die Zukunft herauf, indem man von gewissen Ereignissen sprach, welche in Frankreich eintreten könnten, und in Erfahrung bringen wollte, was für eine Politik der Prinz verfolgen würde, wenn er über kurz oder lang die Erbschaft seines Oheims antreten müßte. Der Prinz ward so in die Enge getrieben, sich dießmal über eine Frage auszusprechen, die man als eine mögliche und nahe bevorstehende Eventualität vollkommen zugab, daß er sich, anscheinend ungerne, entschließen mußte, sein ganzes System zu entwickeln. Er hatte mittlerweile das Testament des Gefangenen von St. Helena gut studirt und sprach mit einer bewundernswerthen Logik und Schärfe der Urtheilskraft von der Lage Frankreichs und dessen Bedürfniß nach Frieden und ruhiger stetiger Entfaltung seiner Hülfsquellen. Er behauptete damals schon, wie zwanzig Jahre später: „das Kaiserreich ist der Friede," — aber man glaubte ihm schon zu jener Zeit nicht. Der Bericht der drei Abgesandten über diese Konferenz gipfelte in dem Urtheil: „der Prinz Louis Napoleon ist vorerst unschädlich, denn er ist ein kleiner Doctrinär, ein politischer Träumer, ein Ideolog."

Nur Eine Regierung war nicht geneigt, dieses Urtheil zu unterschreiben, nämlich die französische. Ludwig Philipp, der Bürger-

könig, traute dem Prinzen nicht, wie er überhaupt Niemand traute. Der fürsorgliche König wußte sehr gut, wie sehr er alle Parteien im Volke gegen sich hatte, — am erbittertsten und unversöhnlichsten aber die Republikaner und die Bonapartisten. Nur die Angst vor einer Militär-Revolution bewog ihn, die Angesehensten und Hervorragendsten der unzufriedenen Bonapartisten unter dem höheren Offiziercorps nicht herauszufangen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß die Gefahr, welche in einem derartigen Fall auch die übrigen Verschworenen bedrohte, eine Schilderhebung aus Verzweiflung herbeiführen müßte. Aber der Bürgerkönig begriff recht gut, daß eine Partei, welche ein solch festes Programm hatte, wie die bonapartistische, mehr oder weniger von dem Manne abhänge, welchen sie auf den Schild heben wolle. Er interessirte sich daher begreiflicher Weise ganz besonders für die Absichten und Schritte des Prinzen Louis Napoleon. Auf den Wunsch Ludwig Philipps mußte ein Herr v. Racourt, erster Sekretär der französischen Gesandtschaft in London und ein ganz specieller Vertrauensmann des Fürsten Talleyrand, sich an den Bodensee begeben, um das Leben und Treiben des Prinzen und seiner Mutter auf dem Arenenberg zu beobachten. Herr v. Racourt quartierte sich auf dem Schlosse Wolfsberg bei Frau Parquin ein, welche jene Art schweizerischer Pension für Fremde hielt, und traf hier eine Anzahl jüngerer und älterer Franzosen, welche den geheimen Agenten mit der größten Offenheit empfingen und in ihr etwas lärmendes Treiben hineinzogen. Der gute Mann ward täglich mit hinübergeschleppt nach dem Arenenberg, wo ihn die Königin und der Prinz sehr freundlich und zutraulich empfingen und man vor ihm mit dem größten Abandon und der größten Ungenirtheit die pikantesten Anekdoten und Klatschereien aus den Pariser Salons nacherzählte und die beißendsten Epigramme über den Bürgerkönig und seine Familie machte, im Uebrigen aber ein ganz harmloses, geselliges, gemüthliches Genußleben zu führen schien. Die Königin, so einfach, anspruchslos und ungekünstelt, schien nur der Musik und den Künsten und dem Vergnügen zu leben; der Prinz, vom frühen Morgen bis zur Tafelstunde in seine Studien und die Arbeiten an seinem Schreibtische vergra-

ben, erschien am Abend desto beeiferter, den Ernst dieser trockenen Beschäftigung abzustreifen und sich mit einer Art von Ungestüm in tollen Ritten, lärmenden Gelagen und wilder Fröhlichkeit zu erholen, in welcher keine Falte seiner Seele unenthüllt blieb. Herr v. Racourt ließ sich davon täuschen; er ward zum Besten gehalten, weil man um seine Mission wußte und ihn durchschaut hatte, und seine Berichte schilderten den Arenenberg und seine Bewohner als ganz unverfänglich.

Ludwig Philipp aber war durch die Berichte seiner Polizei allzu genau über das unterwühlende Treiben der geheimen Gesellschaften und die imperialistischen Umtriebe der Bonapartisten in der Armee orientirt, als daß er an die Richtigkeit der Berichte Racourt's geglaubt oder einen Moment an der Absicht des Prinzen Louis Napoleon, bei erster bester Gelegenheit unter dem Schutz eines bewaffneten Aufstandes nach Frankreich zurückzukehren, gezweifelt hätte. Er theilte seine Befürchtungen dem Fürsten Talleyrand mit, und dieser sandte nun seine eigene Nichte, die Herzogin von Dino, die er selber in alle Heimlichkeiten der Diplomatie eingeweiht hatte, nach dem Bodensee, um auf Schloß Wolfsberg ebenfalls eine Molkenkur zu gebrauchen. Von hier aus machte die Herzogin von Dino der Königin Hortense ihren Besuch, ward zum Diner, zu den Abendgesellschaften der Königin eingeladen und verkehrte bald täglich mit der Königin und dem Prinzen, den sie durch ihre Koketterie und ihr bewunderndes Entgegenkommen zu fesseln versuchte. Allein wie sehr auch der Prinz beeifert war, der eleganten und pikanten Dame zu huldigen, in seine Anschläge drang sie doch nicht ein, — ja nicht einmal in seine Ideen, und stieß überall nur auf die glätteste Artigkeit und ritterlichste Galanterie, aber auch auf die beeifertste Zurückhaltung. Die weltgewandte Herzogin und geheime Agentin meldete nach Paris: Louis Napoleon sei für die Juli-Monarchie nicht gefährlicher als der nächste beste Zögling der polytechnischen Schule; er sei ein guter Mathematiker und guter Reiter, aber schüchtern und zurückhaltend wie ein gutgezogenes junges Mädchen.

Allein unterdessen sprachen die französischen Zeitungen sehr häufig und immer in einer mehr oder weniger anerkennenden Weise

von dem Prinzen Napoleon und beeilten sich, alle möglichen Anekdoten und Charakterzüge von ihm zu verbreiten. Er wußte durch den Zauber seiner Persönlichkeit wie durch seine Freigebigkeit gegen Unglückliche sich alle Herzen zu erschließen, und es waren vorzugsweise die polnischen Flüchtlinge, welche für den Prinzen Reclame machten. Jeder dieser unglücklichen Verbannten, welcher in die Nähe von Konstanz kam, ward nach dem Arenenberg gewiesen, wo er die zuvorkommendste Gastfreundschaft genoß und häufig noch Reisegeld erhielt, zumal wenn er nach Frankreich gehen wollte, wo ihn dann der Prinz noch um den Trost beneidete, in jenem Lande eine Heimath finden zu dürfen.

Dem Polenkomité in Bern sandte er ein Necessaire von Gold, welches dem Kaiser Napoleon gehört hatte, zum Behuf einer Lotterie, welche über 20,000 Franken ertrug. Zu der Lotterie, welche unter den Auspicien von General Lafayette, Armand Carrel (dem Redacteur des 'National') und dem General Bricqueville zu jener Zeit veranstaltet wurde, um einen Fonds zur Unterstützung der politischen Gefangenen und der von schweren Geldstrafen heimgesuchten republikanischen Blätter zu schaffen, steuerte Louis Napoleon einen prachtvollen Säbel mit einer Damascenerklinge bei, welcher dem Kaiser gehört hatte und auf dessen Klinge die Embleme des Konsulats und des Kaiserreichs eingravirt waren. Auf des Prinzen Veranstaltung und Betreiben spendete die ganze Familie Bonaparte zu dieser Lotterie Kunstgegenstände oder sonstige Werthobjecte, welche dem Kaiser Napoleon angehört hatten, um hiedurch gewissermaßen gegen die Handlungen der Juli-Regierung zu protestiren. General Lafayette, welchem der Beitrag des Prinzen zu dieser Lotterie sammt dem Begleitschreiben behändigt worden war, ließ Louis Napoleon mündlich den Wunsch ausdrücken, ihn einmal zu sprechen und sich mit ihm zu unterhalten, und der Letztere sah darin einen Versuch des alten Generals, jenes einst so bitteren Feindes des Kaisers, sich mit dem Bonapartismus zu versöhnen, und demselben eine Ehrenerklärung zu geben und ein begangenes Unrecht abzubitten. Der Prinz trat mit General Lafayette in Briefwechsel, denn er wußte wohl, welch' ein ungeheurer Gewinn für die Sache des Bonapartismus es sein würde, wenn das ostensible Haupt der repu-

blikanischen Partei nunmehr die Berechtigung des Imperialismus anerkennen würde. Aus diesem Briefwechsel entspann sich die Verabredung einer Zusammenkunft, indem sich der Prinz erbot, den General in Paris zu besuchen.

Dieses Unternehmen war ein furchtbar gewagtes, namentlich angesichts der Verbannungs- und Aechtungsgesetze gegen die Napoleoniden, und Königin Hortense versuchte vergebens ihren Sohn von diesem Vorhaben abzubringen. Der Prinz aber bestand mit seiner ganzen Energie darauf, den Schritt zu wagen, denn er wollte Frankreich wieder sehen und sich mit eignen Augen überzeugen, welche Chancen dort der Imperialismus habe. Er wollte vor Allem die republikanische Partei zur Verschmelzung mit der bonapartistischen zu gewinnen suchen.

Der Anlaß zu der projektirten Reise ward bald gefunden. Die Brüder des Kaisers, Lucian und Jerôme, hatten in London eine Zusammenkunft mit Joseph, behufs einer Besprechung über die im Namen der Familie Bonaparte einzuschlagenden politischen Schritte, falls gewisse Eventualitäten einträten, welche die wachsende Unzufriedenheit in Frankreich und die immer heftigere und drohendere Haltung der Opposition in den Kammern als möglich und wahrscheinlich voraussehen ließen. Ludwig Bonaparte, der Ex-König von Holland, hatte sich an dieser Konferenz nicht betheiligt, sondern vorgeschlagen, daß man seinen Sohn dazu berufe, und dieser war der Einladung gefolgt und hatte auf der Hinreise nach England in Ostende eine Zusammenkunft mit mehreren angesehenen Persönlichkeiten der republikanischen Partei in Frankreich, welche Namens des Generals Lafayette und des Bankiers Jacques Lafitte den Brüdern des Kaisers die Zusage zu bestellen hatten, daß die kaiserliche Partei bei einer etwaigen Umwälzung in Frankreich auf die Unterstützung der Republikaner rechnen könnte.

Demgemäß wurden auch in London noch mehrere Konferenzen mit Abgeordneten der französischen republikanischen Partei gehalten und eine Vereinbarung in der angedeuteten Richtung getroffen; aber diese Verabredung wurde der geheimen Polizei verrathen, und die Juli-Regierung wußte den Zweck derselben zu vereiteln, indem sie in die Pariser republikanischen Clubs eine Anzahl ihrer Agen-

ten einschmuggelte, welche unter den Demokraten den Samen der Zwietracht und des absolutesten Mißtrauens gegen die Zwecke der Bonapartisten und die staatlichen Einrichtungen und glorreichen Erinnerungen des Kaiserreichs ausstreuen mußten, und diesen sogenannten agents-provocateurs war bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Franzosen und dem Mangel an genügender Bildung im Mittelstande und unter den Arbeitern die Ausführung dieser Aufgabe gar leicht gemacht.

Auf der Familien-Konferenz zu London war auch noch ein anderer Punkt berathen worden. Der ältere Bruder des Prinzen, welcher in Folge des Aufstands in den Marken zu Faenza gestorben war, hatte eine Wittwe hinterlassen, nämlich seine Cousine Charlotte, die jüngere Tochter des Königs Joseph, welcher einst ein sehr bedeutendes Vermögen zufallen mußte. Man drang in den Prinzen, seine Schwägerin zu heirathen, um das Vermögen in der Familie zu erhalten, und er versprach, zu diesem Behuf im Winter in Florenz sich einzufinden. Allein der Plan leuchtete ihm nicht sehr ein, denn so sehr der Prinz auch des Geldes bedurfte, da seine politischen Umtriebe kolossale Summen verschlangen, welche weit über die Einkünfte der Königin Hortense hinausgingen, so empfand er doch vorerst einen gewissen Widerwillen gegen die Ehe, weil er glaubte, dieselbe könnte ihn in irgend welcher Weise in den politischen Unternehmungen hemmen, zu denen er über kurz oder lang berufen werden würde. Er suchte daher Zeit zu gewinnen und die Ausführung dieses Projekts möglichst zu vertagen.

Nach beendigter Konferenz reiste Louis Napoleon mit einem französischen Paß über Frankreich nach dem Arenenberg zurück und hatte die Kühnheit, sich wirklich der geheimen und der Kriminal-Polizei des Bürgerkönigs zum Trotz nach Paris zu begeben, das er mit dem gewöhnlichen Eilwagen erreichte. Im Hof der Messagerie Laffitte und Caillard erwartete ihn Louis Belmontet, der junge Dichter und Journalist, der in gebundener und ungebundener Rede sich bereits so energisch und begeistert für den Bonapartismus ausgesprochen, daß er deßhalb ein Duell mit dem General Jacqueminot gehabt hatte. Belmontet stand mit dem Prinzen schon seit längerer Zeit in Briefwechsel und genoß das intimste Vertrauen

desselben und der Königin, und der Prinz hatte mit Belmontet verabredet, daß er bei ihm logiren wolle, weil er sich bei ihm sicherer und weniger der Beobachtung ausgesetzt fühlen würde, als in einem Hotel oder sonstigen öffentlichen Lokal, trotzdem daß der Aufenthalt des Prinzen in Paris nur 24 Stunden dauern sollte.

Der Morgen graute, als die beiden jungen Männer in einem Fiaker von dem Hof der Messagerie in der Rue Notredame des Victoires hinwegfuhren, um mit einem absichtlichen Umwege nach der Rue Jacob zu gelangen, wohin Belmontet ihn bringen wollte. Grau und fahl lag das Zwielicht der Morgendämmerung auf den engen Straßen mit den hohen Häuserzeilen zu beiden Seiten, die wie ausgestorben schienen. Da und dort brannten die Gasflammen noch und warfen einen flackernden Schein auf ihre Umgebung. Der Dunst und Qualm einer großen Stadt hing in der Sohle der Straßen, wie der Nebel der Morgenfrühe im Hochgebirge sich durch die Schluchten windet. Die Luft war kühl und feucht und nichts weniger als rein; die Straßen menschenleer und öde. Nur da und dort schritten drei Soldaten in der weiten unschönen Kapotte rasch auf dem Trottoir vorüber und schauten sich unbehaglich um, denn dieser Patrouillendienst war den Truppen verhaßt. Hier stöberte ein verkommener alter Mann oder ein häßliches altes Weib, den weidengeflochtenen Tragekorb auf dem Rücken, die Laterne in der einen, den Hakenstock in der anderen Hand, in dem schwarzen stinkenden Schlamm der Gossen und Abzugskanäle, — die chiffonniers jener Zeit, die Aasvögel von Paris, die der Modernisirung der Haußmann'schen Periode zum Opfer fallen und verschwinden, wie so manche Typen der alten Straßenbevölkerung. Dort fuhr ein Karren mit einem elenden Klepper längs dem Trottoir, von zwei Blousenmännern begleitet, und entfernte die Kehrichthaufen, welche die Chiffonniers schon durchstöbert hatten. Und das laute Reden der heiseren Kothkärrner und Gassenkehrer, der Hufschlag der Pferde, das Knarren der Räder, das Rollen der Wagen, die eiligen taktmäßigen Schritte der Patrouillen klangen und hallten hohl und seltsam in den dämmernden Straßen.

Der Prinz war stumm und schaute gedankenvoll bald rechts, bald links aus dem Schlage und schien es nicht zu bemerken, daß

sich Belmontet ebenfalls zuweilen aus dem Kutschfenster bog und hinausblickte und horchte, ob nicht ein anderer Miethwagen ihnen folge, denn wer konnte der unermüdlichen, argusaugigen Polizei des mißtrauischen Bürgerkönigs trauen?

„Sind Sie ermüdet von der nächtlichen Fahrt, mein Freund?" fragte endlich Belmontet, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Niemand seinem Wagen folge. „Sie sind so still, mein Freund?"

— „Ah, ach ja! ich war stumm, weil ich mich ganz seltsam bewegt fühle, mein lieber Louis," versetzte der Prinz wie aus einem tiefen Sinnen erwachend. „Ich bin nicht müde, nein, aber in einer eigenthümlichen Stimmung, die ich nicht zu schildern vermag. Ich hatte mich so sehr gefreut, auf dieses Paris, ich hatte es mir so schön, so verlockend gedacht. Und nun diese hallende Oede, dieses unheimliche Zwielicht, diese feuchte, unfreundliche, fröstelnde Atmosphäre, diese ganze unerklärliche Stimmung ... ah, meiner Treu, ich bin froh, daß Sie da sind, mein lieber Louis, denn ich empfand vorhin ein Gefühl der Vereinsamung und unsäglichen Beklommenheit, ein räthselhaftes Alpdrücken, eine tief einschneidende Verlassenheit, die ich mir nicht erklären konnte ..."

„Es ist jenes Gefühl, mein Freund, das beinahe alle Fremden überkommen soll, welche Paris betreten!" sagte Belmontet lächelnd. „Ich habe diese Stimmung, dieses seltsame Gemisch von Heimweh und Bangen, von Beklommenheit und erwartungsvoller Spannung bei Fremden im Augenblick ihrer Ankunft in Paris schon oft schildern hören!"

— „Aber ich bin ja kein Fremder, mein lieber Louis! ich betrete einen Boden, der mir schier heilig ist, den Boden meiner Geburt, meiner ... Ich bin froh, daß Sie hier bei mir sind, mein lieber Louis, denn ohne Sie würde ich mich in der Stadt noch einsamer fühlen!"

„Wir sind bald zur Stelle, mein Freund," erwiderte Belmontet lächelnd. „Ein Frühstück, ein paar Stunden der Ruhe werden diese Eindrücke bald vertreiben. Dann führe ich Sie zu dem alten General, zu unserm unbeugsamen Armand Carrel!"

— „Und wohin führen Sie mich, mein lieber Louis? etwa in Ihre Wohnung?" fragte der Prinz.

„Nicht doch, mein Freund, dort würden Sie minder sicher seyn als in dem allerdings sehr bescheidenen Versteck, wohin ich Sie bringe,“ erwiderte Belmontet.

— „Ah ja, Sie haben Recht! ich würde Ihre junge Frau geniren, und Sie vertrauen vielleicht der Discretion einer lebhaften jungen Frau nicht genug!“

„Nichts von diesem Allem, mein Freund! Adele ist ja die Tochter des Conventsdeputirten Brival, welcher der Kaiserin Josephine das Vermögen der Familie Beauharnais rettete, das möchte genugsam für sie und ihre Discretion garantiren. Nein, mein Freund, Adele wird untröstlich seyn, wenn sie erfährt, wem ich mich heute gewidmet habe, wo sie mich auf dem Lande bei Freunden glaubt,“ fuhr Belmontet fort. „Aber eine junge lebensfrohe Pariserin, die ihren großen Kreis von Bekannten und Freundinnen hat, welche jede Minute im Salon aus- und einstürmen, wie Tauben in einem Taubenschlage, kann sich nicht verleugnen lassen ohne aufzufallen, und ich darf und will nicht riskiren, daß irgend ein Unberufener oder eine klatschsüchtige Frau Sie selbst in der Verkleidung erkenne, mein theurer Freund!“

— „Um so besser! Vorsicht kann nichts schaden, obschon ich sehr bedaure, daß mir diese Nothwendigkeit das Vergnügen raubt, Ihre liebenswürdige Frau zu sehen,“ sagte der Prinz. „Und wohin bringen Sie mich denn?“

„Zu einem vertrauten Freund von mir, einem jungen Journalisten, in dessen Junggesellenwohnung manchmal Freunde aus der Provinz Herberge nehmen, und wo kein Spion der Polizei Sie vermuthet, während ich nicht sicher bin, ob nicht mein eigener Concierge, mein Lakai, meine Köchin oder die Zofe meiner Frau im Solde der Polizei sind! Sie müssen sich daher genügen lassen, mein Pr...“

— „Bst! nur keine thörichten Ceremonieen, mein lieber Louis!“ sagte der Prinz ganz munter. „Ich bin Léon Failly aus Grandson im Waadtlande, wie mein Paß besagt; daran wollen wir festhalten!“

Einige Minuten später hielt der Wagen vor einem einfachen Hause in der engen Rue Jacob und die beiden Freunde stiegen aus. Belmontet nahm den leichten Reisesack des Prinzen und zog

die Klingel an der Hausthüre. Niemand war weit und breit zu sehen in der vom falben Zwielicht erfüllten öden Straße, nicht einmal ein Polizeisergeant, Munizipalgardist oder Chiffonier. Der Concierge erschien nach einiger Zeit, die baumwollene Nachtmütze auf dem Kopf, mürrisch unter seinem Fensterchen.

„Le cordon s'il vous plaît!“ flüsterte Belmontet, der sehr eilig erschien, die Straße zu verlassen.

— „Zu wem wollen Sie, meine Herren?“ fragte der Thürhüter.

„Zu Herrn Adolphe Granier, mein Herr!“

— „Ah, Herrn Granier aus Cassagnac, — im vierten Stock, den Gang links von der Anlände, — c'est bien, messieurs,“ war die Antwort des Cerberus, in dessen verschlafenem Schustergehirn es nun zu tagen begann, daß der junge Journalist vom vierten Stocke ihm am vorigen Abend die Wahrscheinlichkeit mitgetheilt habe, daß er Besuch bekommen werde.

Der Prinz und sein Begleiter stiegen die finstere steile Treppe hinan und erreichten keuchend die Anlände des vierten Stockwerks. Hier trat ihnen ein junger Mann von mittlerer Größe, hager und von gelbem Teint, mit kurz geschnittenem Haare und buschigen Brauen über den unruhigen, dunklen, stechenden Augen entgegen und bewillkommte die Ankömmlinge, als ob sie seine vertrautesten Freunde und mit Freuden erwartet wären. Hierauf führte er sie in seine bescheidene, nur aus zwei Zimmern bestehende Wohnung.

„Seyn Sie mir von ganzem Herzen willkommen, mein Prinz!“ sagte Herr Granier, ein Mann von etwa 28 Jahren, und erfaßte die Hand seines Gastes, die er nach englischer Sitte kräftig schüttelte, mit einer gewissen Ehrerbietung und Begeisterung. „Freund Louis Belmontet wird Ihnen bereits gesagt haben, wie sehr ich vor Begierde brenne, Sie kennen zu lernen und Ihnen zu erklären, daß ich mit ganzer Seele einer der Ihrigen bin, daß Sie über meine Person, meine Arme, meinen Kopf und vor Allem über meine Feder verfügen dürfen!“

— „Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Granier, und fühle mich geehrt von einer solch' opferwilligen Freundschaft, einem solch' schmeichelhaften Entgegenkommen,“ versetzte der Prinz mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit und gewinnenden Herzlichkeit. „Belmontet

hat mir so viel Schönes und Löbliches von Ihnen und Ihrem glänzenden Talent, Ihrer unerbittlichen scharfen Logik und Dialektik, Ihrem hinreißenden Style und ihrem edlen Enthusiasmus für die Sache der Freiheit gesagt, daß ich es als ein gutes Omen betrachte, unter dem Fittich Ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft mein liebes schönes Paris zu betreten und eine Luft zu athmen, die mich mit allen Zaubern der Heimath umfächelt und meine Brust höher schwellen macht! Ah, meine Freunde, es ist etwas Großes für einen Mann in meiner Lage, sich einmal wieder unter Franzosen zu wissen!"

„Und unter treuen, begeisterten, bis zum Tode ergebenen Freunden!" sagte Belmontet. „Aber nun sind wir hier, mein theurer Freund, und nun gilt es vor Allem, Ihnen einen Imbiß und dann einige Stunden Ruhe zu verschaffen."

Granier hob eine Serviette auf, die er über das kleine Tischchen vor dem Sopha gebreitet hatte, und entfaltete einen gedeckten Frühstückstisch mit kalten Speisen. Belmontet trug einige Flaschen feinen Weins herbei; Granier zündete die Weingeistlampe einer Theemaschine an und setzte diese vom Kaminsims auf den Schreibtisch, während Prinz Louis Bonaparte es sich bequem machte und sich seiner Reisekleider und Stiefeln und Perrücke entledigte.

„Sie sind ein Südfranzose, mein lieber Herr Granier?" fragte der Prinz.

— „Zu dienen, mein Herr! aus Cassagnac im Departement des Cher."

„Ah, ein Angehöriger eines der interessantesten und originellsten Stämme unseres Volkes!" sagte der Prinz. Ich habe, wenn ich nicht irre, schon eine Menge der geistvollsten Aufsätze von Ihnen in der Revue de Paris, im Journal des Debats gelesen. Ich habe die Vollendung Ihres Styls, die Kühnheit Ihrer Bilder, den Muth Ihrer Ausfälle gegen jene falsche gespreizte Klassicität bewundert, von deren gekünstelten Formen uns Victor Hugo, Casimir Delavigne und die anderen frischen rührigen Geister des jungen oder verjüngten Frankreich uns befreien wollen! Erlauben Sie mir, mein theurer Granier, daß ich Ihnen hiefür meine beeifertste Anerkennung zolle und meine Ueberzeugung ausspreche, daß Sie dereinst noch

eine der Zierden des französischen Parnasses seyn, daß Sie als eine der geistigen Spitzen der großen Nation eine reife Saat in die Kultur der ganzen Welt legen werden, denn in uns glüht und gährt ja das bewußte Streben, die französische Nation aus ihrer jetzigen Versunkenheit wieder zu erheben und zur freiesten, erleuchtetsten, zur ersten der ganzen Welt zu machen — ich betrachte Sie, mein theurer Freund, als eines der geschicktesten und erfolgreichsten Werkzeuge hiezu!"

Der gelbe Provençale lächelte geschmeichelt und sein stechendes dunkles Auge blitzte in lebhafter Freude. Der Weihrauch, den ihm der Prinz streute, berauschte ihn.

„Sie machen mich stolz, mein lieber Herr...."

— „Failly — Leon Failly," ergänzte Belmontet den Stockenden.

„Mein lieber Herr Failly!" fuhr Granier fort; „Sie ermuthigen mich auf eine Weise, für die ich Ihnen zeitlebens verpflichtet bin; Sie geben mir eigentlich den Muth meiner Ueberzeugung wieder. Im Allgemeinen haben alle meine Bestrebungen seither noch einen geringen Erfolg gehabt. Kaum die jüngere Generation achtet auf mich. Die große Menge findet mich schroff, absprechend, wirft mir vor, ich wolle mich durch Ungeheuerlichkeiten, Paradoxen, Bizarrerieen auszeichnen und bemerklich machen, und Bertin streicht mir meist meine besten Gedanken und kühnsten Wendungen aus meinen Aufsätzen!"

— „Lassen Sie sich das nicht anfechten, mein Freund!" sagte der Prinz mit der Zuversicht eines Propheten. „Das ist der steinige Weg, welchen alle großen Geister gehen müssen! Der Verstand ist in der Welt in der Minorität; die Wahrheit kämpft immer mit dem Wahn und übt ihre umstürzende, wiedergebärende Gewalt nur langsam. Allein lassen Sie uns hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo Wahrheit, Licht, Freiheit, Vernunft auf allen Lebensgebieten die Fesseln des Wahns und des Phlegma sprengen und Frankreich, ja die ganze Welt verjüngen werden, daß wir mit einem heilsamen Umsturz den ganzen Wust der Reaction und Knechtung ausfegen werden, welchen Restauration und Juli-Königthum an die Stelle der erhabenen Ideen gesetzt haben, mit denen

Frankreichs treuester Sohn, der Verbannte von St. Helena, die Völker beglücken, die Welt erneuern wollte..."

„Um's Himmelswillen, mein lieber Failly! sprechen Sie leise! die Wände haben Ohren!" flüsterte Granier besorgt. „Sie ahnen nicht, welch ein weitverzweigtes Netz die geheime Polizei um alle Schichten der Gesellschaft spinnt!"

— „Um sich selbst darin zu verfangen und zu erwürgen, mein Freund," sagte der Prinz lebhaft, obschon mit gedämpfter Stimme, „Das eben ist der Fluch der Despotie, daß sie den Leidensschrei des Volks erstickt, um ihn nicht zu hören, und daß sie nicht bedenkt, daß die leidenden Geister in ihrem gezwungenen Schweigen sich an ihrem eigenen Schmerz aufrichten und den Muth der Verzweiflung, den geschärften Blick dessen erwerben, der sein Auge an die Dämmerung gewöhnen mußte!"

„Ah, wie treffend und trefflich gesagt!" rief Granier bewundernd. „Man sieht, mein theurer Failly, daß auch Sie gelitten und nachgedacht haben!"

— „Und wie hat er dieß?" fiel Belmontet begeistert ein. „Sie sollten seine Briefe lesen, lieber Adolph, um den ganzen Umfang seines Herzens und die Tiefe seines Geistes kennen zu lernen. Erfahren Sie, wie groß mein Freund denkt! Vor längerer Zeit schrieb er mir einmal seine Ansichten über den Nutzen des äußeren Unglücks, das die Menschen bessere, ihre Seele stärke, ihnen die Menschennatur in edlerem schönerm Lichte zeige und sie edlere, erhabenere, hehrere Ideen kennen lehre, Seelen, für welche das Unglück mehr Reiz habe als Macht und äußere Größe. ‚Souffrir grandit — Leiden macht größer,' schrieb mein Freund mir damals; ist dieß nicht ein wunderbar schöner Spruch?"

„Ganz vortrefflich, meiner Treu! ‚Leiden macht größer!' knapp und schlagend, eines Seneca würdig!" sagte Granier.

„Bah, Sie schmeicheln, mein Freund! es ist nur eine harmlose, Gefühlsäußerung, — einer jener lapidarischen Gedanken, welche die Einsamkeit und das Nachdenken in uns wachrufen, — eine der Nutzanwendungen, die wir aus der heilsamen, prüfungsreichen Schule des Lebens mitnehmen!" sagte der Prinz mit einem herzlichen Freimuthe. „Mein Wahlspruch ist wie der des großen Mannes

dort," fuhr er fort und deutete mit den Augen nach einer kleinen Büste Napoleons I. auf dem Kamin hinüber; „Alles für Frankreich! Alle Macht und Größe und Freiheit nicht für mich, sondern für Frankreich! das künftige verjüngte Kaiserreich soll die Freiheit und der Friede seyn!"

„Die Freiheit, der Friede!" wiederholte Granier und erhob, sein Glas mit feurigem Beaune, um mit dem Prinzen — allerdings nur leise — anzustoßen, und auch Belmontet stimmte damit ein.

Granier war entzückt von seinem Gaste, denn Louis Napoleon erschien ihm weit bedeutender, als er sich denselben gedacht hatte und übte auch auf den cholerischen Südfranzosen, den bitteren, strengen, ehrgeizigen Kritiker, den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit aus. Das Frühstück zog sich in die Länge und der helle Tag hatte schon längst die Wachskerzen entbehrlich gemacht, welche auf dem Tische in der ziemlich engen Stube gebrannt. Belmontet drang nun darauf, daß der Prinz sich in dem anstoßenden Schlafzimmer niederlege, um einige Stunden zu schlafen, obschon Louis Napoleon versicherte, daß er einer solchen Kräftigung gar nicht bedürfe, um zu dem bevorstehenden Besuch bei General Lafayette ganz munter und wach zu seyn.

„Ihr begreift nicht, meine Freunde, welchen Zauber die Luft und der Boden Frankreichs auf mich üben," sagte er. „Wär's keine prahlerische Hyperbel, so möchte ich sagen: ich komme mir vor wie der lybische Riese Antäus im Kampf mit Hercules — seit ich Frankreichs Boden unter mir fühle, durchglüht mich ein Kraftgefühl, daß ich meine, ich könnte es siegreich mit diesem Herakles von Bürgerkönig aufnehmen!"

Gleichwohl legte sich der Prinz auf Granier's Bette zur Ruhe nieder, um den Freunden zu willfahren, und versuchte zu schlummern, während Granier träumerisch, den ehrgeizigen Kopf von tausenderlei chaotischen Ideen durchkreuzt, an seinem Schreibtischchen im Wohnzimmer am Fenster saß und den Schlummer seines Gastes bewachte. Er sah sich im Geiste schon als Minister des neuen Kaiserreichs, als einen der wohlhabendsten einflußreichsten Männer, denn der junge Journalist hatte so viel altphönizisches Blut in seinen Adern, daß ihm Macht und Rang ohne Reichthümer nicht

genügen konnten, denn ihm schwebte es klar und deutlich vor, daß Reichthum noch eine weitere Gewalt, ein unfehlbarer Zauber sey.

Gegen eilf Uhr kam Belmontet wieder, den Prinzen in einem eleganten Stadtwagen zum General Lafayette zu führen, welcher auf diesen Besuch vorbereitet war und eine mündliche Mittheilung entgegennehmen wollte, die ihm der Prinz von Seiten des Königs Joseph zu überbringen hatte.

Lafayette war damals ein Mann von nahezu 74 Jahren und eine imposante Erscheinung trotz der dunklen Perrücke und der etwas schlaffen Züge. Er war ein Franzose durch und durch, und nannte die Welt ihn auch den „Veteran der Freiheit," so gab er sich doch in jedem Theil seines Gebahrens als den Edelmann vom alten Schlage zu erkennen. Allein in seinem hübschen eleganten Salon, der mit so vielen interessanten Erinnerungen aus seinem reichen Leben ausgeschmückt war, mit einem halben Dutzend Portraits Lafayette's selbst in verschiedenen Größen, auf verschiedenen Altersstufen, mit den Portraits von George Washington, Benjamin Franklin, Jefferson, Ludwig XVI. und Marie Antoinette, mehrere hervorragende Girondisten und andere Persönlichkeiten der Revolution, mit dem Degen Washingtons über dem Kamin, — machte der greise General selbst auf den skeptischen jungen Prinzen einen überwältigenden Eindruck, während der General selbst eine lebhafte Gemüthsbewegung nicht verleugnen konnte bei dem Gedanken, daß er den Neffen und Erben des Kaisers bei sich empfange, dessen geschworener erbitterter Feind er früher gewesen war.

Die Begegnung Beider war einfach, herzlich und würdig. Der Prinz entledigte sich des Auftrags, den ihm sein Oheim für Lafayette mitgegeben hatte, und dann sprachen Beide nicht vom Kaiserreich, nicht von den hundert Tagen, in denen der greise General dem Kaiser so schroff gegenüber gestanden hatte, sondern nur von der Julirevolution und der gegenwärtigen Lage Frankreichs, — von der Enttäuschung, in welche der Bürgerkönig die ganze Nation versetzt hatte.

„Ich gestehe Ihnen offen, mein Prinz, daß ich dasjenige, was ich im Juli 1830 that oder vielleicht zu Stande bringen half, bitter bereue," sagte Lafayette freimüthig. „Aber Frankreich war weder

republikanisch noch zur Republik reif, und wir hatten Niemand, den man an die Spitze der Nation stellen konnte. Napoleon II. war so gut wie gefangen in Wien, und es wäre eine Thorheit gewesen, sich Oesterreich in die Arme zu werfen."

Auf die Aufforderung Lafayette's entwickelte Louis Napoleon dann vor seinem Zuhörer klar und ruhig seine politischen Ansichten und die Pläne, denen er forthin sein ganzes Leben und Streben widmen wollte; er überreichte dem Greise den Entwurf einer Verfassung, welchen er ausgearbeitet hatte und der zugleich imperialistisch und republikanisch seyn sollte. Er zählte dem General alle die Hülfsquellen und die Mittel zur politischen Thätigkeit auf, über welche er verfügte, und theilte ihm die Hoffnungen mit, die er darauf zu gründen können glaubte.

„Ich bewundere die Thatkraft und den Ernst, mein Prinz, mit denen Sie sich in diesen Jahren schon einer solchen riesigen Aufgabe unterzogen haben," erwiderte ihm der Veteran. „Ich muß Ihnen zugestehen, daß Sie die Erwartungen übertroffen haben, welche ich mir von Ihnen machte. Sie sind ein Phönix unter den Prinzen, — wenigstens unter den Prinzen von Geblüte," setzte der alte Edelmann mit einem feinen Lächeln hinzu. „Ich verkenne nicht die Großartigkeit und noch weniger die Schwierigkeiten Ihres Unternehmens, aber ich muß einräumen, daß es eines von jenen großen ist, welche der Menschheit imponiren und die Völker hinreißen. Weit entfernt, Ihnen von Ihren Plänen abzurathen, wage ich, Sie vielmehr zum Beharren in denselben, zur Ausführung aufzufordern, denn diese ist nur noch eine Frage der Zeit. Ergreifen Sie die erste günstige Gelegenheit, um Frankreich mit einem genügenden Aplomb zu betreten," fuhr er wärmer fort, „denn Sie wissen, in den Augen der Franzosen kommt Alles auf die Art und Weise des Auftretens an. Die gegenwärtige Regierung wird nicht im Stande seyn, sich zu halten, denn sie hat weder eine vernünftige Basis noch Wurzeln im Volke; sie büßt täglich an ihren natürlichen Stützen ein, um sich widernatürliche, trügerische, wurmstichige zu suchen. Ihr Name ist in und für Frankreich der einzig volksthümliche, und ich bekenne offen, man muß die politische Gestaltung Frankreichs wieder ganz von vorn beginnen."

Der Prinz ward von diesen Aeußerungen so ermuthigt und mit einer solch stolzen Zuversicht erfüllt, daß er seine Freude und Begeisterung nicht verhehlen konnte und in die beredtesten Worte des Dankes kleidete. Er bat den General um seinen Segen, und dem Veteran der Freiheit standen beinahe Thränen in den Augen, als er, die Hand des jungen Prinzen herzlich schüttelnd, zum Abschiede sagte:

„Gehen Sie wenigstens mit meinen aufrichtigsten Wünschen für Ihr Unternehmen und für das Gedeihen Frankreichs unter Ihren Händen, mein Prinz. Ich verspreche Ihnen, daß ich nöthigenfalls Sie unterstützen und im geeigneten Augenblicke Ihnen die Beihülfe meiner alten Volksthümlichkeit leihen werde! Mehr vermag Ihnen ein Greis nicht zu bieten, welcher einen begangenen Mißgriff schmerzlich beklagt und aus Reue und Scham darüber sich aus der aktiven Politik zurückgezogen hat! Reisen Sie mit Gott, mein Prinz, und auf baldiges Wiedersehen öffentlich und unter glänzenderen Auspizien auf dem Boden unseres schönen Frankreich!"

Tiefbewegt schieden beide, und Lafayette mochte ahnen, daß es seine erste und letzte Begegnung mit diesem Kronprätendenten sei, denn er starb im folgenden Jahre. — Der Prinz war noch schweigsamer als gewöhnlich und blickte ernst unter den zusammengezogenen Brauen hervor, als der Wagen ihn durch die nun sonnenhellen und glänzenden menschen-wimmelnden Straßen von Paris hintrug, die jetzt ein ganz anderes Ansehen hatten, als im fahlen Morgengrauen, und in denen er am liebsten mit der harmlosen Unbefangenheit eines Neulings aus der Provinz, eines neugierigen Touristen gelustwandelt wäre. Aber es galt jetzt, sich vor Entdeckung zu hüten und einigen Häuptern der liberalen und der republikanischen Partei seine Aufwartung zu machen, — einflußreichen und zuverlässigen Männern, welche durch Belmontet erforscht und geneigt befunden worden waren, sich mit dem Prinzen in's Benehmen zu setzen. Louis Napoleon wollte ferner Verbindungen mit den Redacteuren der hauptsächlichsten Oppositionsblätter anknüpfen, um in dauerndem Rapport mit den Ideen und Bestrebungen derselben zu bleiben und sich den Vortheil zu sichern, daß sein Name, begleitet von den begeistertsten und theilnahmsvollsten Lobeserhebungen, möglichst häufig

in jenen Zeitungen genannt und in Verbindung gebracht werde mit der Morgenröthe einer neuen Zukunft, welche in jenen Journal-Artikeln geheimnißvoll angedeutet wurde.

Der bedeutendste der Journalisten, dessen persönliche Bekanntschaft der Prinz an diesem Tage machte, war der unerschrockene eiserne Redacteur des ‚National', Armand Carrel, diese eherne Gestalt mit der unbeugsam stolzen Haltung des Soldaten, dem warmen glühenden Herzen und dem scharfblickenden Geiste, der freien Denkerstirn.

Die Begegnung dieser beiden Männer war eine merkwürdige. Der Prinz gab sich ebenso viele Mühe, durch die Unbefangenheit Einfachheit und Natürlichkeit seines Benehmens zu gewinnen, als der Journalist sich bestrebte, kühl und scharf zu beobachten und sich nicht von irgend welcher vorgefaßten Meinung beeinflussen, aber sich auch nicht durch irgend welchen Zauber des Ruhmes oder der Persönlichkeit einnehmen zu lassen.

„Ich habe Ihre „politischen Träumereien" und Ihren Entwurf einer Verfassung mit Aufmerksamkeit gelesen, mein Prinz," sagte Carrel mit seiner geraden und beinahe barschen Offenheit. „Ich habe die Beiträge, welche Sie mir für den ‚National' einsandten, stets mit einer besondern Aufmerksamkeit geprüft, und ich gestehe Ihnen offen, daß mich die Sprache, der markige Styl und der Inhalt derselben interessiren. Es ist etwas von einem gewaltigen, feurigen und doch seiner selbst vollkommen mächtigen Geiste, etwas von jenem unerbittlichen, rücksichtslosen Ernste darin, welcher große Männer schafft. Ich finde es natürlich, mein Prinz, daß Sie auf den Thron von Frankreich aspiriren, und gebe zu, daß es keinem leichter werden dürfte, als Ihnen, dem Erben eines solch bedeutenden Namens und so großer Erinnerungen, dem Neffen dessen der von sich selbst das Bekenntniß ablegte, daß er noch Kaiser seyn würde, wenn er nur sein Enkel gewesen wäre. Ich begrüße es als eine That, die Ihnen zum Verdienste anzurechnen ist, daß Sie, mein Prinz, und Ihr Bruder in der Romagna für die Freiheit Italiens gekämpft haben, daß Sie für die armen Polen ein solch offenes Herz und eine solch offene Hand haben, und den Bestrebungen der demokratischen und republikanischen Partei eine solche

Theilnahme zollen. Allein Sie werden mir zugeben, mein Prinz, daß zwischen demjenigen was Sie heute thun, und dem was Sie als Kaiser thun werden, ein bedeutender Zwischenraum ist!"

— „Sie mißtrauen mir also, Herr Carrel?" fragte Louis Napoleon mit unbefangenem Lächeln.

„Offen gestanden ja, ich mißtraue — nicht Ihnen, mein Prinz, sondern jedem Prätendenten auf einen Thron, auf eine Krone," versetzte Carrel. „Ein Blick in die Geschichte lehrt mich auf meiner Hut sein. Jeder Prätendent wird von dem verhängnißvollen Zauber der Macht und des Einflusses weiter gerissen als er anfangs selbst beabsichtigte. Denken Sie an Ihren Oheim, dem es auch nicht genügte, erster Konsul zu sein, und der die Hand nach der Krone ausstreckte, deren Preis nur der Verrath an der Freiheit, am Vaterlande, an Denjenigen war, welche für die Befreiung desselben geblutet hatten!"

— „Und doch werden Sie mir zugeben, Herr Carrel, daß der erste Konsul im Grunde nicht anders handeln konnte, wenn er die großen und erhabenen Ideen durchführen wollte, mit deren Verwirklichung er Europa frei und Frankreich groß machen wollte!" rief der Prinz lebhaft. „Sie werden mir zugeben, daß Frankreich niemals größer, mächtiger war als unter dem Kaiserreich!"

„Sie sind noch jung und sanguinisch, mein Prinz, und ein Bonaparte; daher ist Ihr Gesichtspunkt ein anderer als der meinige," gab Carrel mit einem sarkastischen Lächeln zur Antwort. „Als Soldat und Mensch bewundere ich das Genie des Kaisers, als Politiker aber urtheile ich anders über einen Mann, den ein ungemessener Ehrgeiz so verblendete, daß ihm Gewissen und Achtung für Menschenwürde abhanden gekommen war, daß er Hunderttausende von Menschenleben für Befriedigung seiner Ländergier, seiner Herrschsucht hinopferte, daß er die fremden Throne umstürzte, um seine eigenen Verwandten und Parteigänger darauf zu setzen. Sie sind noch zu jung, mein Prinz, und zu einseitig erzogen, zu ferne von Frankreich aufgewachsen, um erfahren zu haben, welche schamlose Korruption, welche höhnende Verleugnung von Recht und Sittlichkeit ein Kaiserthum mit sich brachte, das nur auf Verrath an der Freiheit, auf die Bajonette einer gehätschelten Soldatesca

gegründet war und diese blutlechzende Hyäne Jahr um Jahr in neue nutzlose Eroberungskriege führen mußte, um andere Völker zu knechten, fremde Länder auszusaugen und mit dem Raub des Auslands die Heloten des Kaisers zu bereichern und zu mästen. Sie haben es nicht erlebt und kennen es vielleicht nicht einmal vom Hörensagen, mein Prinz, wie unter dem Kaiserreich die Presse, das Wort, der Gedanke geknechtet war, wie eine namenlos freche Willkürherrschaft der offenen und geheimen Polizei alle Lebenskreise mit einem scheußlichen Netze umzog und dem Auswurf der Nation, den Polizeiknechten von Fouché herab bis zum letzten Mouchard, das Leben, die Freiheit, das Eigenthum der Bürger auf Gnade und Ungnade in die Hand gab. Sie haben es nicht erfahren, mein Prinz, wie die durch ihre schmutzige Habsucht und welsche Gewissenlosigkeit ausgezeichneten Personen des kaiserlichen Hofes, die Brüder, die Schwestern, die Verwandten des Kaisers, sich mit Millionen bestechen ließen, um die abgefeimtesten Schurken an die Spitze von öffentlichen Aemtern zu bringen; wie die maßgebenden Persönlichkeiten in allen Dikasterieen ihre Stellung und ihren Einfluß nur zur Befriedigung ihrer Lüste und Leidenschaften ausbeuteten; wie es unter dem Kaiserreich weder einen unabhängigen Richterstand, noch eine Achtung vor dem Gesetz, noch eine Gerechtigkeit gab; wie selbst das Recht dem Volk vertheuert und verkümmert ward durch unerschwingliche Sporteln und Steuern; wie die Landwirthschaft, die Gewerbe, der Handel darnieder lagen durch den Druck furchtbarer Steuern, durch die unaufhörlichen Konskriptionen, welche dem bürgerlichen Leben und der produktiven Arbeit alle Kräfte entzogen, durch die Störung alles überseeischen Verkehrs und die falschen Grundsätze des Monopols, das die Kontinentalsperre, die Regieen u. s. w. herbeiführten, durch die Verkümmerung jedes Genusses und Vertheuerung jedes Lebensbedürfnisses mittelst der drückendsten, plackerischesten indirekten Steuern .... Sie haben alles das nicht gesehen und erlebt, mein Prinz," schloß er mit einer zerschmetternden Bitterkeit, — „sonst würden Sie nicht sagen und glauben, daß Frankreichs höchste Blüthe und größter Ruhm der Periode des Kaiserreichs angehöre. Eine Säbel- und Willkürherrschaft, eine Zeit des Despotismus ist niemals eine Glanzepoche eines Landes und Volkes!"

— „Ich gebe zu, daß das Kaiserreich solche Mißstände in seinem Gefolge gehabt haben mag,“ wandte der Prinz etwas schüchtern ein, denn es fehlten ihm trotz seiner dialektischen Gewandtheit doch die Mittel, solche Thatsachen zu entkräften. „Aber Sie werden mir einräumen, daß ganz dasselbe auch von der Republik gesagt werden kann, wo der Same ausgestreut ward, welcher dann im Kaiserreich aufging! Sie werden mir beipflichten, Herr Carrel, daß das Kaiserreich in den letzten Jahren bemüht war, bessere Zustände zu schaffen und durch eine Konstitution eine Aera der Freiheit, der Ordnung, der Pflege der materiellen Interessen zu schaffen, — daß man aber dem Kaiserreich nicht diese ehrliche Probe, die zur Entfaltung dieser Thätigkeit nöthige Zeit gegönnt hat, daß das Kaiserreich ein transitorischer Zustand war.“

„Wohlan, und war die Republik etwa weniger ein transitorischer Zustand?“ entgegnete Carrel ruhig und mit eisiger Kälte. „Hatte sie nicht tiefer in den Boden der Zeit gepflügt, als das Kaiserreich, das schon ein geebnetes Feld antraf? Hat man etwa der Republik die Zeitfrist zu einer ehrlichen Probe gegönnt? Und wer war es, der aus potenzirter Selbstsucht der allgemeinen Freiheit diese Probe verkümmerte, mein Prinz?“

— „Jenun, es wäre widersinnig, wenn ich geschichtliche Thatsachen in Abrede ziehen und mich zum Vertheidiger von Ereignissen machen wollte, über welche die Geschichte zu richten hat, Herr Carrel,“ sagte Louis Napoleon. „Vergessen wir nicht, daß alles Menschliche unvollkommen ist und sich großem Lichte auch tiefer Schatten zur Seite stellt. — Wir sind jedoch einigermaßen von unserem Gegenstand abgekommen, Herr Carrel! Sie imputiren mir imperialistische Gelüste, cäsarischen Ehrgeiz! Hierin irren Sie einigermaßen, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen dieß zu sagen. Ich bin vor Allem Franzose, mein Herr, und wünsche Frankreich frei und glücklich zu sehen, ganz wie Sie. Wir haben Ein Ziel, und weit entfernt, an eine Krone zu denken, wäre ich froh, als gemeiner Soldat, als geringer Beamter meinem Vaterlande zu dienen!“

„Löbliche, edle, uneigennützige Vorsätze, mein Prinz, allein erlauben Sie mir die Bemerkung, die vielleicht herb klingen mag, aber objektiv wahr ist: diese schönen Phrasen sind nur Illusionen!“ ver-

setzte Armand ruhig und ohne Spott. „Der Name den Sie tragen, die Erinnerungen an den einstigen Glanz und die bevorrechtete Stellung Ihrer Eltern werden es Ihnen menschlich unmöglich machen, sich in dieser bescheidenen Sphäre zu erhalten und einer Versuchung auszuweichen, die Sie im gegebenen Augenblick der Gelegenheit nach der höchsten Macht greifen läßt!"

— „Ich kann Sie aber versichern, Herr Carrell, daß ich noch heute wie vor zwei Jahren mich glücklich preisen würde, mit dem Grade eines Lieutenants in die französische Armee einzutreten!"

„Ich weiß, daß Sie dem Bürgerkönig diese Bitte gestellt haben, daß er sie Ihnen aber abgeschlagen hat, mein Prinz! Abgeschlagen weil er Komplotte fürchtete und all die Gefahren, welche Ihre Nähe ihm und seiner Regierung bereiten konnte! Wenn aber der Träger der höchsten Gewalt Ihnen mißtraut, mein Prinz, wie erwarten Sie Vertrauen von mir, dem einfachen Bürger?" fragte Carrel mit strengem Blick. „Es ist löblich und eine Pflicht, dem Vaterlande zu dienen, mein Prinz, aber dient man ihm nur mit dem Degen an der Seite oder hinter dem Schreibtisch eines offiziellen Büreau? Und dann, sind Sie nicht das Ziel aller Blicke derer, welche gegenwärtig im Sinne des Bonapartismus die Gemüther der Soldaten erregen und im Heere wühlen? Und was ist der Bonapartismus Anderes als die Zurückführung des Kaiserreichs mit all seinen Kriegen, seinen bevorrechteten Prätorianern, mit all dem Vandalenthum, das die Früchte produktiver Arbeit nicht zur Reife kommen läßt?"

— „Oder auch ein Kaiserreich des Friedens, der ruhigen gedeihlichen Entwickelung aller materiellen Hülfsquellen von Nation und Land unter dem Banner der Freiheit!" rief der Prinz stolz aufblickend.

„Jetzt Frieden und Freiheit, mein Prinz, wo noch beinahe die ganze Generation Derer lebt, welche der Krieg genährt, der Despotismus bereichert hat? — Nein, mein Prinz, fassen wir die Sache klar und einfach in's Auge, und reden wir offen! Sie kämpfen für eine andere Idee als ich, der Sohn des Volks, der Arbeit, der einfache Bürger, der Republikaner. Sie suchen die Hülfe unserer Partei zur Erreichung Ihrer eigenen Zwecke, und das verdenke ich

Ihnen nicht, denn das ist menschlich. Aber Ihre Zwecke stehen den meinigen diametral entgegen. Wir haben nur Eines gemeinsam: den glühenden Wunsch, diese unfähige und unwürdige Regierung gestürzt zu sehen, und wir begegnen uns in unseren Absichten und Bemühungen hiezu. Sie thun mir die unverdiente Ehre an, mich als eines der Häupter der demokratischen Partei zu behandeln und deßhalb aufzusuchen, aber ich muß Ihnen erklären, daß ich nur eines der Werkzeuge, eines der unbestechlichsten Mitglieder dieser Partei bin. So lange Sie in der Opposition gegen die jetzige Regierung stehen, mein Prinz, sind Ihnen die Spalten meiner Zeitung geöffnet, die Unterstützung meines Wortes sicher. Bricht der Wille des Volks die gläsernen Füße entzwei, auf denen der Julithron steht, wählt das Volk durch allgemeines Stimmrecht Sie zum Präsidenten einer Republik, jenun so bin ich der erste Bürger, der sich der Majorität bequemt, selbst wenn ich Ihnen meine Stimme nicht gegeben haben werde, aber ich bin auch der erste Journalist, welcher sich unerschrocken gegen jede Ihrer Handlungen auflehnen würde, welche den Grundsätzen der Republik und der Freiheit zuwider laufen wird. — Das ist meine Erklärung, mein Prinz, und sie wird uns Beide nicht hindern, einander als Männer zu achten, so lange uns die Ereignisse nicht zu Gegnern machen — Ereignisse, die nur die Folgen unserer respektiven Grundsätze und Handlungen sein können."

— „Ich danke Ihnen für diese offene Erklärung, Herr Carrel, welche ich nicht anders erwartet habe und die Sie in meiner Achtung und Verehrung nur noch höher stellen würde, wenn dieß möglich wäre," sagte der Prinz mit anscheinender Herzlichkeit. „Ich werde mich nicht nur glücklich schätzen, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, sondern auch einen wesentlichen Nutzen von dieser Begegnung mit mir hinwegnehmen. Sie haben mich gelehrt, daß gerade das, was mich in den Augen der einen Partei empfiehlt, nämlich meine Herkunft, — mich der andern Partei verdächtig macht. Die Zukunft soll entscheiden und den vorurtheilsvollen Argwohn der Republikaner gegen mich entkräften!"

Armand Carrel erwiderte auf diese Phrase nichts. Nach dem Austausch einiger weiteren höflichen Worte verabschiedeten sich die

beiden Männer von einander, und der Prinz war um eine Illusion ärmer. Er hätte Carrel nicht für einen solchstarren, unerbittlichen, ehrgeizlosen Republikaner gehalten.

„Nun, mein Prinz, wie finden Sie Carrel?“ fragte Belmontet den Prinzen, als dieser in das Café trat, wo Jener seine Rückkehr erwartete.

„Oh, er ist kein Genie, aber ein Charakter,“ versetzte Louis Napoleon. „Wenn Frankreich in diesem Augenblicke nur noch fünfhundert Männer von solchem Wesen und solcher Bildung zählte, wie er, so wäre die Republik in Frankreich möglich und von Dauer.“ — —

Die beiden Freunde nahmen am Abend ein einfaches Mahl auf dem Zimmer von Adolph Granier ein, und besuchten dann noch einige militärische Persönlichkeiten. Um eilf Uhr verabschiedeten sich Granier und Belmontet von dem Prinzen, der in einem Fiaker nach dem Bureau der Messageries Lafitte und Caillard fuhr, und mit dem Nachteilwagen Paris verließ. Die Stille der Nacht in der Ronde der Diligence gab dem Prinzen Gelegenheit genug, die Erfahrungen und Erlebnisse dieses Tags noch einmal zu überdenken und für seine Zukunft zu verwerthen. Die Ausbeute an Weisheit und Menschenkenntniß, die er von dieser Reise zurückbrachte, war nicht gering anzuschlagen.

Nach der Heimkehr war der Prinz noch stiller, menschenscheuer und verschlossener als zuvor, und vergrub sich förmlich in Arbeiten und Korrespondenzen. Er verschickte sein neueres Werkchen: „Politische und militärische Erwägungen über die Schweiz“ an alle maßgebenden Persönlichkeiten in Frankreich, insbesondere an solche Anhänger, welche ihm das Andenken seines Oheims gewann. Das knüpfte ihm einen Briefwechsel an, welchen er für die bonapartistische Propaganda im Heere ausbeutete. Er warb in der Schweiz um die Achtung und Freundschaft aller maßgebenden Persönlichkeiten und schien all seine geistige Thätigkeit, seine Thatkraft und seinen Ehrgeiz nur zu Gunsten dieses neuen Vaterlandes, zur Befriedigung seiner Eigenliebe in einem kleineren verjüngten Lebenskreise aufbieten zu wollen. Dieß schützte ihn vor der Beargwöhnung und genaueren Belauschung der französischen Polizei. „Er stellte

sich todt," wie ein berüchtigter Polizeimann von ihm berichtete, der zu seiner speziellen Beaufsichtigung nach der Schweiz gesandt, aber von den treuen Verbündeten des Prinzen auf Schloß Wolfsberg bald durchschaut worden war und unverrichteter Dinge abziehen mußte.

Es gehörte eine erstaunliche Arbeitskraft dazu, nur diesen Briefwechsel zu führen, welchen der Prinz damals nicht nur über die Schweiz und ganz Frankreich, sondern auch über Italien und Deutschland hin und bis nach England pflog. Aber neben der äußern materiellen Arbeit, welche ihm diese Korrespondenz machte, da er grundsätzlich jeden an ihn gerichteten Brief selbst beantwortete, war die versatile Thätigkeit seines Geistes noch mehr zu bewundern, da seine Briefe aus dieser Zeit durch ihren Gehalt ebenso bedeutend sind wie durch ihre Form. Den Grundton davon bildete natürlich immer die napoleonische Idee, die Wiedereinsetzung des Kaiserreichs mit seinem Ruhm und kriegerischen Einfluß, aber die hauptsächlichste Kunst in diesen Herzensergießungen bestand darin, nicht errathen zu lassen, daß er sich seiner Bestimmung bewußt sei und als Erben seines Oheims betrachtete, — sich das Ansehen zu geben, als diene er nur einer Sache, einem Prinzip, einer uneigennützigen patriotischen Idee. Und dieß ist ihm damals so sehr gelungen, daß er sogar die Diplomaten der weiland heiligen Allianz und die geheime Polizei des Bürgerkönigs täuschte.

3.

Es ist ein prachtvoller Wintertag in dem engen, alten und doch durch seine reichen Kunstschätze so herrlichen Florenz. In reinem mattem Blau wölbt sich der Himmelsdom über dem prächtigen Arnothal, über welches die schiefen Strahlen der linden Wintersonne einen feinflimmernden silbernen Duft weben, der wie ein magischer Schleier mit geheimnißvollem Reize die Kuppeln und Thürme der Kirchen umwallt und einen unsäglichen Zauber über diese Stadt ergießt.

Droben auf einem der höchsten Punkte des Gartens Boboli, der sich mit seiner wechselvollen Pracht von immergrünem Pflanzen-

wuchs hinter dem Palast Pitti, der Residenz des Großherzogs von Toscana, ausbreitet, ist eine vornehme Gesellschaft im Begriff, zu der Bildsäule der Abbondanza hinanzusteigen, von wo aus der entzückte Blick wie trunken über das Häusermeer der Stadt, den blinkenden Fluß, die reizenden leicht geschwungenen Höhenzüge der Umgebung hinschweift.

Die Gesellschaft besteht aus einigen Damen, unter denen wir an der stattlichen Gestalt und imposanten Haltung die Königin Hortense erkennen, die in Begleitung eines bildschönen jungen Mannes, des Malers Cottreau, und ihres Leibarztes, des kleinen aber geistvollen scharfblickenden Enrico Conneau mit der stark ausgeprägten orientalischen Physiognomie, nach der Höhe hinansteigen, um die Aussicht von hier oben zu bewundern.

In einiger Entfernung folgt der Gesellschaft ein jüngeres Paar, langsam und in angelegentlichem Gespräche. Es ist der Prinz Louis Napoleon und an seinem Arme die Prinzessin Mathilde von Montfort, eine jugendliche liebreizende Erscheinung von etwa fünfzehn Jahren, nicht groß und stattlich von Wuchs, sondern kaum von Mittelgröße, aber von einer Zierlichkeit und Harmonie und Fülle der Formen, wie sie nur unter dem sonnigen Himmel Italiens schon in diesen Jahren in solcher Vollendung vorkommen. Die Züge des Gesichts sind mehr naiv als edel, aber der Teint so frisch und rosig, die Augen so lebhaft, munter und geistvoll, das Lächeln so gewinnend, ein solch reizendes Gemisch von Kindlichkeit und Schalkheit, daß es dem Beschauer in die Seele lacht. Der ganze unnachahmliche Zauber der Jugendfrische und naiven Anmuth ist über die elastische Gestalt dieser jungen Prinzessin ausgegossen. Wie reizend sich die geschmeidige Gestalt an den Arm ihres Begleiters schmiegte, beide wunderhübschen kleinen Hände in dem zierlichsten blaßgelben Handschuh über seinem rechten Arme gekreuzt! Mit welcher Innigkeit diese ausdrucksvollen, lebhaften, munteren, graublauen Augen an dem bleichen Gesichte und den halbverschleierten Augen des Prinzen hingen, ihm die Worte vom Munde ablasen! wie in der anmuthigen Gestalt eine ganz eigenthümliche wilde Grazie lag, die in jeder Bewegung der Glieder, jeder Falte der Gewandung sich verrieth! Wie sie mit ganzer Seele auf das

horchte, was über die schmalen, sonst so versiegelten Lippen des Prinzen kam! Er sprach mit ihr von Frankreich, von der Vergangenheit, von dem Glanze des Kaiserreichs, von der Zukunft der Napoleoniden; er äußerte seine zuversichtlichen Hoffnungen, daß für die Familie der Napoleoniden noch einmal eine glänzendere Zeit der Wiederherstellung kommen werde.

„Glauben Sie mir, liebe Cousine, das Geschick wird nicht lange mehr neidisch gegen uns sein!“ sagte er mit zuversichtlichem prophetischem Tone. „Wir werden uns rächen an unseren Gegnern, wir werden unsere Feinde und Verächter unter unsere Füße treten, und uns wieder an die Spitze Frankreichs, werden Frankreich an die Spitze der Nationen Europa's, ja der ganzen Welt stellen!“

— „Und wer, wer wird das thun, Vetter?“ fragte die Prinzessin mit leuchtendem Auge zwar, aber verwundert über die Kühnheit dieses Gedankens und die Zuversicht dieser Voraussage.

„Ich, meine Liebe! ich werde es thun, ich fühle die Pflicht in mir, und die Pflicht wird mir auch die Kraft geben,“ erwiderte der Prinz mit ruhiger Würde und unerschütterlichem Glauben an sich selbst. „Zweifeln Sie an meiner Befähigung?“

— „Oh nein, — niemals, — nicht im mindesten, lieber Vetter!“ erwiderte die Prinzessin mit einem leichten verlegenen Erglühen. „Ich sagte noch neulich zu Papa, daß ich Sie weitaus für den bedeutendsten von allen jungen Männern der ganzen Familie halte und daß Sie namentlich vor meinen Brüdern sich so vortheilhaft abhöben, daß ich Sie unbedingt vor Allen auszeichne....“ Die Prinzessin brach plötzlich ab, als ob sie unwillkürlich zuviel gesagt zu haben glaube; die lieblichen frischen Züge wurden einen Moment ernst und mit dunkler Glut übergossen und das lebhafte geistvolle Auge suchte verwirrt den Boden.

„Cousine, liebe himmlische Mathilde!“ stammelte der Prinz überrascht, sah ihr fest in's Gesicht und drückte ihren Arm leise an sich.

— „Ja, ich gestehe es, lieber Vetter, daß ich Sie auszeichne,“ fuhr die Prinzessin mit einer gewissen halb verlegenen Hast fort; „Sie verdienen es ja, Cousin; aber ich wollte vorhin fragen, was

Ihnen diese Ueberzeugung von Ihrer Berufung und Ihrem Erfolg, sowie von dem Glücke gibt, das unserer Familie noch harrt?"

„Ein ganz einfacher Umstand, liebe Base," versetzte der Prinz; „ein Sprüchwort, welches eine unumstößliche Erfahrung, eine unleugbare Thatsache enthält, deren Wahrheit so alt ist wie das ganze Menschengeschlecht. Kennen Sie das Sprüchwort nicht: ‚Unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte'? — Müssen wir nicht etwas Entscheidendes thun, um uns von der Beengung zu befreien, die auf uns Allen liegt, meine Liebe? Leiden wir nicht Alle sammt und sonders, Ihr Papa, meine Mutter, die meisten unserer Oheime und Vettern, an einer Einschränkung, welche in jeder Hinsicht drückend ist, wenn wir auch bemüht sind, sie den Augen der Welt zu verbergen?"

Mathilde nickte zustimmend und schaute gedankenvoll zu Boden; ein leiser Seufzer entrang sich ihrem jungen, sonst so frohmüthigen Herzen, denn sie dachte an ihre beiden Brüder, welche von der Gnade ihres Oheims, des Königs von Württemberg, lebten, welcher auch für ihre Erziehung Sorge getragen hatte. Sie dachte an die manchfachen Einschränkungen, denen auch ihr Vater sich unterwerfen mußte und die sie mehr als ahnte, obschon man ihr dieselben geflissentlich zu verhehlen suchte.

„Sie haben recht, lieber Vetter! wir sind nicht mehr was wir waren, — nicht einmal mehr was wir sein könnten!" flüsterte sie etwas wehmüthig, und in ihrem jungen Herzen quollen Erinnerungen auf, wie sie ehedem am Hofe ihres Oheims von den Cousinen ebenfalls nur mehr geduldet als beachtet und geliebt, geschweige denn als Gleichgestellte und Gleichberechtigte anerkannt worden war, obschon Jene nichts vor ihr voraushatten als einige Lebensjahre und das Bewußtsein, Nichten eines noch regierenden Kaisers zu sein. Aber solche traurige und wehmüthige Gedanken stimmten schlecht zu dem ganzen sanguinischen, elastischen, wie Champagnerschaum aufsprühenden Wesen der jungen Prinzessin, und um ihren Empfindungen gleichsam eine andere Wendung zu geben, ließ sie den Arm ihres Begleiters plötzlich los, sprang ihm einige Schritte voraus auf das Plateau der Abbondanza und rief nach einem Umblick fröhlich: „Ah, nun sind wir oben, Vetter! Du lieber

Himmel, wie schön, wie prachtvoll! wie großartig und lieblich zugleich! Meiner Treu, nun erst begreife ich, warum man diese Stadt Firenze la Bella, la Divina nennt! Oh, sehen Sie doch, Vetter Louis! wie wunderbar kühl und blau dort diese waldigen Höhen, die wie Terrassen hinter einander aufsteigen! sehen Sie diesen silbernen Duft, der dort über dem Arnothale schwebt! Ah, es ist himmlisch, nicht wahr?" Und in ihrer muntern beweglichen Lebhaftigkeit hatte sie sich wieder an seinen Arm gehängt und an ihn geschmiegt, als ob sie ihn, den kühleren und besonnenen jungen Mann, mit ihrer Lebhaftigkeit anstecken wolle.

Prinz Louis Napoleon lächelte und betrachtete seine Cousine lange mit einem aufrichtigen und ungewöhnlich tiefen Interesse, denn es lag in der Erregung Mathildens etwas kindlich Naives, Harmloses, Unverfälschtes, gepaart mit einer wundersamen, beinahe künstlerischen Empfänglichkeit für das Schöne und namentlich das Naturschöne, und mit einem Gemüthsreichthum, den er bei ihr vielleicht noch nicht geahnt hatte.

„Waren Sie denn noch nie hier oben, liebe Base?" fragte der Prinz.

— „Oh doch, schon manchmal, lieber Vetter, aber immer gedankenloser als heute, immer mit weit geringerer Empfänglichkeit für die Schönheit und Erhabenheit dieses Aus- und Umblicks," erwiderte Mathilde etwas träumerisch. „Ich habe dabei niemals gefühlt, was ich jetzt fühle. — Glauben Sie nicht, Louis Napoleon, daß es sehr viel darauf ankommt, in wessen Begleitung wir irgend etwas genießen, um davon einen mehr oder minder intensiven Eindruck, eine mehr oder minder entsprechende Werthschätzung zu erhalten? fuhr sie fort und schaute dabei mit ihren großen, munteren, lebhaften, graublauen Augen zu dem Vetter auf, der keinen Blick von ihrem frischen, hübschen, beseelten Gesicht verwenden konnte.

Oh, gewiß, liebe Base! wir müssen immer einen Theil des Eindrucks, den wir von einer Sache hinnehmen wollen, mitbringen!

— „Ah ja, das fühle ich nun auch!" rief die Prinzessin munter. „Und in Ihrer Gesellschaft, lieber Vetter, bin ich etwas eindrucksfähiger, degagirter, munterer, als wenn nur meine gute Frau v. Meding bei mir ist und mir mit ihrem ruhigen pedantischen

Tone sagt: Belieben Sie sich zu merken, Prinzessin, jener Thurm dort ist das Campanile vom Dom, nicht von Santa Maria Novella, und jenes Thürmchen ist kein Federbusch, sondern der Thurmaufsatz des Castello Vecchio! Aber ich bitte Sie, Hoheit, springen Sie doch nicht auf die Bank, meine Liebe! man beobachtet uns; es sind Leute da! Geruhen Sie sich zu erinnern, daß Sie eine Prinzessin von fünfzehn Jahren sind und kein wildes Mädchen mehr!" — Ach, Vetter, das ist unerträglich langweilend, bei aller Achtung für meine gute Meding! — Aber nicht wahr, Sie kennen Florenz und seine Umgebung? Oh, bitte, machen Sie meinen Cicerone, lieber Vetter! ich werde dann Alles besser behalten!"

„Mit Vergnügen, liebe Base!" erwiderte der Prinz und drückte ihren Arm leicht und sein Auge spiegelte sich in dem ihrigen mit einer Innigkeit, die ihr das Blut in die Wangen trieb, so daß sie ihr freundliches Gesicht roth und verschämt an seiner Schulter barg, aber zugleich mit ihrer kleinen runden Hand seine Taille umfaßte.

— „Böser! was für ein abscheulicher Basiliskenblick war das!" lispelte sie schmollend; „es fuhr mir wie ein Blitzstrahl durch den ganzen Körper! — Nun, wohlan, beginnen wir!"

„Liebes, süßes, herziges Bäschen!" flüsterte der Prinz innig, aber sie zupfte ihn am Arme und deutete über die Stadt hinüber nach Norden.

— „Jener hohe Berg dort, dessen Gipfel so geisterhaft ahnungsvoll am Horizonte erscheint, Vetter?"

„Ist der Monte Morello, der höchste Gipfel der Apenninen," versetzte der Prinz und hub nun an, seiner pikanten, muntern Begleiterin alle interessanten Punkte der Stadt und Umgebung zu zeigen. Sie hörte ihm aufmerksam zu und las ihm jedes Wort vom Munde ab.

— „Was Sie nicht Alles wissen, Vetter!" rief sie zwischen hinein mit naiver Ueberraschung. „Man sollte fürwahr meinen, Sie seyen hier in Florenz geboren! Sie wissen mehr und wissen Alles besser als der gewandteste Cicerone! Ah, ich möchte mit Ihnen einmal eine kleine Reise nach all den schönen Punkten machen, welche Sie mir so verführerisch schilderten: nach Pratolino, Fiesole, nach Vallombrosa, dem Pratomagno, nach Camaldoli, und wie die Punkte alle heißen!"

„Wohlan denn, wagen wir es einmal, süße Mathilde! Ich werde Mama den Vorschlag machen und der Oheim Jerôme wird dann nichts dagegen einzuwenden haben! Wir wollen ganz unter uns seyn: Sie Mama, Fräulein Massuyer, Conneau, der schöne Hr. Cottreau, ich — voilà tous!"

— „Meiner Treu, das wäre himmlisch! und wir wollen so vergnügt seyn wie Kinder — oder wie Ziegen!"

„Warum plötzlich so still? wofür dieser Seufzer?" fragte der Prinz nach einer langen Pause, während welcher die Prinzessin mit einem wehmüthigen Ausdruck still in's Weite geblickt hatte.

— „Ah, ich hatte da einen thörichten Gedanken, der mich verstimmte, lieber Vetter!"

„Nun, und was für eine Idee war das?"

— „Dieß Alles hat ja doch einst uns gehört, nicht wahr, Vetter?" fragte sie und ihre Hand beschrieb einen graziösen Bogen über den ganzen Horizont hin.

„Uns, ja — d. h. der verstorbenen Tante Elisa Bacciochi, welche Großherzogin von Toscana war!" versetzte Louis Napoleon.

— „Und die es sich nicht zu erhalten wußte, nicht wahr?"

„Ach, liebe Cousine! das vermochten unsere Väter und Oheime allesammt nicht," entgegnete der Prinz mit einem leichten Achselzucken. „Das Schicksal war stärker als wir, denn ganz Europa stand gegen uns in Waffen."

— „Ja, ja, aber was wir einst besessen, Vetter, das muß man wieder holen. ‚Was einst Fortuna uns geweiht, wir holen's wieder seiner Zeit!' Sehen Sie, Cousin, da hab' ich sogar einen Vers gemacht!" fügte sie mit launigem Lächeln hinzu. „Wir müssen dieß alles dereinst wieder haben!"

„Ganz recht! wir müssen und wir werden es wieder holen, das steht fest," erwiderte der Prinz. „Das Wie und das Wann sind nur noch eine Frage der Zeit!"

— „Und Sie müssen es thun, Vetter! Sie sind der Klügste und Energischeste von uns Allen! Ihnen wird, Ihnen muß es gelingen, ich bin davon überzeugt!" rief Prinzessin Mathilde lebhaft. „Und mir müssen Sie auch eine Rolle anweisen, Vetter! Ich will mein Scherflein dazu beitragen, will konspiriren, intriguiren, spio-

niren, aufwiegeln nach Herzenslust; ich will auch meine Rolle in der politischen Komödie, in dem großen Intriguenstück haben, das die Napoleoniden wieder auf die Weltbühne bringen soll! Ich will mir selbst meine Ausstattung und Mitgift verdienen!"

„Sie, Cousine? ah, das ist schön von Ihnen, das zeugt von Race! Sie sind ja fürwahr schon reif vor den Jahren!"

— „Oh, mein Lieber, man reift schnell in der Abhängigkeit und unter dem Einfluß jener Erinnerungen, jenes unbefriedigten Sehnens, das die glänzende Vergangenheit in uns weckt! Und Sie haben mir da ein Wort gesagt, Vetter, das wie ein zündender Funke in meine Seele gefallen ist! ‚Unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte!' Ha, wie darin so viel Trost und Ermuthigung liegt! daß ich doch ein Mann wäre!"

„Oh, seyn Sie froh, daß Sie eine Dame sind, Cousine!" sagte der Prinz gedankenvoll. „Wie rauh und dornig ist des Mannes Bahn im Leben, und wär' er auch der Begabteste! Und wie leicht fällt Euch ein schönes reiches Loos in den Schoos, wenn Ihr nur von den mächtigen Waffen der Schönheit, der Anmuth, der weiblichen Schlauheit den rechten Gebrauch zu machen versteht! Ihnen, liebe Cousine, wird es nicht schwer werden, eine glänzende Parthie zu machen!"

— „Ich will mich nicht verkaufen, Vetter!" entgegnete Mathilde mit einem leichten Erglühen und in einem bestimmten Tone. „Ich würde nicht für jeden Mann taugen; ich bin zu unbändig, zu selbstständig, zu .... Doch sprechen wir von etwas Anderem, lieber Vetter!" setzte sie lebhaft hinzu und schlug ihr Auge ernst und forschend zu ihm auf; „sprechen wir von Ihnen, Vetter? Halten Sie es nicht für Indiscretion, denn ich achte Sie wirklich und zeichne Sie aus, und es ist ein aufrichtiges persönliches Interesse, welches mir eine Vorfrage in den Mund legt, die vielleicht unvermittelt ist: wie stehen Sie mit...."

„Nun? Sie zögern, Cousine? Reden Sie offen, denn ich ehre Ihre Motive!"

— „Jenun, mit Napoleona Camerata?"

„Mit der Cousine Camerata? — Oh, ganz gut; ich achte sie hoch trotz all ihrer bizarren Eigenthümlichkeiten," erwiderte der

Prinz. „Napoleona ist ein Wesen von ungemeiner Energie des Charakters, von glühendem Ehrgeiz und Familienstolz; ihre allfälligen Fehler sind vielleicht nur übertriebene Tugenden. Die Natur hat einen Mißgriff begangen, als sie aus Napoleona eine Frau bildete, denn als Mann wäre sie ein Held, ein echter Napoleonide, eine Zierde ihres Geschlechts geworden, während sie als Weib ihre Bestimmung vielleicht verfehlt hat und von ihrem eigenen Geschlecht am unverdientesten gewerthet wird!"

— „Und Sie, Vetter," fuhr Mathilde zögernd fort, — „Sie stehen der Cousine nicht näher?"

„Und in welcher Beziehung sollte ich denn mit ihr stehen, Liebe? Wir kennen uns nur oberflächlich; es verbindet uns nur das gemeinsame Band der Interessen und Strebungen der Napoleoniden. Ich stehe mit Napoleona im Briefwechsel, der übrigens vorzugsweise politischer Natur ist. Sie hat meine vollste Achtung und Anerkennung durch die Kühnheit und Selbstverleugnung, womit sie seiner Zeit den König von Rom aus Wien zu entführen unternehmen wollte, durch die Beharrlichkeit und Unerschrockenheit, die sie bei jenem Unternehmen an den Tag legte, wo sie sich wie ein Mann benahm und unser Vetter Napoleon II..... doch lassen wir die Todten ruh'n! er war eben das, was unsere Feinde aus ihm gemacht hatten!"

— „Und Sie — Vergebung, Vetter, aber sagen Sie mir's offen! — Sie werden Napoleona Camerata nicht heirathen?"

„Heirathen, Cousine? was fällt Ihnen ein?" rief der Prinz erstaunt und lächelnd. „Wie kommen Sie auf diese Idee?"

— „Hm, sehen Sie, man munkelt davon in der Gesellschaft. — Napoleona ist reich, hübsch, geistvoll, unternehmend, schwärmt für Sie...."

„Ist einige Jahre älter als ich, hat einen Sohn und einen Gemahl, von dem sie zwar getrennt lebt, der aber nie in eine Scheidung willigen wird, weil er von den Einkünften seiner Frau lebt!" versetzte Prinz Louis Napoleon lächelnd. „Sie sehen also, iebe Cousine, daß abgesehen von dem gänzlichen Ungrunde jener Vermuthungen schon kirchliche, kanonische Hindernisse einer Verbindung zwischen Napoleona Camerata und mir vorhanden wären, wenn selbst nicht jede Neigung und Absicht von meiner Seite fehlte!"

— „Ich bin sehr glücklich, dieß aus Ihrem Munde zu hören, Cousin," sagte Mathilde sichtlich erleichtert, und heftete ihr Auge mit gedankenvoller Träumerei auf den Vetter. „Aber man will doch in der Familie in allem Ernste behaupten, daß Ihr gegenwärtiger Besuch mit irgend welchen Heirathsplänen zusammenhänge, lieber Vetter? Man sagt, daß Onkel Joseph ernstlich wünsche, Ihnen die Hand Charlottens zu geben!"

„Meiner Schwägerin Charlotte? ah, das ist ja sehr liebreich von König Joseph!"

— „Nein, ohne Scherz, Vetter! Bitte, sagen Sie mir offen was ist an der Sache? Carlotta ist Wittwe, hübsch, elegant, reich, anmuthig und in Sie verliebt...."

„Und ich bin undankbar genug, dieß nicht zu erwidern, für so viele Vorzüge blind zu seyn! Ist dieß nicht abscheulich, liebe Cousine?"

— „Wenigstens ist es nicht artig von Ihnen, Vetter, mich zu necken, wenn ich Sie bitte, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Wohlan denn, so erkläre ich Ihnen in allem Ernste, liebe Cousine, daß ich zwar schon mehrfach mit Andeutungen dieser Art belästigt worden bin, aber noch keinen Augenblick geneigt war, dieselben zu verstehen," gab der Prinz mit einer gewissen ungeduldigen Entschiedenheit zur Antwort. „Ich achte meine Schwägerin und Cousine Charlotte, möchte aber gerade diese Erbschaft nur mit Vorbehalt antreten, denn Carlotta hat für mich wenig Anmuthendes, ist mir — verzeihen Sie diesen Mangel an Galanterie! — um ein Jahrzehnt zu alt und geistig nicht bedeutend genug, um ihr meine Freiheit, meine Zukunft aufzuopfern... Und dann, wenn ich auch gerade nicht sonderlich erbaut bin von dem sonderbaren Brauch in der Familie Bonaparte, sich unter einander zu verheirathen, und wenn ich ferner auch nicht eben prinzipiell gegen diesen Mangel an Kreuzung unter unserer Familie bin, so wäre doch unter allen meinen vielen Cousinen und Verwandten in der ganzen Familie nur eine Einzige, zu der mich mein Herz und die Achtung vor ihrem Geist und Wesen so hinzöge, daß ich unter gegebenen Umständen vor sie hintreten und um sie offen werben würde."

— „Und wer wäre diese, Vetter?" fragte Mathilde mit ernstem Blick und unverkennbarer Spannung.

„Du, meine süße Mathilde!“

— „Schmeichler! Du hast mich zum Besten!“ rief sie erschrocken und prallte von seinem Arm zurück. Ihre frischen Lippen waren bleich geworden und bebten und ihr Auge hatte einen starren Blick.

„Bei meinem Leben, Mathilde, ich rede in vollem Ernste!“ betheuerte der Prinz und sprudelte die Worte heftig hervor, während er ihre zitternde Rechte erfaßte und an sein Herz drückte, und sein wundersam verschleiertes Auge mit einem verzehrenden Blick in das ihrige senkte. „Wenn irgend Eine von unserm Geschlechte, so wärest Du es, Mathilde, deren Besitz mich beseligen würde, denn ich schaue in die Tiefen Deiner reichen Seele. Du hast die Großmuth und die Willensfestigkeit Deiner Mutter und die Feuerseele der Napoleoniden. Wäre ich mehr als ein armer Verbannter, könnt' ich Dir mehr bieten als eine dunkle Existenz voll Sorgen und Kämpfen und eine unruhige, von Ehrgeiz und Bestrebungen gepeitschte Seele, so würde ich vor Dich treten, mein Kind, und Dir sagen: sey mein, laß mich für Dich sorgen und ringen, hilf mir genießen, was ich erstrebt habe! So aber sind wir beide arm, verbannt, heimathlos, mein angebetetes kleines Kind, und es wäre Frevel von mir, Dich an mein unklares Loos, an all die Wechselfälle meiner nächsten Zukunft zu fesseln und auf mein künftiges Glück zu verweisen — es wäre grausam, unverantwortlich, einem Andern in den Weg zu stehen, der Dir vielleicht eine glänzendere Lebensstellung, ein näher liegendes Ziel bieten kann!“ ....

— „Ist dies wirklich Ihr Ernst, Louis?“ flüsterte Mathilde erregt und mit fliegendem Athem.

„Beim Wort eines Bonaparte und eines Mannes von Ehre, mein heiliger Ernst, denn es muß zur Klarheit zwischen uns kommen!“

— „Dann schleudre ich alle anderen Genüsse und Vortheile des Lebens und allen Glanz, den etwa Andere mir bieten könnten, von mir und werfe mich an Deine Brust und spreche: „Nimm mich hin, mein Theuerster, ich bin Dein! laß mich mit Dir Armuth und Prüfungen theilen! ich will mit Dir streben und kämpfen, sorgen und ringen, will mir an Deiner Seite meine Zukunft erkämpfen, — eine echte Bonaparte, denn mein süßer Mann, ich liebe Dich — längst, glühend!“ Und als ein rascher scheuer Umblick ihr gezeigt

hatte, daß sie mit dem Geliebten ihres Herzens hier ganz allein sey, weil die Gesellschaft der Königin Hortense längst weggegangen war, warf sie sich mit Thränen der tief innerlichsten Bewegung und hochwogendem Busen an das Herz des Geliebten!"

„Theures, liebes Engelsherz! wie danke ich Dir für diese Seligkeit!" flüsterte Louis Napoleon und hauchte einen Kuß auf die Stirne Mathildens. „Wohlan denn, es sey, Geliebte! mit diesem Kusse weih' ich Dich zu meiner Verlobten, zu dem Schutzengel, dem guten Genius meines Lebens. Ich bin der Aermste von allen denen, welche um Deine Hand, um Dein Herz werben können, allein ich habe in mir das Bewußtseyn, die Gewißheit, daß ich Dir dennoch eine schönere Zukunft bieten werde, als Andere Dir bieten können! Die Liebe zu Dir, die Dankbarkeit, der Stolz auf Deinen Besitz, der Wunsch, Dich auf die höchsten Höhen der Menschheit zu erheben, werden mir ein mächtiger Sporn seyn, für Dich das Höchste zu wagen! Und welches Loos ich auch erringen möge, meine süße herrliche Mathilda, mein größtes Glück soll seyn, es mit Dir theilen zu können, Dich beglückt, in Deinen süßen Augen meinen Lohn zu sehen!" Und mit jäh hervorbrechender Leidenschaftlichkeit bedeckte er Mathildens frische Lippen mit stürmischen Küssen, welche diese wie trunken erwiderte.

„Mein Geliebter! mein Einziger! mein Angebeteter!" flüsterte sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, und hing mit mühsamem Athem und hochwogendem Busen an seinem Herzen. „Oh wie stolz, wie glücklich fühle ich mich! Ich gehöre dem Manne der Zukunft, dem zweitgrößten Manne des Jahrhunderts!" fuhr sie fort. „Ich weiß es, Louis, ich bringe Dir keine Mitgift, welche Deiner würdig ist, denn Bruder Jerôme sagte mir einst knirschend, Papa sey der Aermste unter den Bonapartes, weil er es nicht verstanden, in guten Tagen zu sammeln für die schlimmen. Aber mein Leben gehört fortan Dein und dem großen Gedanken, welchen Du vertrittst, und ich werde klug und listig, umsichtig, scharfblickend, erfinderisch werden vor der Zeit, um Deine Zwecke zu fördern! Oh, mein Geliebter, ich bin Dein, von ganzer Seele, von ganzem Wesen!" rief sie schwärmerisch und hing mit geschlossenen Augen und verzücktem Antlitz an seinem Munde.

Es war eine halbe Stunde voll unendlicher Seligkeit, namentlich für die Prinzessin Mathilde, denn der Vetter war ihre erste Liebe, und sie meinte was sie sagte; sie gab sich dem Zuge ihres Herzens mit all der Innigkeit hin, welcher nur ihr reiches Gemüth, ihre feurige leidenschaftliche Seele fähig war. Ihr Herz war so liebebedürftig, denn in ihrem ganzen bisherigen jungen Leben war ihr so wenig wahre Liebe entgegen getragen worden, weder von ihrem Vater, den sie nur selten sah und den sie, der sie nicht verstand, noch von ihrer Mutter, der stolzen Frau, voll Ernst, voll Charakter, die in ihrem Wesen etwas Herbes, Schroffes, Entschiedenes hatte, das ihr Mathilden schon als Kind entfremdet hatte und das sie noch jetzt nicht zu werthen verstand. Mathilde war meist unter Fremden aufgewachsen, und hatte namentlich zu ihrer Erzieherin, der feinen, hochgebildeten Frau v. Meding, sich nicht so hingezogen gefühlt, wie diese es vielleicht verdiente. Das beengende abhängige Gefühl der Schülerin überwog, dieser Frau gegenüber, bei der Prinzessin jene zutrauensvolle kindliche Liebe, die sie einer Mutter entgegen getragen haben würde. Sie war eine arme Prinzessin, arm an Liebe, die man ihr erzeigte, arm an jenen Freuden unbefangener kindlicher Freiheit, welche das Glück der übrigen Kinder ist, gut erzogen, d. h. eingeengt in die spanischen Stiefeln der Etikette, aber dürstend nach Freiheit, eine Fülle anderer Freuden und Genüsse ahnend, die sie seither nur aus Romanen und Theaterstücken, aus einsamen Reflexionen über gemachte Beobachtungen in dem engbegrenzten Kreise der Gesellschaft, in welcher sie früher verkehrte, gemacht hatte. Jetzt aber, seit sie bei Papa in Florenz zum Besuch war und einen Blick und Schritt in eine neue Welt hinein gethan hatte, wo die verschiedensten Stände von allen Nationen mit einander zwanglos verkehrten und das ewige Thema der Liebe in allen Variationen spielten, da waren in ihrer leidenschaftlichen Seele alle jene Dämme gesprengt worden, welche seither die vornehme Erziehung, die Ueberwachung der mütterlichen Erzieherin, die Etikette und Convenienz um dieses liebebedürftige Herz gelegt hatten, und Prinz Louis Napoleon, der vielleicht nicht mehr lieben konnte, vielleicht nie geliebt hatte, weil sein Geist von ganz anderen Zielen und Vorstellungen wesentlich erfüllt war, weil neben der

unumschränkten Selbstsucht seines Strebens und dem fatalistischen Glauben an seine Berufung nichts Anderes mehr in seinem Herzen Raum hatte, — er genoß jetzt die Erstlinge eines liebeglühenden Herzens, einer wahrhaft eruptiven Leidenschaft, die ihm schmeichelte.

Allein das junge Paar ward aus dem selbstvergessenen Gekose und Geplauder dieser Stunde wieder geweckt durch die laute Stimme eines Mannes, welche aus dem Baumgang herauf ertönte, der von der Abbondanza nach dem Oceanusbassin hinabführt, und welche der Prinz für die Stimme des Malers Cottreau erkannte.

Frau v. Meding war über das Ausbleiben ihrer Pflegbefohlenen etwas unruhig geworden, unruhiger oder unbehaglicher vielleicht, als man in Gesellschaft der verwöhnten Hohen der Erde zeigen darf. Königin Hortense hatte es bemerkt und richtig gedeutet.

„Ah, unsere Nachzügler werden sich verirrt haben," sagte sie lächelnd. „Sie haben sich verplaudert über irgend welche Jugend-Erinnerung oder über irgend einen Gegenstand der Kunst. Bitte, lieber Cottreau, suchen Sie die Abtrünnigen auf und führen Sie sie zu uns zurück! Sie kennen ja den Garten Boboli aus dem Grunde. Und damit unsere theure Frau v. Meding sich desto schneller von der Sicherheit und unversehrten Wohlfahrt ihres Zöglings zu überzeugen vermöge, reichen Sie ihr gefälligst den Arm und schmälen Sie Louis recht herzlich, daß er uns das liebe Kind so lange vorenthält!"

Frau v. Meding hatte zwar versichert, hinsichtlich der Prinzessin Mathilde außer aller Sorge zu seyn, da sie sie in solch' angenehmer Begleitung wisse, aber nichts desto weniger mit einer gewissen Eilfertigkeit den Arm des schönen Malers angenommen und den Rückweg nach der Höhe der Abbondanza eingeschlagen.

Als die beiden Paare einander ansichtig wurden, hing Prinzessin Mathilde erglühend und mit wunderbar feucht glänzenden Augen an Louis Napoleon's Arm, und diese Beiden kamen den geneigten Weg herab und scherzten darüber, daß sie, in den Genuß der glorreichen Aussicht versenkt, ihre Gesellschaft aus den Augen verloren und sich verirrt hätten. Allein die Prinzessin schien trotz

der bedeutsamen ernsten Blicke der Frau v. Meding doch nicht geneigt zu seyn, dem Arm des Prinzen zu entsagen, sondern mit einem gewissen Stolz und Schaugepränge sich innig an ihn anzuschmiegen und mit verklärten Blicken an seinen Lippen zu hängen, während er in seiner treffenden Weise einige Bemerkungen über die schöne Lage und entzückende Umgebung von Florenz machte und durch Fragen an Frau v. Meding: ob sie diesen oder jenen Punkt, Prato, Fiesole, Pratolino ꝛc., schon besucht habe, deren wenig verhüllten Unmuth zu entwaffnen suchte.

Bald hatten die beiden Paare das Bassin erreicht, in dessen Mitte auf der blumenreichen Insel Giovanni di Bologna's Kolossalstatue des Oceanus steht. Königin Hortense hatte sich mit ihren Begleitern inzwischen ausruhend hier auf eine Bank niedergelassen und fixirte die Näherkommenden schon aus einiger Entfernung. Die Wangen der Prinzessin erglühten noch höher, als sie sich von der Tante so scharf in's Auge gefaßt sah. Jetzt ließ sie den Arm des Prinzen los, eilte auf Hortense zu und warf sich ihr ungestüm an den Hals und küßte sie auf die Wange.

„Verzeihung, liebe Tante, daß wir Sie warten ließen!" stammelte sie verwirrt. „Ach, es war so schön dort oben, und Louis wußte mir so viel zu sagen, meine liebe Mama!" schloß sie flüsternd und schlug die in feuchtem Glanz schwimmenden schönen Augen nieder.

— „Ich vergebe Dir von Herzen, mein liebes, liebes Kind!" erwiderte Hortense mit dem liebreichsten Tone und kaum hörbar für die Anderen. „Ich errieth ja, was Euch beschäftigte, und Du bist meinem Herzen so theuer als Er!" Sie küßte Mathilden zärtlich auf die Stirne und flüsterte: „Wir sprechen heute Abend noch mehr darüber, meine liebe kleine Tochter! — Brechen wir auf, meine Freunde! das Diner erwartet uns! Herr Schneiderff würde ungehalten seyn, wenn wir über Gebühr auf uns warten ließen!"

Man eilte nach dem Haupteingang des Gartens zurück, wo die Equipagen warteten, und die Prinzessin schien das Köpfchen hängen zu lassen, als Prinz Louis sie zu seiner Mutter in den Wagen gehoben hatte, dann die Frau v. Meding und Frln. Massuyer nachfolgen ließ, und, anstatt selbst einzusteigen, vielmehr sich

zu seinen beiden Freunden Conneau und Cottreau in den andern Wagen setzte. Bald darauf hielten beide Wagen vor dem großen Hotel Schneiderff am Lung'Arno, und der Prinz eilte an den Wagen, um Mathilden den Arm zu reichen und sie nach den Appartements hinaufzuführen, welche Königin Hortense inne hatte, während diese ihre Hand auf den Arm des blühend schönen Malers gelegt hatte.

Es war ein Abend, der der Prinzessin Mathilde unvergeßlich bleiben wird. Sie war so unaussprechlich selig in ihrem jungen Glück, das zu verbergen ihr keine Minute einfiel. Ihr Auge hing fortwährend an dem Munde des Prinzen, und jede Rede, die er an sie richtete, trieb die Blutwellen rasch und deutlich sichtbarer unter der zarten Haut dieses herrlichen Teints hin. Und als nach dem Diner die Gesellschaft sich in Gruppen auflöste und Hortense einen Augenblick auf den Balkon getreten war, um die magische Beleuchtung zu betrachten, welche während der kurzen Dämmerung sich um die Höhe der Fortezza di Belvedere und um die Hügel von San Miniato und der Certosa und des Monte Cucoli wob, da trat Mathilde zu der Königin, kniete an den Schemel vor ihrem Lehnstuhl nieder und erfaßte mit stummer Inbrunst ihre Hand, die sie an ihre Lippen drückte, und auf welche zwei heiße Thränen niederthauten.

„Meine geliebte theure Tochter!" flüsterte Hortense, sich zu ihr niederbeugend, und küßte sie auf die Stirne; „der Himmel segne Dich und Louis! Ich bin glücklich, daß Eure Herzen sich gefunden haben, denn Eure Verbindung war längst ein stiller, inniger Wunsch von mir und Deinem Vater, Mathilde! Nur äußere Umstände legten uns Schweigen auf, liebes Kind, und ich wollte bei Louis keinen Einfluß geltend machen, der seinem eigenen Herzensdrange vorgegriffen hätte. Aber nun ist ja unsere stille Hoffnung wahr geworden, mein liebes Herz!"

— „O, meine theure Mutter, wie Sie mich beseligen!" flüsterte Mathilde mit einer Innigkeit, die aus dem tiefsten Herzensgrunde kam. „Oh, bin ich denn auch solch' seltenen Glücks würdig?"

„Das Schicksal wird Dir noch ein größeres, glänzenderes bescheeren, theure Mathilde, denn Du bist desselben werth!" sprach

die Königin. „Allein die Götter schenken uns keine Gunst ohne Opfer, und auch Dir muß ein solches auferlegt werden!"

— „Ein Opfer? Mir, liebe Mama?" und Glanz und Farbe wichen aus den holden Augen und Zügen der Prinzessin.

„Ein kleines nur, mein liebes Kind!" entgegnete die Hortense so gewinnend und doch bestimmt, daß Mathilde sich mit Resignation darein ergab. „Du weißst, meine süße Tilda, daß wir dießmal nur einige Tage in Florenz verweilen, weil wir schon in Rom erwartet werden. Ich habe nicht Zeit, diese Angelegenheit mit Deinem Papa und mit Louis' Vater zu besprechen und die möglichen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche der Familienrath erheben könnte. Darum bitte ich Dich, meine liebe Tochter, gelobe mir, daß es einstweilen ein süßes Geheimniß unter uns Dreien seyn soll, was Du und Louis einander geworden seyd! Ihr sollt einander während unseres Zusammenlebens täglich, stündlich sehen, sollt Euch vor meinem kleinen Cirkel keinerlei Zwang auferlegen, sollt später unbeengt Briefe wechseln, so viel Ihr wollt — nur um diese einzige Gefälligkeit bitte ich Dich, meine geliebte Tochter, hierüber gegen Deinen Vater und die übrige Familie nichts verlauten zu lassen. Willst Du mir diese kleine Gefälligkeit erweisen, die einen hinreichend gewichtigen Beweggrund hat, den ich Dir heute wenigstens noch nicht mittheilen kann?"

„Mit tausend Freuden, theuerste Mama! ist dieß Alles?" versetzte Mathilde glückselig, denn sie hatte etwas weit Ernsteres befürchtet. „Ich gelobe Ihnen unverbrüchliches Stillschweigen, geliebteste Mutter! Ach, es ist so schön, ein beglückendes Geheimniß zu haben und nur mit Denen zu theilen, die unserm Herzen am theuersten sind!" sprach sie und stand nach erneuerten stürmischen Umarmungen lebhaft vom Schemel auf.

Mathilde bewahrte das Geheimniß auch treulich, obschon es für Frau v. Meding kein solches mehr war, denn wie hätte der scharf beobachtenden Dame auch entgehen können, mit welcher unwiderstehlichen, magnetischen Gewalt es Mathilden zu dem Geliebten hinzog? wie ihr Auge höher leuchtete von unnennbarem Glück, so oft sie in seine Nähe kam, an seinem Arme hing, beide sich leise zuflüsterten oder stumm Aug' in Auge betrachteten?

Den Prinzen mochte es mit gleicher, verhängnißvoller und unausweichlicher Gewalt zu der wundersam reizenden, kaum entfalteten jungfräulichen Blume hinziehen, und dieser Liebesfrühling schien ihn seinen sonstigen Gedanken und Bestrebungen entfremdet zu haben. Bald besuchte er Morgens am Arm der Geliebten die Sehenswürdigkeiten, die Museen und Kirchen, bald sprengte er am Nachmittag und Abend auf einem edlen und feurigen Pferde neben dem Wagen her, worin Mathilde mit seiner Mutter fuhr, um die Cascine oder die Parks eines der zahlreichen großherzoglichen Schlösser in der Umgebung zu besuchen; bald fanden sie sich im engeren Kreise bei dem alten Exkönig Jerôme oder bei Louis' Vater, dem trockenen und sehr zurückgezogen lebenden Grafen von St. Leu, oder irgend einem andern Mitglied der Familie, wo man sich zwanglos gehen lassen durfte, und der in der ganzen Familie Bonaparte herrschende freie Ton die wirkliche herzliche Innigkeit der Bezüge dieses jungen Paares minder deutlich hervortreten ließ.

Aber endlich konnte die Weiterreise nach Rom nicht lnnger verschoben werden, und Prinz Louis riß sich los aus den Armen der sich trostlos geberdenden, mit der ganzen Macht ihrer Feuerseele liebenden Mathilde, die ihm noch im letzten Moment ihres Abschieds unter vier Augen zurief: „Vergiß nicht, mein Geliebter, daß ich Dein bin, ganz Dein, auf ewig."

Und von dieser Stunde an begann ein Briefwechsel zwischen diesen beiden jungen Leuten, der an Innigkeit des Gefühls, an Gluth der Leidenschaft wenig Aehnliches und Ebenbürtiges haben dürfte und durch die Tennung an intensivem Ernste noch gewann, — ein Herzens- und Seelenbund, den die Zeit nicht zerstörte und der Beide auf eine ganz unlösliche Weise verknüpfte, wie wir später sehen werden. Das Leben trennte diesen Bund, denn die Prinzessin ward sieben Jahre später aus bloßer Geldspekulation an den russischen Grafen Anatole Demidoff verheirathet, welcher dem Exkönig Jerôme große Summen vorgestreckt hatte und von dessen riesigen Einkünften für den stets geldbedürftigen und von Gläubigern gedrängten alten Exkönig von Westfalen auf diese Weise ein namhafter Jahresgehalt abfallen sollte. Dieser Anatole Demidoff stammte aus einer Familie von russischen Bauern, reinen Empor-

kömmlingen, welche durch glückliche Spekulationen in Ländereien und mit Bergwerken ein kolossales Vermögen erworben hatten. Anatole verzehrte seine großen Renten abwechslungsweise in Paris und in Florenz, wo man ihm von Seiten des Hofes mit besonderer Beeiferung entgegen kam, wie allen Millionnären, die ihren Aufenthalt in der engen finsteren Stadt am Arno nahmen. Der Großherzog hatte Demidoff den Titel eines Fürsten von Donato verliehen, damit er der Prinzessin ebenbürtig werde. Demidoff war ein aalglatter, ehrgeiziger, eitler Weltmann, ohne hervorragende Eigenschaften, ein Mann, welcher den Becher der Genüsse schon bis zur Neige getrunken hatte; aber er war unermeßlich reich, und sogar der russiische Hof hatte Verpflichtungen gegen ihn. Die Prinzessin aber war arm; sie wußte, daß ihr Vater ihr niemals eine standesgemäße Mitgift würde geben können; sie hatte im Hause ihres Vaters, wo sie seit dem Tode ihrer Mutter († 28. November 1838 zu Lausanne) lebte, die Welt kennen gelernt und so manche der Illusionen ihrer Jugend verloren, und der Glücksstern der Napoleoniden stand damals noch tief unter dem Horizonte, denn Louis Napoleon saß so eben als Gefangener in der Feste Ham. Wer darf da einen Stein auf die Prinzessin werfen, wenn sie vielleicht mit einer größern Bereitwilligkeit als dem unbefangenen Beobachter oder strengen Moralisten billig dünken mag, auf das Ansinnen einging, sich den Verhältnissen zu opfern und den Preis abzugeben, um welchen der Fürst Demidoff von San Donato die Solawechsel des Exkönigs Jerôme zerriß und in's Kaminfeuer warf, und wenn sie dem reichen Russen zum Altare folgte?

Wir greifen jedoch der Geschichte vor, und wollen wieder zu den Verhältnissen des Prinzen zurückkehren.

4.

Und wiederum war ein Jahr vergangen, und es war, als ob mit der Entfernung von Florenz auch die weicheren Empfindungen für Mathilden aus dem Gemüthe des Prinzen geschwunden seyen, so ernst und verschlossen war er geworden. Er rieb sich halb auf in vergeblichen Bemühungen, etwas zu thun, was die Augen der Welt auf ihn lenken konnte. Er grübelte über Erfindungen und

Verbesserungen im Artilleriewesen, welche mit dem Handbuche der Artillerie für das schweizerische Milizheer, woran er damals arbeitete, zusammenhingen. Er war über seine stillen Pläne und Projekte selbst gegen seine vertrauteren Freunde, mit denen er täglich verkehrte, zurückhaltend und schweigsam, und versuchte das wilde Ungestüm der in ihm gährenden Gedanken durch energische, ermüdende physische Arbeit zu übertäuben. Besuche waren ihm oft unwillkommen, da sie ihn an seiner Correspondenz, an den Arbeiten störten, denen er sich mit einer fieberhafter Hast hingab. Nur wenn intimere Freunde kamen: der geistvolle feurige Graf Arese oder Visconti, oder de Querelles und der ungeduldige Laity, dann ward er geselliger und vergaß seinen schöpferischen Arbeitsdrang. Und wenn er den gewöhnlichen Gästen auch stets die heiterste Miene des freundlichen urbanen Wirthes zeigte, so war es doch unverkennbar, daß sie ihn aus seiner Versunkenheit in sich selbst nicht aufzurütteln vermochten, und er erschien daher Manchem noch finsterer als sonst.

Zur Verdüsterung Louis Napoleons trug in jenen Zeiten wesentlich der Umstand bei, daß er seinem Geldverbrauch Schranken setzen mußte, um seine Mutter nicht in Verlegenheiten zu bringen. Die freiwilligen Unterstützungen, welche er Jedem reichte, der unter dem Gewande eines Verbannten oder politisch Verfolgten zu ihm kam, die Summen, welche er an Schriftsteller und Zeitungen rückte, um seine Interessen vertreten, seinen Namen möglichst oft genannt und dem französischen Volke vorgeführt zu sehen, überschritten die Einkünfte der Königin Hortense weit, und reichten dennoch nicht hin, um alle diejenigen Hände zu füllen, welche gierig nach ihm ausgereckt wurden. Er hatte mehrere jüngere Schriftsteller und Publicisten — Deutsche, z. B. den Württemberger Heinrich Elsner, und Franzosen — in seinem Solde, und Herr Macaire in Constanz vermochte nicht Geld genug anzuschaffen, das in den Händen des Prinzen wie Seifenblasen zerstob.

„Ich denke, Sie sollten ein Bißchen mehr öconomisiren lernen, mein lieber Prinz,“ sagte der Bankier eines Tages wohlwollend zu ihm, als Louis Napoleon wieder einige hundert Louisd'or selbst abholte. „Denken Sie doch, welche Entbehrungen sich Ihre Majestät auferlegt, um allen Ihren Geldanforderungen zu genügen.

Noch neulich hatte Ihre Majestät die Gnade gegen mich zu äußern, daß in diesem Winter an eine Reise nach Italien nicht zu denken sey, da die Ausgaben weit über die Einnahmen hinausgegangen seyen und der bevorstehende Jahreswechsel sie nöthigen werde, mehrere Werthpapiere zu verkaufen. Ich sage Ihnen dieß ganz im Vertrauen, als Ihr aufrichtiger Freund, mein Prinz, denn ich glaube, daß Ihre Majestät, wie sehr sie Ihnen gegenüber auch unbefangen erscheinen mag, darüber einigermaßen bekümmert ist!"

— „Sie haben Recht, mein lieber Herr Macaire! ich sehe ein, daß ich mich einschränken muß, denn meine gute Mutter darf nicht um meinetwillen leiden," erwiderte Louis Napoleon und drückte dem befreundeten wohlwollenden Geschäftsmanne die Hand, zum Beweise, daß er ihm diese Ermahnung nicht übelnehme. „Ach, es gibt keinen furchtbareren Zustand, als das Gefühl, daß uns die Mittel zu einem großen Zwecke fehlen, mein Freund. Sagen Sie mir, gibt es denn gar kein Mittel, sich rasch zu bereichern?"

„Gäbe es Eines, das erprobt wäre, mein Prinz, würde ich es Ihnen dann wohl mittheilen?" versetzte Herr Macaire lächelnd. „Ich weiß nicht Eines, als etwa durch den Gewinn des großen Looses in der Lotterie. Aber dieses Mittel werden Sie bereits selbst vergebens versucht haben, mein Prinz!" setzte er mit feinem Lächeln hinzu.

— „Ah, Sie glauben also, ich spiele, Herr Macaire?" rief der Prinz lebhaft. „Sie glauben, ich trage all diese Summen an den grünen Tisch oder spiele heimlich Hazard?"

„Offen gestanden, mein Prinz, ich habe zuweilen schon diesen Argwohn gehabt, wenn ich sah, wie binnen weniger Wochen bedeutende Summen in ihren Händen zu Wasser zerrannen wie Schneeflocken!"

— „Mit nichten, lieber Herr Macaire! Spiel in diesem Sinne ist nicht meine Leidenschaft," erwiderte Louis Napoleon mit ruhigem Lächeln. „Mein Ehrenwort zum Pfande, daß Karten und Würfel oder Roulette mich jährlich keine tausend Franken kosten.... Ach, es ist ein anderes Hazardspiel, mit großen, aber sichern Einsätzen.... Aber bitte, denken Sie nach, lieber Herr Macaire, ob Ihnen nicht ein Mann bekannt, reich genug, mir eine Million borgen zu können,

der geneigt und im Stande wäre, meinen speziellen Banquier zu machen? Ich mache mich anheischig, in wenigen Jahren diese Million mit Zinsen und Zinseszinsen und verfünffacht wieder abzutragen."

„Sie sind sehr scherzhaft aufgelegt, mein Prinz! ...."

— „Mein Ehrenwort zum Pfande, Herr Macaire; ich sprach niemals in bittererem Ernste!" versetzte Louis Napoleon. „Halten Sie denn ein solches Geschäft für unmöglich? Gibt es nicht mindestens hundert Männer in der Schweiz: in Basel, Winterthur, Zürich, Genf, Bern u. s. w., die im Besitze mehrerer Millionen und sehr beeifert sind, dieselben zu vermehren? Kann man nicht an einen dieser Männer kommen und ihn für sich gewinnen?"

„Da Sie im Ernste sprechen, mein Prinz, so muß ich diese Frage verneinen," sagte Herr Macaire ruhig. „Niemand ist mehr verliebt in sein Geld und behutsamer in der Verwaltung desselben, als die Millionnäre, die Geldleute überhaupt. Ich bin überzeugt, man würde Sie für einen Tollhäusler betrachten, wenn Sie einem jener reichen Herren einen solchen Vorschlag machen wollten. Welche Sicherheiten und Hypotheken, welche Bürgschaften und Unterpfänder können Sie einem solchen Manne geben, um ihn zu bewegen, daß er sich von seiner geliebten Million trenne, welche ihm eine solche gewichtige Stellung im praktischen Leben gibt?"

— „Die Garantie meines Namens, meiner Zukunft, meiner .... bah, Sie lächeln ironisch!" rief der Prinz. „Ich sehe, daß wir uns nicht verstehen, lieber Herr Macaire! Die schönen Zeiten sind vorbei, wo man aus Blei Gold, aus Sandkörnern Perlen und Diamanten machen konnte, und selbst der Teufel ist zu altklug geworden, als daß er demjenigen, der ihm seine Seele verschriebe, die Wunderbörse Fortunats gäbe! Meiner Treu, es ist eine niederträchtige abscheuliche Zeit!"

„Es gibt aber immer noch ein Mittel, sich in den Besitz einer Million zu setzen, mein Prinz!" ....

— „Welches? Ich beschwöre Sie, nennen Sie es mir, lieber Herr Macaire!" fiel ihm der Prinz begierig in die Rede.

„Heirathen Sie, mein Prinz! es gibt gewiß unter den Töchtern der Schweizer Millionnäre mehr als Eine, welche nicht abgeneigt wäre, Prinzessin von St. Leu zu werden ...."

— „Ich sehe immer deutlicher, daß wir uns nicht verstehen, mein lieber Herr Macaire," versetzte der Prinz mit einer stolzen Würde und Hoheit. „Ein Bonaparte verdankt seine Laufbahn nur sich selbst, nicht dem schmutzigen Geld, das er erheirathet!"

„Dann ist nur Ein Mensch auf Erden, der Ihnen vielleicht helfen will oder kann, wenn ihm Ihre Bedingungen und Unternehmungen einleuchten, mein Prinz!"

— „Nun? und dieser wäre?"

„Baron James von Rothschild in Paris, der unternehmendste Mann unserer Zeit! Ja wohl, mein Prinz, dießmal rede ich in vollstem Ernste," sagte Herr Macaire und hielt den funkelnden forschenden Blick des Prinzen ruhig aus.

— „Rothschild? Rothschild? — Aber wie an ihn gelangen? wie mich ihm anvertrauen? Vermögen Sie mir einen Anknüpfungspunkt zu leihen, mein lieber Herr Macaire, so rechnen Sie auf meinen lebenswierigen Dank, auf meine glänzende Erkenntlichkeit!"

„Ich bedaure, mein Prinz, ich stehe in keinerlei Beziehung zu Herrn von Rothschild," versetzte Herr Macaire kühl. „Es war ein Wink von mir, wie Sie sich ihn erbeten hatten; aber da ich natürlich nicht weiß, was für ein Unternehmen Sie vorhaben, das Millionen ertragen soll, so begreifen Sie auch sehr wohl, daß ...."

— „Gleichwohl dank' ich Ihnen für den Wink, war's auch nur ein bloßer Einfall ohne Folgen. Rothschild ist ein Name, der eine Armee aufwiegt," entgegnete der Prinz lebhaft. „Und nun leben Sie wohl, mein Freund, und empfehlen Sie mich Ihrer Familie bestens."

Der Prinz entfernte sich rasch, warf sich in seinen Wagen und fuhr nach Hause, immer noch mit derselben Idee beschäftigt, die ihn in die lebhafteste Spannung versetzte. Der Gedanke, daß ihm Rothschild, der Bankier der Könige, helfen könnte, wenn er

nur wollte, verfolgte ihn mit der Hartnäckigkeit einer Monomanie; wie sehr er sich auch sagen mochte, daß der besonnene, scharfblickende und klare Jude der Könige eine Anfrage oder ein Ansinnen dieser Art als eine Verrücktheit, als eine Anmaßung sonder Gleichen aufnehmen werde, konnte er sich doch dieses Gedankens nicht entschlagen, und nachdem er ihn einige Tage, während deren er noch ernster und zurückhaltender war, als sonst, mit sich herumgetragen hatte, setzte er sich eines Morgens an den Schreibtisch und schrieb an den Baron James von Rothschild einen vorsichtig gehaltenen kurzen Brief, worin er anfragte, ob der große Geldmann geneigt und im Stande sei, ihm einen laufenden Kredit von einer oder zwei Millionen zu eröffnen, wofür derselbe innerhalb einer gewissen Zeitfrist den dreifachen Werth zurückerhalten sollte. Diesen Brief ließ der Prinz abgehen, aber kaum war er fort, so bereute er ordentlich denselben gethan zu haben, der ihm nun in einem ganz anderen Lichte erschien, denn sein Glaube und Vertrauen war nun in das schnurgerade Gegentheil, in absoluten Skepticismus, ja in die Befürchtung umgeschlagen, Rothschild könnte der Regierung des Bürgerkönigs oder dem alten Talleyrand oder irgend einem Diplomaten der heiligen Allianz hievon Kenntniß geben und dieß dazu führen, daß der Prinz entweder vor der ganzen gebildeten Welt lächerlich gemacht oder einer Verfolgung ausgesetzt würde, die ihn vielleicht seines Asyls in der Schweiz verlustig machte und ihn aus ganz Europa vertriebe. In dieser unbehaglichen Stimmung schrieb der Prinz an seinen Freund Belmontet in Paris, schilderte demselben, was er gethan habe, und bat ihn, unter irgend einem Vorwand sich dem großen Geldmann zu nähern, dessen Salons schon damals jedem nur irgendwie hervorragenden Manne offenstanden, und denselben um einen mündlichen Bescheid und um die größtmögliche Discretion zu bitten.

Es waren unerträgliche Tage eines bangen Unbehagens, welche dem Prinzen nun vergingen, während er die Antwort erwartete. Selbst der Umgebung des Prinzen entging die Aufregung und Unruhe desselben nicht, obschon er den Grund davon

in sich verschloß und sich mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft zur Selbstbeherrschung zwang. Aber man sah ihm die Spannung an, welche ihn ergriff, so oft er das Portefeuille erblickte, worin die Briefe für die Königin und ihn auf den Arenenberg gebracht wurden, denn er erwartete jedesmal unter den Briefen einen zu finden, welcher die Entscheidung Rothschilds brachte.

Endlich nach acht oder zehn Tagen fieberischer Spannung und Erwartung kam ein Brief von Louis Belmontet mit einer Einlage von Rothschild. Der Prinz schob den Brief mit einer gewissen Hast in die Brusttasche und begab sich so bald wie möglich auf seine Zimmer zurück, um den Brief ohne Zeugen zu lesen. Das Papier brannte ihm ordentlich zwischen den Fingern, und doch zögerte er eine Weile, den Brief zu erbrechen; dann aber riß er denselben hastig auf und — überschritt den Rubicon, wie er sich selber sagte. Der Brief lautete:

„Mein Prinz! Der Brief, welchen Sie jüngst an mich geschrieben haben, erschien mir als ein Versuch der Mystifikation, so daß ich nicht gewagt haben würde, denselben zu beantworten, um nicht Sie zu beleidigen oder mich lächerlich zu machen. Nun mir aber Ihr Freund, Herr B., versichert und bewiesen hat, daß Sie wirklich an mich geschrieben, gereicht es mir zur Ehre, Ihnen zu antworten, und zum Schmerz, Ihnen eine ablehnende Antwort geben zu müssen. Ich bedaure, auf eine Verbindung wie die angesonnene nicht eingehen zu können. Ohne so indiskret sein und in Ihre Pläne und Vorhaben mich eindrängen zu wollen, muß ich Ihnen erklären, daß ein Geschäft wie das vorgeschlagene den Grundsätzen unsers Hauses zuwider ist und daß das Gesammthaus R. nie zu irgend einem Unternehmen die Hand bieten würde, welches den Frieden und die Ruhe Europa's irgendwie schädigen könnte. Im Uebrigen versichere ich Sie meiner unbedingten Diskretion und Hochachtung und zeichne, mein Prinz, mit aller Ergebenheit J. v. R.“

„Gedemüthigt, heimgeschickt wie ein Schulknabe!“ knirschte Louis Napoleon und zerknitterte den Brief in der geballten Faust. „Beim Himmel, ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn

ich nicht geschrieben, mich nicht vor diesem Manne blamirt hätte, der mich recht eindringlich fühlen läßt, daß ich mich lächerlich gemacht. Aber es soll mir eine Lehre sein für Lebenszeit!" Und nach einigen unmuthigen Gängen durch das Zimmer nahm er von seinem Schreibtisch den Brief von Louis Belmontet auf, der folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Prinz! Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir durch den ertheilten Auftrag bewiesen haben. Es war mir ein großes Anliegen, demselben nach Kräften zu genügen, und ich bedaure nur, daß der Erfolg nicht so ist, wie er Ihren Wünschen entsprechen wird. Ich hatte einige Mühe, mich Herrn R. zu nähern und ihm meinen Auftrag mitzutheilen, denn selbst Männer wie er sind nicht ohne eine gewisse Befangenheit und argwöhnisches Mißtrauen vor der Polizei des guten Bürgerkönigs. Kaum aber hatte ich mich als Ihren Beauftragten legitimirt, als Herr R. sehr ernsthaft und zugeknöpft wurde. ‚Besuchen Sie mich morgen Nachmittag um 4 Uhr in meinem Kabinet, und ich werde Ihnen Bescheid geben, mein Herr!' sagte er kurz abbrechend; ‚ich muß den Brief des Prinzen nochmals lesen, bevor ich antworten kann.' — Ich fand mich zur anberaumten Stunde pünktlich ein und ward freundlich empfangen. Herr R. erschien sehr aufgeräumt und lustig. „Ich habe den bewußten Brief noch einmal aufmerksam gelesen, mein lieber Herr B., und hier eine Antwort darauf ertheilt, deren Inhalt Sie sich denken können,' hub er an. ‚Der Prinz hat mir zwar keine Andeutungen gemacht, von welcher Art sein projektirtes Unternehmen sei, aber ich muß für die Ehre danken, der Bankier der Revolution oder der Restauration der Napoleoniden zu sein. Europa ist des Friedens bedürftig und wird sich mit Schrecken von jedem Versuch einer neuen Umwälzung abwenden, und Frankreichs Heil würde eine Wiederkehr der Bonaparte's nicht sein. Es kömmt mir nicht zu, dem Prinzen, den man mir als einen sehr achtbaren Charakter und begabten Mann schildert, meinen Rath aufdrängen zu wollen, aber ich fürchte, er wird es nicht weit bringen, wenn er sich der Illusion hingibt, daß ein zweites

Kaiserreich möglich sei, und jede Schilderhebung des Bonapartismus wird halb Europa wieder gegen sich haben. Sagen Sie dieß Ihrem Freunde, an dem ich allzugroßen Antheil nehme, um ihn ungewarnt in den Strudel von Verschwörungen und politischen Zettelungen gerathen zu sehen.‘

„Dies, mein Prinz, war der Bescheid, womit der Geldmann seinen Brief an Sie mir einhändigte. Ich berichte wörtlich und bitte Sie, die Empfindungen, welche dieser Bescheid in Ihnen hervorrufen wird, nicht mich entgelten zu lassen. Leider denken hier noch andere Leute von der hohen Finanz in ähnlicher Weise, und meine Erkundigungen bei einigen anderen Bankiers und Kapitalisten haben kaum ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken zur Antwort gehabt. Die Bourgeoisie, das Philisterthum sind am Ruder, und wir können nur Eines: Abwarten! Time will come! sagt Lord Brougham; auch Ihre Zeit wird kommen, mein Prinz, und sie soll uns gerüstet finden.

„Auf Lafitte dürfte in keiner Weise zu rechnen sein; wenn er seit seinem Abtreten vom Ministerium auch schmollt und zur radikalen Partei hält, so ist er doch entschieden antinapoleonisch und weist jede Fusion seiner Partei mit der unserigen zurück. Von R. C. und einigen Anderen habe ich nur ablehnende oder ausweichende Antworten, mein Prinz; die Moderados wollen sich für jede Eventualität möglich erhalten, wie immer. So müssen wir denn einstweilen nur die Federn tüchtig rühren und die Parole Louis Napoleon in jeder Form und bei jedem Anlaß abgeben, und dieß geschieht mit Beeiferung von Granier und L. G. und mir.

„Dieser Tage erhielt ich auch einen reizenden Brief von Ihrer Majestät. Ah, welch eine Frau ist Königin Hortense! wie groß und uneigennützig denkt, wie edel und meisterhaft handelt sie! Sie hat die Gnade mir zu melden, daß sie diesen Winter auf Arenenberg bleiben wird, obwohl ihre Gesundheit einen milderen Aufenthalt erheischen würde, als dieses allen Winden ausgesetzte kleine Schloß; aber ihre Vermögensumstände zwängen sie dazu, und dann fügt sie bei: ‚Aber was will das besagen neben

den entsetzlichen Leiden und Mühsalen, welchen der Kaiser auf dem Felsen von St. Helena ausgesetzt war! Stille Ergebung ist die Tugend der Frauen, Muth im Dulden diejenige der Mütter! — Ich selbst würde mich nicht beklagen, wenn mein Sohn in seinem Alter sich nicht jedes Umgangs beraubt und vollständig vereinsamt hier befände, ohne andere Zerstreuung, als die angestrengte Arbeit, welcher er sich hingibt! Sein Muth und seine Seelenstärke kommen seinem schmerzlichen, traurigen, entbehrungsvollen Geschick gleich. Welch eine großartig angelegte Natur! Welch ein trefflicher und würdiger junger Mann! Ich würde ihn bewundern, wenn ich nicht seine Mutter wäre, und ich bin stolz darauf es zu sein. Ich freue mich ebenso sehr über den Adel seines Charakters, als es mir Schmerz verursacht, daß ich sein Leben nicht angenehmer gestalten kann!' .... Glauben Sie mir, mein Freund, dieser Brief Ihrer königlichen Mutter hat mich bis zu Thränen gerührt. Welch eine erhabene, gewaltig angelegte Natur, und welch eine schändliche Beschränkung in den Verhältnissen, welche das neidische Schicksal über Ihre Mutter und über Sie, mein Prinz, verhängt hat. Der Brief der Königin hat unter allen unseren Freunden hier die Runde gemacht und die wärmste Sympathie hervorgerufen. Möge das Schicksal bald seine stiefmütterlichen Launen gegen Sie, mein Prinz, vergessen! ...."

Louis Napoleon legte den Brief nieder, trat an's Fenster und drückte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Draußen stürmten die wirbelnden Schneeflocken des trüben Decembertags, in ihm stürmten und gährten die Gedanken.

„Stiefmütterliches Schicksal, fürwahr! Einschneidender, aufreibender Schmerz, in diese unüberbrückbare Kluft zwischen Wollen und Können hinunter zu starren und sich sagen zu müssen: Vergebens!" murmelte er und eine Wehmuth, eine Bitterkeit schnitt durch das junge, von so viel Ehrgeiz und kühnen Strebungen erfüllte Herz.

Lange, lange stand er so am Fenster oder ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder und knirschte mit den

Zähnen über eine Welt, die ihn nicht verstehen, die ihm nicht Ellbogenraum geben wollte, um sich selber seine Bahn zu schaffen und zu zeigen, was an ihm sei. Dann aber trat er zu seinem Schreibtisch, nahm aus dem geheimen Fach die Blätter vom Testament seines großen Oheims, welche von der Hand seiner Mutter treu und deutlich kopirt waren, preßte sie beinahe krampfhaft an sein Herz und sagte dumpf: „Hier ist mein Losungswort und meine Vorschrift! Immer vorwärts, wie auch die Welt mir ihren trägen Widerstand entgegenstellen möge! Ich fühle es deutlich in mir, daß ich diesen Gedanken ausführen muß, koste es was es wolle! Um keinen Preis mehr zurück, um jeden Preis vorwärts! Dem Kühnen lächelt der Erfolg!"

Mit diesem Augenblick war ein neuer Wendepunkt in seinem Leben eingetreten, denn der junge Prinz hatte die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß nicht die Fürsten von Gottes Gnaden, nicht die Lauen und Halbblinden allein, sondern daß auch die Reichen, die Geldmänner die Feinde seiner Pläne seien; daß die Macht der Trägheit und des Schlendrians nicht seine einzigen Gegner seien, sondern der Großbesitz, die Geldaristokratie, die ganze konservative Partei des Besitzstandes.

„Man muß diese Vollen und Satten den Hunden vorwerfen," murmelte er knirschend. „Man muß die Armen, die Elenden, das Proletariat, den ganzen ausgebeuteten Theil der Menschheit gegen seine Bedrücker hetzen. Mein Oheim hatte Recht: nur der Hunger und der Neid rüttelt die Menschen aus ihrer stumpfen Versunkenheit auf. Spielen wir andere Karten aus: den Socialismus, den Anspruch der Menschenrechte, das Verlangen nach Agrargesetzen. Erst die Revolution und dann das Kaiserreich! wie damals! Ich werde mich der republikanischen Partei ganz in die Arme werfen!"

Von dieser Stunde an war der Prinz scheinbar ruhiger und auffallend wortkarg; er schränkte seine Ausgaben möglichst ein, um mit den dürftigen Hülfsquellen, die ihm noch zu Gebote standen, weiter zu reichen. Und da Hortense beabsichtigte, wenigstens auf zwei Monate nach Genf zu gehen, um ihrem Sohn

einige willkommene Zerstreuung und mindestens diese Genugthuung zu verschaffen, daß er nichts als französisch reden höre, so hielt Louis Napoleon schnell noch seine Jagden drüben auf dem Norduſer des Untersees in den Gemarkungen und Wäldern der badischen Gemeinden von Wollmatingen, Hagen, Allensbach, Kaltbrunn, Markelfingen u. s. w. ab, die er mehr um seiner Freunde willen als aus eigener Freude am Waidwerk gepachtet hatte.

Und auf einer dieser Jagden geschah es denn, daß der Prinz auf seinem Stande so in Gedanken versunken war und vor sich hin stierte, daß zwei Füchse und ein Reh schußrecht an ihm vorüber wechselten, ohne daß er, der sichere und gewandte Schütze, darauf schoß oder sie auch nur bemerkte. Als das Treiben vorüber war und der Prinz noch immer in tiefem Sinnen an seiner Kiefer lehnte und in's Weite starrte, ging einer der Jagdgäste, der Gemeinde-Ammann Hutterle von Salenstein, ein einfacher aber gescheidter Mann, dem der Prinz gewogen war, und der bei diesem Treiben ganz in der Nähe des Prinzen gestanden hatte, auf ihn zu und machte ihn darauf aufmerksam, daß er drei Stücke Wild verpaßt habe.

„Wirklich?" sagte Louis Napoleon, wie aus einem Traume erwachend. „Das muß mir ganz entgangen sein, sonst hätt' ich wahrlich geschossen!"

„Sie haben wach geträumt, mein Prinz, ich sah es," entgegnete Hutterle. „Was soll das bedeuten, mein Prinz? woran denken Sie?"

„Woran ich denke, mein Freund?" sagte der Prinz mit einem bittern Lächeln. „Sehen Sie, Hutterle, wenn ich mir vergegenwärtigen könnte, daß meine Mütze hier eine Ahnung von Dem hätte, was unter ihr vorgeht, so würde ich sie augenblicklich verbrennen."

Wenige Monate später reisten Königin Hortense und der Prinz nach Genf, wo sie zwei Monate lang lebten. Hier sah Louis Napoleon seine Cousine Mathilde wieder, welche bei ihren Verwandten in Deutschland zum Besuche gewesen und vielleicht ausdrücklich um des Wiedersehens willen nach der Schweiz gekommen war. Sie hatte sich wunderlieblich entfaltet in diesem

Jahre der Trennung, und ihre geistige und körperliche Entwickelung war unter dem Einflusse des Briefwechsels mit dem Prinzen außerordentlich rasch vor sich gegangen. Sie hing an ihm mit einer unaussprechlich innigen Neigung, mit einer mädchenhaften Schwärmerei und bat ihn, sie in seine Pläne einzuweihen und zu deren Werkzeug zu machen.

„Nein, meine Theure, noch nicht," erwiederte er ihr. „Erhalte Dir noch Deine Unbefangenheit, Deinen jugendlichen Frohmuth. Das schleichende zehrende Gift des Ehrgeizes wird sich nur allzu bald in Deine feurige Seele einschleichen und den Frieden daraus verbannen!"

— „Den Frieden, mein Geliebter?!" rief sie mit einem leichten Seufzer. „Ach, wer hätte Frieden, so lange er die Seinigen gedemüthigt, allseitig beengt und in schmerzliche Erinnerungen an vergangenen Glanz, in vergebliches Sehnen nach einem bessern Zustande versenkt sieht! — Mein theurer Freund, unser Loos ist der Kampf; unsere Generation muß wieder erringen, was die vorige verlor! Ich habe mich von Cousine Carlotta in Alles einweihen lassen, was sie weiß, und ich habe aufgehört, ein Kind und ein prüdes Mädchen zu sein — ich bin eine Bonaparte, eine Prinzessin ohne Reich und Apanage, ein Stiefkind des Schicksals — ich fordere von der Welt meine Rechte und werde jedes wirksame Mittel gebrauchen, um sie mir wieder zu erwerben! Was bleibt uns denn Anderes übrig als das ‚Hilf dir selbst, so wird dir auch der Himmel helfen'? Unser Motto, mein Geliebter! wollen wir es nicht zu unserm Wahlspruch machen?"

„Mein liebes armes Kind, also auch Du bist schon angekränkelt von dem Gift der Erkenntniß und dem Miasma des Ehrgeizes?!" rief der Prinz und schloß sie fast wehmüthig in die Arme. „Für mich ein Beweggrund mehr, jetzt das Aeußerste zu wagen! Ja, ‚hilf dir selbst, so wird dir auch der Himmel helfen!' Auf diese elenden Menschen ist doch kein Verlaß."

Auch Hortense war entzückt von ihrer Nichte Mathilde, welche ganz die Seelenstärke und den Liebreiz ihrer schönen Mutter überkommen zu haben schien, und am liebsten sogleich

dem Vetter Louis Napoleon zum Altare gefolgt wäre. Allein die bekannten finanziellen Verhältnisse der Herzogin von St. Leu und des Fürsten von Montfort, beziehungsweise Hortensens und des Exkönigs Jerôme verboten vorerst eine solche Vereinigung, denn selbst der Vater des Prinzen, der gutmüthige, aber indolente, nur literarischen Tändeleien lebende Ludwig Bonaparte, Graf v. St. Leu (Hortense nannte sich Herzogin) konnte hier nicht helfen; er selbst lebte in verhältnißmäßig beschränkten Verhältnissen, und er vermochte seinem Sohne nur eine sehr bescheidene Jahresrente zu verabreichen.

„Hoffen und Harren," das war also das Loos dieses Paars, das einander wirklich mit aller Aufrichtigkeit und nach Kräften liebte, — des Prinzen Neigung war wenigstens eine so ernste und intensive, als sie von einem jungen Mann erwartet werden, in dessen Seele ein solch unbändiger glühender Ehrgeiz gährte und der mit der ganzen Kraft seines Willens und mit dem ganzen Glauben an seine Zukunft Tag und Nacht studirte und arbeitete, um sich zu dem großen Werke geeignet und tüchtig zu machen, welches vor ihm lag. Mathilde aber liebte mit der ganzen Innigkeit und dem Vertrauen einer ersten Jugendliebe, mit einem glühenden Enthusiasmus, dem kein Opfer zu groß erschien für den Geliebten. Sie liebte, wie man nur einmal liebt, mit jener edlen Schwärmerei, die nie altert, mit jener selbstlosen Hingabe, welche noch in fernen Jahren mit einer wahrhaft beseligenden Glorie und Wonne im Gedächtniß fortlebt, mit einer Leidenschaft, die einen tiefen Riß in unser Seyn und Wesen gräbt, wenn das Schicksal eine solche Neigung nicht durch Vereinigung der Liebenden krönt! Mathildens späteres verfehltes Leben war mehr oder weniger die Folge davon, daß die Vorsehung ihr den Mann nicht bewilligt hatte, dem sie sich mit ganzer Seele und kindlichem Vertrauen hingegeben hatte.

„Hoffen wir in Geduld! helfen wir uns selbst, so wird uns auch der Himmel helfen!" war der Trost beim Abschiede, als nach wenigen Tagen Frau v. Reding mit der Prinzessin Mathilde wieder nach Florenz zurückreiste, wo der Frühling seine

Reize jetzt kaum lieblicher entfalten konnte, als hier an den Ufern des Genfersees. „Auf ein schönes frohes Wiedersehen in Florenz den nächsten Winter!“

5.

Hortense und ihr Sohn blieben noch länger in Genf, wo ihm sein Freund und Sekretär Fialin (de Persigny), welcher seit Kurzem abwechselnd auf dem Arenenberg lebte und im Interesse des Prinzen in Frankreich reiste und namentlich in der Provinz die malcontenten Bonapartisten aufsuchte und für die Sache des Prinzen gewann, manche jüngere Strudelköpfe aus der Armee zuführte. Der Prinz trat damals auf's neue in direkte Beziehungen zu mehreren der bedeutendsten italienischen Verbannten, namentlich zu Giuseppi Mazzini, mit welchem ihn Graf Arese und Visconti bekannt gemacht hatten, und gab sich für einen glühenden Republikaner aus. Durch Mazzini und Andere trat er auch mit den übrigen politischen Verbannten in Verbindung, welche damals in Genf und der Umgebung lebten, und hätte sich kopfüber in die wunderlichsten und vermessensten Komplotte stürzen lassen, wenn ihn der ernste und besonnenere Persigny nicht zurückgehalten hätte. Dieser bot seinen ganzen Einfluß bei Louis Napoleon und bei der Herzogin von St. Leu auf, um den von Ungeduld, Ehrgeiz und Thatendrang gequälten Prinzen zu einem maßvolleren Gebahren zu vermögen, indem er ihm vorhielt, daß es Alles auf's Spiel setzen hieße, wenn Louis Napoleon sich zum Werkzeug jener Malcontenten hergäbe, anstatt dieselben für seine eigenen Zwecke auszubeuten. Hortense pflichtete Fialin de Persigny bei und auch der Prinz selbst mußte seinem Freunde Recht geben; aber so oft er in die Gesellschaft jener Verbannten gerieth und diese in ihm den glühenden Ehrgeiz, die latente Thatkraft und den zuversichtlichen Glauben an seine eigene hohe Bestimmung aufstachelten, so war er kaum mehr zu halten.

Eines Abends waren der Prinz und Fialin bei einem der

angesehensten italienischen Verbannten, welche damals in Genf lebten, in einer Abendgesellschaft, welche mehr den Charakter einer politischen Versammlung trug, denn es waren nur drei Damen vorhanden, drei glühende Patriotinnen, worunter Frau Giulia Modena, eine Schweizerin, eine Verwandte des bekannten Landschaftsmalers Calame, aber an einen italienischen Flüchtling verheirathet und mit Leib und Seele der Sache der Freiheit Italiens ergeben. Mazzini war ebenfalls anwesend und sprach mit seiner hinreißenden begeisterten Beredtsamkeit, entflammte und enthusiasmirte die drei Frauen und elektrisirte auf diese Weise auch die Männer, welche sich natürlich von dem zärteren Geschlechte nicht beschämen lassen wollten. Es galt, einen jener Putsche zu veranstalten, welche das italienische Volk aus seiner Lethargie aufrütteln und durch das vergossene Blut der unglücklichen Schlachtopfer der Gewalt die Rachgier der Masse auf- und anregen sollten. Der Plan erschien plausibel, die Vorbereitungen waren getroffen und galten für unfehlbar; man war nur noch um einen militärischen Befehlshaber verlegen. Es hätte unter den Polen sicher verschiedene tüchtige Leute für diesen Zweck gegeben und man hatte auch schon mehrere derselben beispielsweise genannt, allein Mazzini hatte gegen jeden Einzelnen einige Bedenken, und erinnerte namentlich an die jüngste verunglückte Expedition nach Savoyen unter seinem Landsmann Ramorino. Fialin sah, wie es in dem Prinzen kämpfte, wie er den Wink verstand, welcher in Mazzini's Reden lag, wie er auf dem Punkte war, sich selbst anzubieten, was alle Anwesenden zu erwarten schienen, so sehr sie sich auch bemühten, diese Absicht zu verhehlen; — mit Einem Worte, Persigny sah, daß es auf den Prinzen gemünzt war und daß dieser trotz seiner Behutsamkeit nahe daran war, in die Falle zu gehen. Leise und ganz unbemerkt stahl er sich hinaus, kehrte nach einer Weile ebenso unbemerkt wieder zurück und richtete wie von dem stärksten sachlichen Interesse hingerissen einige Fragen an Mazzini, Buoncampagni und den Grafen R., um sich über Details und Hülfsquellen des Planes genauer zu informiren. Die italienischen Herren erschienen zwar etwas ungehalten über seine

Erkundigungen und Interpellationen; aber diese waren so triftig und zur Sache gehörig, daß ihre Beantwortung und Erörterung nicht umgangen werden konnte, und daß Mazzini dadurch in seinem Redefluß unterbrochen wurde. Ueber eine Viertelstunde verging so mit Hin- und Herreden und Erläuterungen und man war noch nicht am Ende, als einer der Diener des Grafen R. diskret eintrat und sich seiner Gebieterin näherte, um ihr etwas in's Ohr zu flüstern. Die Dame erschien etwas betroffen und betrachtete den Prinzen, welcher in seiner gewohnten Weise, ohne viel zu reden, aber mit gespanntester Aufmerksamkeit den Verhandlungen folgte. Dann wandte sie sich an ihren Gemahl und theilte diesem leise einige Worte mit, die diesen ebenfalls etwas ernst stimmen mochten, denn er nickte seiner Gattin zustimmend zu. Die Gräfin erhob sich hierauf, trat zu dem Prinzen und flüsterte ihm in's Ohr: „Man hat nach Ihnen geschickt, mein Prinz! ein Diener erwartet Sie draußen!"

„Mich, Gräfin?" fragte Louis Napoleon betroffen und stand auf und winkte den Anwesenden entschuldigend zu.

Draußen auf dem Korridor stand sein Kammerdiener Charles Thelin mit einem ernsten, beinahe verlegenen Gesicht.

„Was gibt es, Charles?" fragte der Prinz; „was führt Dich hierher?"

— „Ihre Majestät lassen höflich bitten, daß Sie, mein Prinz, unverweilt nach Hause kommen," versetzte Thelin.

„Was ist es? Irgend ein Unglücksfall? sprich!" fragte der Prinz beunruhigt.

— „Ich weiß es nicht," sagte der Kammerdiener achselzuckend; „man hat mir nur die größte Eile anbefohlen und mir aufgetragen, mich nicht abweisen zu lassen, wenn etwa behauptet würde, Sie seien nicht hier im ‚Ecu', mein Prinz! ich habe den bestimmten Auftrag, nicht ohne Sie zurückzukommen!"

„Aber wie konnte man wissen, daß ich hier bin? was hat dieß zu bedeuten?" fragte Louis Napoleon, unbewußt ernster werdend. Allein Thelin zuckte nur stumm die Achseln und reichte dem Prinzen den mitgebrachten Carbonaro-Mantel.

Der Prinz kehrte in den Salon zurück, um sich zu verabschieden, und konnte sich nicht enthalten, dem Grafen R. einen Wink über diese räthselhafte Abberufung zu geben. „Die ganze Sache ist mir unbegreiflich, Herr Graf; ich habe nicht einmal Conneau gesagt, wohin wir gehen," sagte er; „meine Mutter muß auf eine ganz räthselhafte Weise erfahren haben, daß ich hier bin, und die mysteriöse Heimberufung sieht beinahe wie eine Warnung aus, welche an die ganze Gesellschaft adressirt ist."

„Wenn wir beobachtet wären?!" sagte Graf R. mit sichtlichem Unbehagen.

— „Und wenn auch, was verschlüge uns dieß? Wir haben keinen Verräther unter uns," versetzte die andere italienische Dame, die seither als Schriftstellerin und Patriotin sich einen bedeutenden Namen gemacht hat, mit der unbefangensten Heiterkeit. „Wir sind in einer Republik, in einem vertrauten Kreise. Man muß nicht gleich das Schlimmste argwöhnen. Fahren wir fort, kommen wir zu einem Beschluß!"

„Nun denn, lassen Sie sich nicht stören, meine Freunde!" sagte der Prinz. „Vielleicht ist nur eine Unbäßlichkeit meiner Mutter oder irgend ein anderer Zufall Schuld an meiner Abberufung, und ich werde nicht ermangeln, Sie alsbald von dem Grunde der Störung zu benachrichtigen. Herr Fialin de Persigny wird die Güte haben hier zu bleiben, um mir das Resultat Ihrer Berathungen mitzutheilen, und ich gebe ihm hiemit Vollmacht, ganz nach Gutdünken für mich zu stimmen und zu . . ."

— „Vergebung, mein Prinz," unterbrach ihn dieser mit einem gewissen Ernste, welcher seines Eindrucks auf die Zuhörer nicht verfehlte. „Wenn es sich um irgend einen Vorfall handelt, welcher der Frau Herzogin zugestoßen wäre, so bitte ich dringend um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen, mein Prinz. Ihre Hoheit soll nicht an meiner Beeiferung zweifeln!"

„Brechen wir die Verhandlung ab!" baten einige der Anwesenden, unangenehm berührt und ängstlich aufgeregt von dem ganzen Vorfall. „Wir sind zwar unter Freunden, aber in einem Hotel . . . . Man kann nicht wissen, ob nicht irgend welche

Spionage uns umgibt . . . . Die Berathung eilt ja nicht; man kann sie morgen, übermorgen fortsetzen . . . ."

Mazzini versuchte vergebens, die unverkennbare, wenn auch nicht eingestandene Panic zu beschwichtigen. Auf seinem sanften ausdrucksvollen Gesicht lag eine heitere unerschütterliche Ruhe, welche seltsam mit dem bösen Gewissen der meisten Anwesenden kontrastirte. „Bringen wir unsere Berathung zu Ende," sagte er mit ruhigem Lächeln, das etwas Ironisches hatte. „Gleichviel ob wir beobachtet werden oder nicht, wir sind einmal beisammen und es ist besser, wir gehen nicht aus einander, ohne zu einem endgültigen Beschluß gekommen zu sein. Noch zwei Minuten, mein Prinz, und wir sind zu Ende. Sie werden uns diese Frist noch geben können?"

Der Prinz nickte, aber Fialin sah sich unter den Anwesenden mit einem so bedeutsam fragenden Blicke um, daß die ängstlichen Gemüther davon noch mehr beunruhigt wurden und Einige den Salon verließen, um sich im Hause umzusehen, Andere auf den Balkon hinaustraten, um zu ermitteln, ob sich nichts Verdächtiges bemerken lasse.

Der Prinz und Fialin de Persigny verabschiedeten sich endlich, da die Störung offenbar Unruhe, Mißtrauen und Zerstreutheit, bei manchen sogar unverkennbare Bangigkeit hervorgerufen hatte. Schweigend kehrten Beide nach dem Hotel zurück, worin die Herzogin wohnte. Hortense empfing ihren Sohn in einer ungewöhnlichen Aufregung und war offenbar froh, ihn wohlbehalten wieder zu sehen. —

„Aber, Louis, wie konntest Du so leichtsinnig sein und Dich in solche Hände geben?" hub sie nach den ersten Begrüßungen an.

— „Was gibt es denn, liebe Mama? wie haben Sie nur erfahren, wo ich war?" versetzte der Prinz verwundert.

„Wir haben zum Glück noch unbekannte treue Freunde, mein Lieber, und einer derselben hat mich gewarnt durch einen anonymen Zettel!"

— „Ah, anonym?" fragte der Prinz bitter; „der treue Freund hat nicht einmal den Muth, das Visier zu lüften?"

„Einerlei, wenn nur seine Warnung aufrichtig und wohlgemeint ist!“ erwiderte Hortense. „Du, mein lieber Sohn, und diese Menschen, dieser Mazzini, dieser James Fazy und alle diese . . . .“

Fialin de Persigny hatte sich bei diesen Worten entfernt, weil er nicht Zeuge der Unterredung zwischen Hortense und ihrem Sohn sein mochte. Aber am andern Morgen nach dem Frühstück brachte er dem Prinzen ein Albumblatt, ein reizendes Aquarell von dem Düsseldorfer Maler Th. Hildebrandt, den Prinzen Heinz aus Shakespeare's Heinrich IV. darstellend, wie er, von ernsten Gedanken erfaßt, Betrachtungen über den unwürdigen Umgang mit Falstaff, Nym, Pistol und den Anderen anstellt und jenen bekannten Monolog hält, dessen erste Zeilen in einer deutschen Uebersetzung darunter geschrieben waren:

„Ich kenn' euch all' und unterstütz' ein Weilchen
Dieß tolle Treiben eures Müssiggangs,
Doch darin thu' es der Sonne gleich ꝛc. ꝛc.“

Louis Napoleon betrachtete eine Weile das Bild aufmerksam und mit Kennermienen, dann sah er seinen Freund und Sekretär forschend an und sagte: „Dies Blatt soll mir gehören, Fialin?“

„Ja, mein Prinz, wenn Sie mir die Freude machen wollen, es von mir anzunehmen,“ erwiderte dieser. „Ich sah es diesen Morgen bei einem Kunsthändler und ich erstand es, einmal weil es mir besonders gefiel und dann weil ich weiß, wie sehr Sie an solchen Schöpfungen Gefallen finden.“

— „Und das Bild oder vielmehr sein Gegenstand haben nicht noch eine besondere Bedeutung, mein Freund?“ fragte Louis Napoleon mit forschendem Blick.

„Und wenn es eine solche hätte, Prinz?“ versetzte Fialin lebhaft und ergriff die Hand des Prinzen mit Wärme; „wenn es auch eine anonyme, eine allegorische Warnung wäre, eine epigrammatische Spitze hätte, mein Prinz, würden Sie mir zürnen, daß ich Ihnen das Bild gegeben habe?“

— „Niemals, Fialin, ich werde im Gegentheil es hoch in

Ehren halten und die Absicht des Gebers werthen," versetzte Louis Napoleon.

Auf dem Spaziergang, welchen die beiden Freunde bald darauf mit einander machten, schien der Prinz eigenthümlich schweigsam und gedankenvoll, suchte vorzugsweise die engeren, kleineren Straßen, wo das gewerbliche Verkehrsleben Genfs pulsirt, auf und schaute in alle Erdgeschosse und Läden. Endlich bemerkte der Prinz in der Rue Verdaine ein armseliges kleines Lädchen eines Antiquars oder Bouquiniste, welcher mit alten Büchern handelte. Auf dieses ging er hastig zu, trat hinein und fragte nach den Werken des großen britischen Dramatikers. Er hatte Mühe, sich dem halbwüchsigen Mädchen verständlich zu machen, welches den Laden versah; als aber der Besitzer des Ladens, ein altes Männchen, herbeigeholt wurde, legte er bald dem Prinzen eine hübsche Ausgabe von Shakespeare's Werken in der Ursprache vor, und Louis Napoleon suchte mit einem bedeutsamen Lächeln gegen Fialin den Band heraus, welcher die beiden ersten Theile von Heinrich IV. enthielt und blätterte, bis er den Monolog: „I know you all etc." gefunden hatte. Diesen lás er aufmerksam, klappte dann den Band zu, steckte ihn in die Tasche und drückte Persigny stumm die Hand, legte dem alten Buchhändler einen Napoleon auf den Zahltisch, bat ihn, die übrigen Bände in sein Hotel zu schicken und verließ den kleinen engen Laden.

Die beiden Freunde waren noch nicht nach den Rues Basses heruntergekommen, als ihnen ein Bekannter in Reisekleidung begegnete, welcher bei ihrem Anblick etwas verlegen war.

„Wohin, mein lieber D.?" fragte ihn der Prinz, auf ihn zu tretend; „Sie sind in der Abreise begriffen?"

— „Das bin ich, Prinz, und Sie? Sie verweilen noch?" versetzte Herr D., einer von den republikanischen Komplottisten des vergangenen Abends. „Sie wissen noch nichts?"

„Ich? und was soll ich denn wissen?" rief der Prinz; „was gibt es denn?"

„Wir sind verrathen? unser Anschlag ist vereitelt, wir stehen unter der Aufsicht der geheimen Polizei . . . ."

— „Bah, Sie spaßen, mein lieber D.!“ erwiderte der Prinz; „geheime Polizei in der Schweiz, in einer Republik? Sie sehen am hellen Tage Gespenster!“

„Nun ja, Sie haben gut lachen, Prinz! an Sie wagt sich natürlich die Polizei nicht,“ gab der italienische Flüchtling beinahe ungehalten zur Antwort; „Sie sind Schweizer Bürger, und dann Ihr Name, Ihre Konnexionen in der großen Welt .... Aber wir Anderen! Wenn uns die österreichische oder savoyische Polizei ertappte, cospetto! ich danke für Spielberg oder Pignerol, ich gehe nach Belgien oder England!“

— „Aber welche Anhaltspunkte haben Sie denn für Ihre Befürchtungen, mein lieber Herr D.?“ fragte Fialin de Persigny. „Sie, ein unabhängiger wohlhabender Mann, der hier schlicht und recht gelebt und dieser kleinen Republik seine Steuern und Abgaben bezahlt hat — wer wird Sie vertreiben wollen?“

„Ah, meine Herren, ich kenne die Polizei und ihre Macht!“ versetzte D.; „es ist besser, ihr auszuweichen, als mit ihr zu hadern. Auch der Graf und die Gräfin R. werden Genf auf einige Zeit verlassen und in irgend ein deutsches Bad gehen, bis die Geschichte verraucht ist. Adieu, meine Herren! auf Wiedersehen! Wenn Sie klug sind, folgen Sie bald meinem Beispiel!“

— „Aber die Thatsachen, lieber D., oder auch nur die Anhaltspunkte für die gefürchtete Gefahr! Sie werden sie uns doch nicht schuldig bleiben?“ rief der Prinz und wollte ihn zurückhalten.

„Fragen Sie Greppi oder Mazzini, die werden Ihnen alles sagen! Mich aber entschuldigen Sie, Prinz, sonst versäume ich das Dampfboot, addio, auf Wiedersehen!“ Und er eilte fort.

Fialin lächelte ironisch. „Wo ist der Muth, die Aufopferung, womit gestern Abend diese Leute noch sich brüsteten?“ sagte er; „ein blinder Lärm jagt sie aus einander wie Spreu! Und diese Leute wollen Italien von der Fremdherrschaft und der Hierarchie befreien?“

„Aber wer sagt Ihnen, daß es ein blinder Lärm war, Fialin?“ fragte der Prinz.

— „Mein Gewissen, Prinz, denn ich war es, welcher diese Panic verbreitete," entgegnete Fialin ruhig und begegnete offen dem erstaunten forschenden Blicke seines Gönners. „Ich war es, Prinz, welcher den anonymen Zettel an Ihre Mutter sandte und mich in der Erwartung nicht täuschte, daß Ihre Hoheit Sie sogleich aus der Versammlung abberufen lassen würde!"

„Das haben Sie gethan, Fialin?"

— „Ja, mein Prinz, zürnen Sie mir meinethalben, aber verdammen Sie mich nicht ungehört," entgegnete Fialin. „Sie glauben diese Menschen auszubeuten, und waren nahe daran, von denselben mißbraucht zu werden. Ich sah, wie Sie in vergangener Nacht mit sich selber kämpften, ob Sie den Oberbefehl über eine Unternehmung annehmen sollten, die sicher so vergeblich gewesen und so unfehlbar gescheitert sein würde, wie der Putsch des sogenannten Generals Ramorino im vorigen Jahre. Ich mußte Sie von einem solchen Schritte zurückhalten, den Sie später bereut haben würden; ich mußte Ihnen diese Menschen in einem wahren Lichte zeigen, welche in kleinlichen Affekten und Leidenschaften gegen eine Menge von Einzelherrschaften konspiriren, deren Einigkeit nur im Druck des Volks besteht. Aber diese Menschen mit ihrer verletzten Eitelkeit, ihrer Unbefriedigung, ihren engherzigen Ansichten von ihrer eigenen Bedeutung, diese politischen Ehrgeizlinge werden Italien nicht frei machen. Es wird noch eine neue Generation der Thatkraft und des bewußten klaren Willens erstehen müssen, welche das eigene Leben und Besitzthum für die Sache eines einigen und freien Vaterlandes einsetzt, während diese Nobili nur conspiriren und complottiren, um die Tragödie der Befreiung hinter den Coulissen hervor zu leiten, als ob die Völker und die Vorkämpfer der Freiheit Marionetten wären! Sie haben gesehen, welche Folgen meine kleine List gehabt hat, wie diese Leute auseinander stoben, Prinz! Und Sie werden mir nun zugeben, daß die ganze Expedition ein mißglücktes unreifes Projekt war."

„Aber sie sind nicht alle so, diese italienischen Patrioten!" sagte der Prinz; „Sie werden Mazzini ausnehmen, der doch eine

antike gewaltige Natur ist und dessen Schöpfung, dem jungen Europa, eine riesige, fruchtbare Idee zu Grunde liegt? Sie werden ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er . . . ."

— „Daß er ein genialer unermüdlicher Agitator, ein meisterhafter Unternehmer von Verschwörungen ist, bei denen er den Kopf und Andere ihre Hände, ihren Hals dazu geben, — ja, mein Prinz, das will ich mit Vergnügen einräumen," ergänzte Fialin lebhaft. „Mazzini ist vielleicht der Einzige von diesen Italienern, welcher einer großartigen Idee fähig und zu deren rücksichtsloser Ausführung beharrlich und kühl genug ist. Aber ich meines Theils traue ihm nicht, denn es ist in ihm etwas von Mirabeau, etwas von Danton und etwas von Marat, nur noch mehr Schlauheit, Glätte und unerschöpfliche Erfindungs- und Gestaltungsgabe, als bei den genannten drei Männern. Allein ich traue einem Manne nicht, dessen wahres Gesicht man ebenso wenig sieht, als seine Handschrift, und der das ungemeine Gewicht seines Geistes und seiner Persönlichkeit nur dazu gebraucht, jugendliche Begeisterung oder fremde Leidenschaft auszubeuten. Hüten Sie sich vor ihm, mein Prinz, ich beschwöre Sie! Dieser Mazzini ist ein gefährlicher, ein überlegener Mensch; glauben Sie ja nicht, daß es Ihnen gelingen wird, seine Schöpfung, die giovine Europa, für Ihre Zwecke zu benützen, ohne daß Sie unwillkürlich und vielleicht unbewußt zum Förderer oder Opfer seiner Pläne ausersehen werden!"

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, lieber Fialin!" entgegnete der Prinz mit einem leichten Lächeln. „Ich unterschätze Mazzini nicht, aber mich dünkt, Sie trauen ihm doch allzu viel Macht und Bedeutung zu. Sie sehen ja selbst, daß er nicht im Stande war, den kleinen Streich zu pariren, den Sie ihm gespielt haben. Sie sind ja sogar sein Meister geblieben."

Der Prinz gab dem Gespräch eine andere Wendung und horchte sichtlich zerstreut auf die Bemerkungen seines Freundes, und Fialin hörte, wie er einmal die englischen Anfangsstrophen jenes Monologs zwischen den Zähnen murmelte.

In das Hotel zurückgekehrt, fand der Prinz seine Mutter

tief erschüttert. Sie hatte soeben einen Brief erhalten, welcher ihr den Tod ihrer früheren Vorleserin und Jugendgespielin Louise Parquin, geb. Cochelet, meldete, welche ihr schon seit mehr als 30 Jahren auf das innigste befreundet war und ihr zu Liebe sich auf Schloß Wolfsberg angesiedelt hatte. Diese treuergebene Anhängerin war am 7. Mai auf Wolfsberg gestorben, wo sie seit ihrer Verheirathung im Jahr 1822 gelebt und immer im vertrautesten Umgang mit Hortense gestanden. Der Verlust dieser treuen, geistvollen, mit Leib und Seele der Sache der Napoleoniden ergebenen Freundin ging der Herzogin von St. Leu sehr nahe, und Hortense sowohl als ihr Sohn richteten alsbald Briefe, welche den Ausdruck ihrer innigsten Theilnahme enthielten, an den tiefbetrübten Wittwer, welcher damals Offizier bei der Gendarmerie im Departement du Doubs war und erst gegen Ende dieses Jahres Schwadronschef bei der pariser Municipalgarde wurde. Auch Herr Parquin war, wie wir schon erwähnten, ein glühender Bonapartist, ein ehrlicher gerader Soldat, der seiner Tapferkeit allein seinen Grad verdankte, und Hortense sowohl als Louis Napoleon hatten die Liebe und Vertraulichkeit für Louise Cochelet auch auf deren Gatten übertragen.

Herr Parquin war früher zu Anfang der Restauration der Bourbonen Rittmeister im 5. berittenen Jäger-Regiment gewesen, hatte sich aber mit Begeisterung an allen bonapartistischen Komplotten betheiligt und in Folge der Verschwörung vom 20. März 1820 sich in die Schweiz flüchten gemußt, wo er die Vorleserin und Freundin der Königin Hortense kennen gelernt und dann geheirathet hatte. Erst durch die Juli-Revolution war seine Verbannung wieder aufgehoben und er wieder in den aktiven Dienst aufgenommen worden; aber einem Mann wie er, der mit all seinen Empfindungen und Erinnerungen noch ganz und gar in der glorreichen Zeit des Kaiserreichs wurzelte und mit Leib und Seele Soldat, nur sabreur war, konnte natürlich eine Regierung nicht zusagen, die, obschon sie ihn selber wieder zu Gnaden angenommen, doch nicht gewagt hatte, auf dem Kreuz der Ehrenlegion das Bild des Kaisers und auf den dreifarbigen Fahnen

den kaiserlichen Adler wieder herzustellen, und die die Napoleoniden aufs neue aus Frankreich verbannt hatte. Wie Herr Parquin dachte und fühlte, das ist am besten aus dem soldatisch klugen Schreiben zu entnehmen, womit er von Wolfsberg aus das Beileidsschreiben des Prinzen beantwortete:

„Prinz, ich liebe und verehre und bewundere Sie; mein größtes Glück würde sein, für Sie mein Leben zu lassen.“

Die Königin machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht schon früher ihren Leibarzt Enrico Conneau nach Wolfsberg geschickt hatte, um ihre Feundin zu verpflegen, sondern daß sie erst an demselben Morgen, wo die Todesbotschaft eintraf, überhaupt daran gedacht hatte, Conneau diese Mission zu übertragen.

„Ich bin ganz untröstlich, daß ich meine Rückkehr nach dem Arenenberg nicht früher angetreten habe, wie es doch meine Absicht,“ sagte Hortense. „Ich hatte eine Ahnung von irgend einem Unglück, und ich hätte meine arme Freundin wenigstens noch einmal zu umarmen vermocht.“

Dieser Todesfall und verschiedene Bedenken und Erwägungen anderer Art, welche in Folge von Winken und Andeutungen Conneau's und Fialin's wegen der Zettelungen und Komplotte, worein die in Genf anwesenden Mitglieder des „jungen Europa“ und andere politische Agitatoren den Prinzen verwickeln wollten, in der Königin aufgestiegen waren, veranlaßten die Königin, ihre Rückkehr nach Arenenberg zu beschleunigen, und acht oder zehn Tage nach dem Eintreffen der Trauerkunde von Louise Parquin's Tod machten Hortense und Louis Napoleon ihre Abschiedsvisiten, auch in dem Knabeninstitute, worin der zweite Sohn von Jerôme Bonaparte, der kaum dreizehnjährige Prinz Napoleon, untergebracht war, welcher natürlich nur äußerst ungern die wohlwollende Tante von Genf scheiden sah.

6.

Der Sommer war allmählig in's Land gerückt seit der Heimkehr der Königin und ihres Sohnes auf den Arenenberg. Der

Prinz war im Lager in Thun und schrieb noch an den letzten Kapiteln seines Handbuchs der Artillerie für die Schweizer Offiziere. Die Milde des Sommers hatte eine Menge von fremden Besuchern nach Arenenberg geführt, und unter diesen auch einen französischen Magnetiseur, einen vorgeblichen Doctor Bailly, welcher zu jener Zeit Deutschland und insbesondere die deutschen Luxusbäder bereiste und mit seinen Somnambülen Vorstellungen über Lebensmagnetismus, Mesmerismus, Somnambülismus und schlafwache Visionen gab.

Königin Hortense war Fatalistin und zum Aberglauben geneigt, wie ihre Mutter, die Kaiserin Josephine. Sie glaubte unerschütterlich an Ahnungen, an Träume, an das Orakel der Karten u. drgl. m.; sie beschäftigte sich in einer oft fieberischen Unruhe mit der Zukunft und ergriff begierig jede Gelegenheit, um sich das zu verschaffen, was nach ihrer Auffassung ein Blick in die Zukunft war.

Die französischen Journale hatten von den wunderbaren Leistungen des Doctor Bailly so viel zu erzählen gewußt, daß Hortense nichts sehnlicher wünschte, als diese Wunder selbst kennen zu lernen, obschon Dr. Conneau, auf dessen Urtheil sie große Stücke hielt, ihr auseinandersetzte, daß diesen Erscheinungen und Vorgängen noch keine Stelle in der Wissenschaft angewiesen werden könne, weil dabei noch zu viel zufällige oder absichtliche Täuschung Anderer oder des sogenannten Magnetiseurs selbst mit unterlaufe. Als daher Doctor Bailly von Donaueschingen aus eine Anfrage an die Herzogin von St. Leu ergehen ließ, ob er die Ehre haben könne, ihr seine Aufwartung auf dem Arenenberg zu machen, erfolgte eine förmliche Einladung in den verbindlichsten Ausdrücken, welcher der Wunderdoctor zu entsprechen sich beeilte.

Doctor Bailly ward von der Herzogin von St. Leu mit all der zuvorkommenden Artigkeit und Auszeichnung aufgenommen, welche dieser bedeutenden Frau Aller Herzen so leicht gewann, und als sie ihm im Verlauf der Unterhaltung die Bitte vortrug, ihr die Gelegenheit zu eigener Beobachtung einer Sitzung über

Somnambulismus zu verschaffen, bedauerte der Doctor zwar, keine seiner Somnambulen bei sich zu haben, ließ sich aber geneigt finden, der Herzogin eine Vorstellung zu geben, vorausgesetzt, daß man ihm ein sensitives Subjekt verschaffe. Nun war in der ganzen Umgebung nirgends eine hellsehende Person aufzutreiben, und die Damen aus der Umgebung und unter den Gästen der Königin brannten zwar sämmtlich vor Begierde, einer Vorstellung aus dem Gebiete des Lebens-Magnetismus beizuwohnen, wollten sich aber durchaus nicht selber zu einem Experiment hergeben. Man mußte daher irgend jemand aus der dienenden Kaste nehmen, und als die weibliche Hausdienerschaft sammt den Garten-Taglöhnerinnen zur Inspektion aufmarschirte, wählte der Doctor eine junge Negerin Namens Malwina, welche in Hortensens Diensten stand und deren geistige Beschränktheit und naive Unwissenheit jeden Argwohn einer Abrichtung oder eines Einverständnisses ausschloß.

Malwina ward also im Salon der Königin angesichts einer Anzahl von Damen magnetisirt und in Schlaf gebracht. Doctor Bailly stellte den Rapport zwischen der Königin und seinem Subjekt her, und bat die Königin, nun genau Acht zu haben auf Alles, was sie gerade denke, sowie auf diejenigen Antworten, welche sie auf ihre Fragen von der Somnambule erhalten würde.

Hortense's Gedanken waren in diesem Augenblick mit ihrem Sohn beschäftigt, welcher erst vor einigen Tagen nach Bern gereist war, um den Druck seines Handbuchs der Artillerie zu überwachen. Louis Napoleon hatte noch vor seiner Abreise sich ungläubig über die Leistungen und Experimente ausgesprochen, welche die Zeitungen von Bailly und seinen Somnambulen berichtet hatten. Niemand, selbst Hortense nicht, wußten aber, daß er in diesem Augenblick im Lager in Thun war.

„Siehst Du meinen Sohn Napoleon?" fragte Hortense mit einer gewissen Befangenheit, denn die Sache war ihr beinahe unheimlich und sie konnte sich einer Unruhe und eines Mißtrauens nicht erwehren.

— „Ja, ich sehe ihn,“ versetzte Malwina, welche soeben in Extase gerathen war. — „Ich sehe ihn ganz deutlich! Er ist umgeben von Soldaten. Man rennt hin und her, man drängt sich um ihn; man ruft: Es lebe der Kaiser! Ich sehe hinter ihm eine dreifarbige Fahne mit einem Adler . . . .“

„Es werden Artilleristen von dem Berner Regiment sein; ist es vielleicht das Lager von Thun?“ fragte die Königin verwundert.

— „Nein, nein, wir sind nicht in der Schweiz, sondern in einer alten engen Stadt,“ sagte die Schlafwache. „Aber wo sind wir denn? Ich höre Deutsch reden, und doch ruft man Vive l'Empereur! . . . . Horch! . . . . Der Prinz redet die Soldaten an . . . . das sind keine schweizerischen Uniformen!“

„Was siehst Du noch weiter?“ fragte Doctor Bailly, welcher seine magnetischen Striche verdoppelte.

— „O Gott, was ist dies?“ fuhr die Somnambule nach einer kleinen Weile großer Spannung ängstlich fort, „Alles ist vorbei . . . . ich sehe nichts mehr . . . . Ha, dort, dort . . . . ich sehe ihn wieder, aber er ist allein, — er ist . . . . in einem Gefängniß!“

„Gefangen?“ fragte Hortense mit steigender Aufregung und Angst; „mein Sohn Napoleon in einem Gefängniß?“

— „Ja. Jetzt geht die Thüre auf — man holt ihn ab; . . . . er wird zwischen Gendarmen weggeführt . . . .“

„Man führt ihn fort?“ rief die Königin mit einem Angstschrei. „Was hat dieß zu bedeuten? Warum führt man ihn denn fort? wohin geht er denn?“

— „Er ist auf einem Schiff, das von uns fortfährt und in einem trüben Nebel verschwindet. Er geht nach Amerika . . . .“

„Nach Amerika? Oh, das ist ja unmöglich! Und Frankreich? . . . . Nein, einerlei, wohin er auch gehe, ich werde ihm allenthalben folgen!“

— „Nein, Sie können ihm nicht folgen,“ versetzte Malwina lebhaft; „ich sehe ihn noch immer allein, und Sie sind nicht bei ihm.“

„Ah, und wer will mir verwehren, ihm zu folgen? Und ginge er an das Ende der Welt, ich werde ihn begleiten!"

— „Mit nichten, Sie können ihm nicht folgen, denn Sie sind krank! Ich sehe Sie im Bette liegen, — sehr krank," setzte die Negerin laut weinend hinzu; „ach, Sie sind sehr schwer krank!"

„Siehst Du nichts Anderes mehr?" fragte der Arzt, welchem die steigende Angst und Aufregung der Königin die Ueberzeugung gab, daß dieser Auftritt schon zu lange gedauert habe, und welcher ihn daher möglichst schnell beendigen wollte. — „Jetzt ist sie absorbirt und sieht nichts mehr! . . . ."

— „Doch, doch, ich sehe noch immer!" fiel ihm die Somnambule in's Wort, erhob sich von dem Fauteuil, worin sie gelegen hatte, und schritt wie eine Begeisterte auf eine große Helle zu, welche ihr vermeintlich in die großen, starren, weit aufgerissenen Augen leuchtete. — „Ich sehe den Prinzen wieder, umgeben von einer großen Menge Volks . . . . Der Prinz ist zu Pferde, reitet durch die Straßen, grüßt nach allen Seiten . . . . ich höre überall Französisch reden . . . ."

— „Er ist also in Frankreich?" rief die Königin, den Worten der Somnambule zuvorkommend.

— „Ja, in Frankreich — in Paris . . . . Ich sehe Alles; er ist in den Tuilerieen . . . ." rief sie schluchzend und mit ersterbender Stimme, verfiel dann in Krämpfe und sank scheitstarr und bewußtlos auf den Teppich.

Hortense war von diesem Auftritt zwar in hohem Grad erschüttert, aber auch befriedigt. Sie erklärte von da an ganz unumwunden, daß sie unerschütterlich an den Magnetismus glaube, und daß ihr Glaube an die Erfüllung der Prophezeiung der Hellseherin ebenso fest stehe, wenn es ihr vielleicht auch nicht mehr vergönnt sein dürfte, die Verwirklichung derselben zu erleben. —

Der Prinz kam erst nach einigen Monaten wieder auf den Arenenberg zurück, nachdem der Druck seines Handbuchs vollendet war. Hortense hatte ihm den Vorfall mit der Somnambule geschrieben, aber er ließ sich ihn eines Abends noch einmal er-

zählen, und wenn er auch in seinen kalten und verschlossenen Zügen eine Befriedigung oder Freude darüber nicht kundgab, so blitzte doch in seinen Augen momentan ein Feuer auf, welches zu beweisen schien, daß er sich diese Prophezeiung günstig deute und an ihre dereinstige Erfüllung glaube.

Louis Napoleon hatte übrigens in jenen Tagen mehr zu thun, als sich mit Träumereien abzugeben. Die Politik Ludwig Philipps bot instinktmäßig Alles auf, um den Prinzen herunterzusetzen und zu verdächtigen, seit er damals im Jahre 1831 während seines Aufenthalts in Paris nach dem verunglückten Aufstand in den Marken durch einige voreilige Aeußerungen den Bürgerkönig argwöhnisch gemacht und seinen eigenen felsenfesten Glauben an seine Zukunft und an die Verwirklichung seiner Ansprüche auf den Thron von Frankreich ausgesprochen hatte. Man verbreitete jetzt das Gerücht, Prinz Louis Napoleon bewerbe sich um die Hand der jungen Königin von Portugal, als deren präsumtiven Gatten man ihn schon früher ausgegeben, und die hernach sein Vetter, der junge Herzog von Leuchtenberg, geehelicht hatte, um dann nach kurzer Ehe zu sterben. Das Gerücht erhielt einige Beglaubigung durch den Umstand, daß die verwittwete junge Königin Donna Maria mit dieser Wahl einverstanden sein sollte und daß die konstitutionnelle Partei in Portugal mit Vorwissen und Einwilligung der jungen Königin einen direkten und positiven Vorschlag in dieser Richtung an Louis Napoleon hatte ergehen lassen. Allein der unerschütterliche Glaube an seine Bestimmung und an sein Anrecht auf den Thron Frankreichs bestimmte den Prinzen auch jetzt wieder, die angesonnene Verbindung mit der Wittwe des Herzogs von Leuchtenberg in der bestimmtesten und artigsten Form abzulehnen und sich hierüber in öffentlichen Blättern auszusprechen.

Dieser Vorfall und die Besprechung seines Handbuchs der Artillerie, welches er durch seinen Freund und Agenten Fialin einer Anzahl der hervorragendsten französischen höheren Offiziere und unter diesen namentlich denjenigen Marschällen und Generalen hatte überreichen lassen, mit denen sich der Bürgerkönig

umgeben, brachten den Prinzen wieder in die Zeitungen und somit in den Mund Aller. Die alten Generäle insgesammt, auf welche Ludwig Philipp seinen Thron zu stützen suchte: die Marschälle Soult, Mortier, die Generale Gérard, Lobau, Reilly, d'Erlon, Gourgaud, Heymès, Excelmans u. s. w., welchen der Prinz sein Buch dedicirt hatte, mußten die Trefflichkeit der Arbeit, das Genie und die erstaunliche Gelehrsamkeit des jungen Verfassers, die bewundernswerthe Arbeitskraft anerkennen, von welcher das Buch Zeugniß ablegte. Man fand, daß das Buch sich eigentlich an die französische Armee wandte, wenn es auch angeblich für das schweizerische Milizheer bestimmt war; man sprach in militärischen Kreisen von nichts Anderem; und der gewandte Fialin, der Erwachtmeister der Kavalerieschule von Saumur, welcher sich jetzt aus eigener Machtvollkommenheit noch den Titel eines Vicomte de Persigny beigelegt und als Wahlspruch unter sein angenommenes Wappen die bezeichnenden Worte: Je sers (ich dien') hatte stechen lassen, — Fialin, der Commis-voyageur des Bonapartismus, welcher damals als Agent des Prinzen Frankreichs Provinzen bereiste und die Dedikations-Exemplare des ‚Handbuchs' an die ausgezeichnetsten Oberoffiziere überbrachte, war gewandt genug, auch in der Presse die anerkennendsten Stimmen über das Werk seines Freundes hervorzurufen. Führte er doch selbst eine sehr gewandte Feder, wenn auch sein erster publicistischer Versuch, die Herausgabe einer Zeitschrift L'Occident français, welche der Verkündigung des „imperialistischen Evangeliums" gewidmet sein sollte, mit der ersten Nummer schlafen gegangen war.

Allein der Hauptzweck des Prinzen war erreicht: man sprach von ihm, man lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, und man gewöhnte sich selbst in den Kreisen der republikanischen Partei, unter welcher die Mitglieder des ‚jungen Europa' Propaganda für ihn machten, allmählig daran, ihn mit der Führerschaft einer künftigen Bewegung zu betrauen, da sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brach, daß nur eine Militär-Revolution Aussicht auf Erfolg habe. So standen die Sachen, als

verschiedene Ereignisse im Schooße der Familie Bonaparte selbst die Blicke und Gedanken des Prinzen nach einer andern Seite lenkten. Doch ehe wir hiervon reden, müssen wir noch um einige Monate zurückgreifen.

* *
*

In einer der zierlichen Villen auf den Berghängen, welche sich von Florenz über Fiesole nach dem Apennin hinaufziehen, sind drei Personen an einem schönen Sommerabend in einer offenen Loggia nach dem Garten hinaus um den Theetisch versammelt.

Der Eine ist ein Herr von etwa 57 Jahren mit einem einnehmenden Gesicht, auf dessen freundlichen Zügen ein milder Ernst liegt, und dessen Erscheinung eher etwas Bürgerlich-Behäbiges, als etwas Aristokratisches oder Fürstliches hat, und der sich angelegentlich mit der neuesten Nummer einer französischen Revue beschäftigt.

Die beiden andern Personen sind zwei Damen, die einen jener auffallenden Kontraste bilden, wie sie zuweilen eine Laune des Geschicks in der Gesellschaft zusammenführt. Die ältere davon ist eine kleine Dame von etwa 33 Jahren, dunklem Teint, ausdrucksvollen klugen Augen und markirten Zügen. Ihre Gestalt ist nicht ohne Anmuth, aber der kurze Hals und die eigenthümliche Haltung der Schultern lassen eine leichte Verkrümmung des Rückgrats ahnen. Auf den Zügen liegt ein gewisser melancholischer Ernst, welcher auf innere Stürme und Prüfungen deutet, welche diese Dame nicht ohne Schmerz in sich ausgerungen. Jede Bewegung, jede Geberde verräth übrigens Bildung und Vornehmheit, und die schwarze Seidenrobe, welche sie trägt, sowie die gesuchte Einfachheit ihrer Toilette, stimmen ganz vortheilhaft zu der etwas feierlichen Würde ihrer ganzen Erscheinung, die überdieß etwas früh Gealtertes, Matrönliches hat.

Die jüngere Dame ist ihr schnurgerades Widerspiel. Der Jugend heiterste Unbefangenheit und Fröhlichkeit liegt wie Sonnenglanz auf den nicht gerade klassisch schönen aber lieblichen

Zügen. Ein rosig frischer Hauch leuchtet auf dem zarten weißen Teint und die Strahlen der Astrallampe, welche über dem Theetische hängt, spielen in goldigen Reflexen auf ihrem reichen blonden Haar. Die Beweglichkeit der Jugend verräth sich in der Unruhe und Hastigkeit ihrer Bewegungen. Es duldet sie nicht einen Augenblick auf derselben Stelle; sie rückt auf ihrem Sopha hin und her, und der Fächer rauscht in ihrer herrlich modellirten Hand mit der Grazie einer Spanierin. Ihre blauen lebhaften Augen schweifen bald da bald dorthin und suchen Anknüpfungspunkte, denn unverkennbar stockt die Unterhaltung hier und da, und die junge lebhafte Blondine langweilt sich einigermaßen.

„Darf ich Ihnen noch eine Tasse anbieten, lieber Papa?“ fragte die ältere Dame den noch älteren Herrn, da die Pause in der Konversation bedenklich fühlbar wird.

— „Danke, meine liebe Charlotte!“ versetzt der Herr, in welchem wir Ludwig Bonaparte, den Grafen von St. Leu, erkennen, und blickt gedankenvoll von dem Journale auf. „Ich bin im Begriff zu gehen, meine Liebe, und möchte Dich auf einen Tag um dieses Heft hier bitten!“

„Mit Vergnügen, lieber Papa! Ah, ich sehe, Sie interessiren sich für den neuen Roman der Georges Sand, der in jener Nummer beginnt. Ein merkwürdiges Talent, diese Georges Sand! Wie schon der Anfang des Romans wieder fesselt!“ sagte Charlotte, die Schwiegertochter des Grafen von St. Leu. „Man ist immer sogleich mitten in der Sache. Wie finden Sie die Schilderung dieser italienischen Landschaft darin, Papa?“

— „Offen gestanden, ich habe diesen Artikel kaum beachtet,“ entgegnete der Graf. „Ich werde ihn zu Hause aufmerksam lesen und Ihnen morgen meine Ansicht sagen, wenn Ihnen an meinem bescheidenen Urtheil etwas liegt!“

„Ah, lieber Papa! Ihr Urtheil ist ein gewiegtes!“ erwiderte Charlotte mit einem verbindlichen Lächeln. „Ein Dichter und Gelehrter wie Sie, der an jedem College den Lehrstuhl der Literatur und Beredtsamkeit einnehmen könnte . . . .“

— „Der in der Familie die Krone der Wissenschaft trägt

und Mitglied der französischen Akademie zu sein verdient!" ergänzte die lebhafte Blondine.

„Danke, meine Kinder! ihr seid allzu gut; meine kleine Nichte Mathilde insbesondere ist eine kleine Schmeichlerin," sagte der Graf mit einem leichten Lächeln der Befriedigung. „Ich bin nur Dilettant, und bescheide mich, mehr guten Willen als Talent zu haben .... Nein, nein, Kinder, laßt es gut sein! Literatur und Wissenschaft sind nur die Trösterinnen meiner Einsamkeit und das Band, welches mich mit meiner theuren Charlotte hier verknüpft — das ist Alles!"

— „Aber welcher andere Aufsatz hat denn das Glück gehabt, Ihre Beachtung auf sich zu lenken, lieber Papa?" fragte Charlotte.

„Ein Versuch über die Stellung der Parteien in Frankreich, meine Liebe," versetzte der phlegmatische ruhige Herr. „Ich bin zwar kein Freund der Politik und kümmere mich nicht eben viel um die Weltbegebenheiten. Du lieber Himmel, es regelt sich ja Alles ohne unser Zuthun nach bestehenden unabänderlichen Gesetzen! Allein es muthete mich doch seltsam an, daß man sich in Frankreich je länger desto mehr unser wieder erinnern solle, daß man sogar offen sagen dürfe, die bonapartistische Partei sei im Wachsen. Und doch sind es nur vielleicht ein paar jugendliche Hitzköpfe, ehrgeizige Advokaten, hungrige Zeitungsschreiber oder Söhne von alten Offizieren des Kaiserreichs, welche dem verführerischen Traum einer Wiederherstellung des letztern nachhängen. Wir Alten, die wir den Glanz und den Zerfall des Kaiserreichs gesehen haben, wir fühlen es deutlich: wir sind übergangen, wir sind unmöglich geworden!"

— „Wie, lieber Oheim, das ist Ihr Ernst?" fragte die junge Blondine erstaunt und richtete ihre schönen, großen, beredten Augen verwundert auf das wehmüthige Antlitz des Grafen von St. Leu. „Sie glauben wirklich nicht mehr an die Möglichkeit einer Restauration des Kaiserreichs?"

„Nein, meine liebe Mathilde, weder an die Möglichkeit noch an die Wahrscheinlichkeit," erwiderte der Graf ruhig und im

Tone einer resignirten Ueberzeugung. „Das Kaiserreich hat seiner Zeit allzu viele Interessen verletzt, als daß nicht, wie während der Hundert Tage, ganz Europa sich wieder in Waffen dagegen erhöbe, wenn irgend ein Tollkühner den Versuch machte, es wieder aufleben zu lassen. Die Zeiten einer Militär-Despotie sind vorüber; die Völker begehren Frieden und Freiheit und leben jetzt anderen Interessen als dem Ruhme. Wir sind nicht einmal gewiß, ob unsere Familie jemals wieder nach Frankreich zurückkehren wird . . . .“

— „Ah, warum nicht gar, lieber Papa?“ rief Charlotte; „ich fürchte, Sie sehen doch zu schwarz! Sie wissen, daß ich darin nicht mit Ihnen einverstanden bin, so wenig wie mein Vater!“

„Das eben ist die Selbsttäuschung, worin meine Brüder befangen sind, Lucian vielleicht ausgenommen, der noch heute derselbe starre Republikaner ist, wie vor vierzig Jahren,“ sagte der Graf von St. Leu mit der Zuversicht eines Gelehrten, welcher Alles weiß. „Es ist der ewige Gegenstand des Streites zwischen uns, namentlich zwischen Joseph und mir, daß ich ihre sanguinischen Hoffnungen ebenso wenig theilen kann, wie sie meine philosophische Ergebung in unser Geschick.“

— „Aber lieber Oheim, mein Vater träumt zwar auch nicht von einer Restauration, ist jedoch vollkommen überzeugt, daß er nicht in der Verbannung sterben werde,“ wand Mathilde lebhaft ein.

„Ich weiß, meine Liebe, daß Bruder Jérôme sich dieser Hoffnung hingibt, und ich bin weit entfernt, sie ihm zu rauben, allein ich für meinen Theil hege sie nicht und habe mich längst philosophisch resignirt, von Frankreich nichts mehr zu erwarten, das uns so schnöde verstoßen hat. Ich bin Italiener, Corse; ich begnüge mich für die wenigen Jahre meines Lebensrestes mit der Ruhe, die ich hier gefunden habe und die nach all den Stürmen und Erlebnissen der Vergangenheit mir Bedürfniß geworden ist. Ich hasse und verachte die Menschen nicht, aber ich mißtraue ihnen im Allgemeinen, und darum mißtraue ich auch denjenigen, welche jetzt so laut von der Wiedereinsetzung der

Napoleoniden reden. Es sind Ehrgeizige, Schwindler, welche nur ihren eigenen Vortheil durch uns suchen."

— „Allein Prinz Louis Napoleon, Ihr eigener Sohn, lieber Onkel?" versetzte Mathilde lebhaft und mit unverhohlenem Interesse. „Sie werden doch zugeben, daß seine Bestrebungen berechtigt, seine Motive rein sind, daß er der tüchtigste und befähigtste Vorkämpfer unserer Interessen ist."

„Im Gegentheil, meine liebe Nichte Mathilde, ich habe herzlich wenig Neigung zu dem Glauben, daß der Thron Napoleons I. durch Louis Napoleon wieder aufgerichtet werden könne," sagte der Graf von St. Leu mit einem kalten Lächeln. „Louis Napoleon ist ein Schwärmer und Träumer, ein heißer Sprudelkopf, der sich selbst und seine Kraft überschätzt und den seine ehrgeizige, unersättlich eigenliebige Mutter verzogen und mit solchen Illusionen genährt hat. — Aber ich muß nun gehen," fuhr er mit dem Tone eines Mannes fort, welcher einer unliebsamen Erörterung ausweichen möchte, und stand auf. „Ich habe noch eine kleine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden, meine Kinder, und ich störe nur euer heiteres Geplauder. Also bis morgen, Carlottina! ich nehme dieß Heft hier mit, um es Dir morgen mit Dank wieder zu bringen und Dir meine Meinung über den neuen Roman der Sand zu sagen. Meinen Gruß an Deine Mutter!" Er küßte zärtlich seine Schwiegertochter, und reichte dann auch der frischen hübschen Blondine die Hand. „Auf Wiedersehen, meine liebe Nichte! meine besten Grüße an Mama und Papa!" sagte er und ging.

Die beiden Damen waren nun allein, denn Prinzessin Charlotte liebte es nicht, ihre Gesellschafterin um sich zu haben, und auch Prinzessin Mathilde war froh, nun der Oberaufsicht der Frau v. Reding entwachsen zu sein. Aber es wollte kein rechtes Gespräch zwischen ihnen zu Stande kommen.

„Onkel Ludwig hält also so wenig von seinem Sohn, der doch der Talentvollste und Unternehmendste von dem ganzen jungen Nachwuchs der Familie ist?" hub endlich Mathilde an, indem sie beinahe unwillkürlich ihren Gedanken lauten Ausdruck gab.

— „Allerdings, und mich dünkt, er hat nicht ganz Unrecht,“ versetzte Charlotte aufblickend und schaute mit ruhigem Ernst in Mathildens verwundertes Auge. „Louis Napoleon begegnet seinem Vater nicht so, wie es einem Sohn geziemt, sagt man. Er soll sehr wenig Anhänglichkeit an Onkel Ludwig haben.“

„Das ist vielleicht nicht seine Schuld, liebe Cousine,“ erwiderte Mathilde furchtlos und mit einer gewissen Beeiferung. „Man hat mir erzählt, Onkel Ludwig habe sich von Tante Hortense und den beiden Söhnen schon frühzeitig losgesagt und kaum ein scheinbares Interesse an der Erziehung der beiden Prinzen genommen. So konnte bei diesen die Pietät und kindliche Hingebung nicht gedeihen.“

— „Bei Ludwig Napoleon mag dieß vielleicht seine Geltung haben,“ sagte Charlotte. „Allein von meinem theuren Gatten kann ich behaupten,“ fuhr sie mit wehmüthigem Gesicht und Tone fort, — „daß sein Verhältniß zu Oheim Ludwig ein wirklich musterhaftes war und daß ein so herzliches Einverständniß zwischen Vater und Sohn bestand, als nur der strikteste Moralist es wünschen konnte. Mein Napoleon Louis war aber auch von ganz anderer Gemüthsart als sein jüngerer Bruder, — so gesetzt und ruhig, so hingebend und gemüthvoll, nur darauf bedacht, Jedermann mit der herzlichsten Zuvorkommenheit zu begegnen und Freude zu machen. Wer ihn kannte, liebte ihn, und noch jetzt vermögen alle, die ihm näher standen, nicht ohne Schmerz an seinen frühen Verlust zu denken,“ sagte sie mit bebender Stimme und wandte das Gesicht ab, um ihre tiefe Rührung nicht zu verrathen.

„Liebe Cousine, wie sehr beklage ich Sie! Man sieht, die Wunde ist noch nicht vernarbt, welche sein früher Tod Ihnen geschlagen hat!“ sagte Mathilde und ergriff tiefgerührt die Hand der Prinzessin Charlotte, die sie in einer aufrichtigen Aufwallung an ihre Lippen zog. „Sie haben ihn wohl sehr geliebt?“

— „Oh Kind, Sie wissen noch nicht was Liebe ist!“ versetzte Charlotte mit einer leidenschaftlichen Innigkeit. „Er war so herzensgut, so edel, so voll Begeisternng für alles Gute und

Schöne. Sein Geist war so reich gebildet, so empfänglich für alles Erhabene. Man mußte ihm wohlwollen, denn unter der sinnigen Einfachheit seines Wesens lag eine echte Größe. Der Himmel vergebe Denen, die ihn für ihre eigenen Zwecke ausbeuteten und an sein reges Ehrgefühl, an seinen glühenden Patriotismus appellirten, um ihn aus meinen Armen zu reißen! .... Wir waren so glücklich, so innig verbunden — ach, es war ein Glück, zu schön und zu rein, um von Dauer zu sein!" sagte Charlotte mit einem tiefen Seufzer und schlug die überquellenden Augen gen Himmel auf.

„Arme, theure Freundin!" sagte Mathilde gerührt. „Ich begreife und ehre Ihr Gefühl .... Ach ja, die Guten sterben jung. Prinz Napoleon Louis soll ein trefflicher Mensch gewesen sein. Alle, die ihn kennen, bezeugen es, und Niemand ist eifriger und beredter in seinem Lobe, als sein eigener Bruder, der von ihm mit einer wahren Bewunderung spricht ...."

— „Der Prinz Louis Napoleon?!" fragte Charlotte und blickte halb verwundert, halb ungläubig auf.

„Ja, meine Theure, er selbst," erwiderte Mathilde angeregt und mit einem Ausdruck von inniger Ueberzeugung. „Als Vetter Louis Napoleon das letzte Mal hier war, erzählte er eines Tags bei Mama von dem Aufstand in den Marken, von den Gefahren und Enttäuschungen, denen sein Bruder und er ausgesetzt gewesen waren, — von dem Antheil, welchen Beide an jener unglücklichen erfolglosen Schilderhebung genommen hatten. Und wie anerkennend, wie wahrhaft begeistert berichtete er von der Geduld, dem Muthe, der Unerschrockenheit und Ritterlichkeit seines älteren Bruders! Mit welcher rührenden Liebe und Anhänglichkeit führte er ein Beispiel um das andere von dem Scharfblick, der Geistesgegenwart, der soldatischen Energie und Aufopferung seines Bruders an, und stellte sich selbst und sein eigenes Gebahren tief unter das seines Bruders! ...."

— „Das that Er?" fragte Charlotte überrascht und doch fast ungläubig.

„Gewiß, meine Theure! fragen Sie Mama. Wir waren

alle beinahe zu Thränen gerührt," sagte Mathilde mit einem Anflug von Schwärmerei. „Selbst Papa war ergriffen, obwohl er den Vetter nicht liebt, weil er ihm damals manche Verlegenheiten bereitet hatte und Ursache zur Ausweisung meines Bruders Napoleon gewesen, der doch zu jener Zeit nur erst ein Knabe von kaum zwölf Jahren war. Fragen Sie Alle, welche den Vetter genauer kennen, ob er nicht stets mit dem größten Eifer bemüht ist, fremdes Verdienst anzuerkennen, ob es einen einfacheren und anspruchsloseren Mann gibt als er, einen Mann, der bei solch hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Herzens dieses schlichte bescheidene Gebahren hat, das sich eher scheu zurückzieht als beflissen vordrängt? Fragen Sie Jedermann, ob er den Vetter jemals anders als mit einer herzlichen Bewunderung, mit einem unerschütterlichen, unversöhnbaren Drange ihn zu rächen von seinem älteren Bruder hat reden hören?"

— „Ich setze keinen Zweifel in Ihre Worte, liebe Mathilde," erwiderte Charlotte kühl und beinahe abweisend. „Allein wenn er sich jetzt so gibt, so erklärt sich dieß einfach daraus, daß ihn jetzt sein Gewissen schlägt!"

„Sein Gewissen? wie soll ich dieß verstehen, liebe Cousine? Wollen Sie damit sagen, daß Vetter Louis Napoleon damals weniger seine Schuldigkeit gethan, als sein Bruder, oder daß er diesen verlassen habe, um sich selbst zu retten? . . . ."

— „Nein, ich kann und will meinen Schwager keiner Feigheit oder Tücke bezüchtigen; ich will gerne glauben, daß er die Gefahren und Beschwerden meines theuren Gatten getheilt hat," entgegnete Charlotte mit sichtlicher Bewegung, die sie selbst zu zügeln versuchte. „Er ist so vollkommen Sanguiniker und Fatalist, daß ich überzeugt bin, er hat sich mit Muth geschlagen und eines Napoleoniden würdig benommen. Aber sein Gewissen muß ihm sagen," fuhr sie mit steigender Aufregung, unter welcher ihre Stimme bebte, fort — „daß ohne ihn mein guter edler Napoleon Louis noch jetzt an meiner Seite glücklich, ruhig und zufrieden leben würde! Sein Gewissen wird ihm sagen, daß er in seinem ungestümen unersättlichen Ehrgeiz der böse Dämon, der Verführer

meines ruhigeren, besonnenen Gatten war ...." Und von ihren Gefühlen überwältigt, stand Charlotte rasch vom Sopha auf und trat an's Fenster.

„Ihr Wort in Ehren, meine theure Cousine, aber ich glaube, Sie thun dem Vetter da Unrecht; Sie behandeln ihn vorurtheilsvoll," sagte Mathilde mit überzeugendem, gewinnendem Tone. „Wie hätte Ihr Gemahl, der ältere, gereiftere, sich von dem jüngern Bruder hinreißen lassen sollen? Nein, sagen wir lieber: der Eine wie der Andere fühlte die Schmach und unerträgliche Wucht der Fremdherrschaft und ließ sich dadurch für ein Unternehmen gewinnen, das vielleicht verfrüht war, aber jedenfalls eines bessern Ausgangs würdig gewesen wäre!"

— „Und Sie glauben also, Cousine, daß ich ganz ohne Grund, aus bloßem Vorurtheil meinen Schwager anschuldige?" fragte Charlotte ernst.

„Mit nichten, ich traue Ihrem Herzen und Verstande zu, daß Sie nicht blindlings urtheilen, liebe Cousine; aber Sie könnten falsch berichtet sein oder auf bloßen Schein hin urtheilen ...."

— „Im Gegentheil, ich habe die vollgültigsten Beweise!" sagte Charlotte streng.

„Unmöglich! haben Sie den Vetter je darüber gehört, ehe Sie urtheilten?" rief Mathilde. „Ich versichere Sie, daß ich mir schmeichle, ihn besser zu kennen, ihn einer solchen Handlungsweise für unfähig zu halten ...."

— „Liebe Mathilde, dieser Glaube ehrt Ihr Herz ...."

„Und mit dem Herzen beurtheile ich ihn und seine große Seele!" sagte Mathilde stolz und maßvoll.

— „Um so mehr beklage ich, daß ich Sie enttäuschen muß, liebes Kind, und auf die Gefahr hin, Ihnen eine schöne Illusion zu rauben, kann ich Ihnen sagen, daß es gar nicht nöthig war, Louis Napoleon erst über den relativen Grad seiner Schuld zu hören, denn ich besitze den Beweis für Louis Napoleons Schuld von seiner eigenen Hand! — Sie glauben mir nicht? Wohlan, so sehen Sie selbst!" — Und zu ihrem Schreibtisch schreitend,

öffnete sie eine Kassette von wundervoller Marqueterie-Arbeit, nahm eine Handvoll Papiere heraus und suchte unter denselben einen Brief, den sie mit leidenschaftlicher Hast öffnete. — „Sehen Sie selbst, mein Kind! ich darf wohl annehmen, daß Sie des Vetters Handschrift kennen! Und nun hören Sie, was er damals an seine Mutter schrieb: ‚Ihre Liebe wird unsere Gefühle begreifen; wir haben Verpflichtungen eingegangen, in deren Erfüllung wir nicht säumen dürfen, und der Name, den wir tragen, legt uns die Pflicht auf, den Unglücklichen beizustehen, die uns zu Hülfe rufen. Sagen Sie meiner Schwägerin, daß ich derjenige sei, welcher ihren Gatten in dieses Unternehmen hereingezogen hat, und daß mein Bruder schwer darunter leidet, weil er ihr eine einzige Handlung seines Lebens verhehlt hat ....‘ Nun, was sagen Sie dazu, Cousine?“

Prinzessin Mathilde ließ für einen Augenblick ihr Haupt hängen, daß die reichen blonden Locken ihre frischen Wangen beschatteten. Es war, als wüßte sie gegen diesen Beweis nichts einzuwenden. Aber schon nach einer halben Minute reckte sie ihr Haupt kühn empor, schüttelte die goldblonden Locken aus der Stirne und sagte im Tone einer unerschütterlichen Ueberzeugung: „Ich glaube, liebe Cousine, daß sogar dieser Brief kein vollgültiger Beweis ist!“

„In der That, Sie machen mich neugierig, Mathilde, zu erfahren, welch überführenderen Beweis Sie noch verlangen können! .... Sie sehen ja, der Brief ist an seine Mutter, nicht einmal an mich. Gegen eine Mutter, die man liebt, ist man doch wahr!“

— „Ich durchschaue Alles, denn ich kenne den Vetter,“ sagte Mathilde mit einer Ruhe und Klarheit, welche selbst der voreingenommenen Wittwe imponirte. „Ich erkenne in diesen Zeilen nur das feine Zartgefühl, die ganze Uneigennützigkeit von Vetter Louis Napoleon. Damit ja kein Schatten von Unbefriedigung, von verletzter Eigenliebe sich zwischen die Herzen eines liebenden jungen Paares dränge, weil der selige Gatte Verpflichtungen von

unabweisbarer Natur erfüllt, hat der Vetter in jenem feierlich-ernsten Augenblicke, wo er sich selbst von der geliebten Mutter losriß, um die Chancen eines Krieges auf sich zu nehmen, auch noch den älteren Bruder vor jedem späteren Vorwurf zu schützen gesucht, indem er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nahm. Das ist ganz seine Art und Weise, und stellt ihn in meinen Augen noch höher! ...."

„Meine theure Cousine, Sie haben in der That einen Glauben an unsern Vetter, welcher Berge versetzen könnte," erwiderte Charlotte mit einem kalten Lächeln. „Sie sind ein naives argloses Kind; sonst würd' ich sagen: Sie sind sterblich in den Vetter verliebt! ...."

— „Und wenn ich ihn liebte, Cousine, thäte ich da weniger als Sie?"

„Als ich? wie soll ich das verstehen?" fragte Charlotte forschend aufblickend.

— „Nun, war denn nicht vor einiger Zeit die Rede davon, daß Sie den Vetter heirathen würden?" rief Mathilde mit eifersüchtiger Schadenfreude.

„Sie irren, mein Kind!" versetzte Charlotte mit wehmüthigem Kopfschütteln. „Ich will nicht leugnen, daß im Herbste 1832, als mein Vater von Amerika herüberkam und in London jene Familienberathung mit Ihrem Papa und dem Vetter Louis Napoleon veranstaltete, die Familie auf diese Kombination verfiel. Allein seien Sie überzeugt, meine Liebe," fuhr sie mit nachdrücklichem Ernste fort, — „daß ich nicht nur diesem Projekt ganz fremd war, sondern es niemals adoptirt haben würde. Es gibt genug unglückliche Ehen in der Familie Bonaparte," sprach sie bitter; „vielleicht ist deßhalb, um dem Verhängniß gerecht zu werden, meine Ehe, die so glücklich war, gestört worden. Aber ich habe nicht die mindeste Lust, die Zahl der unglücklichen Ehen in unserer Familie vermehrt zu sehen durch meine Verbindung mit jenem unruhigen Kopf, mit jenem abenteuernden Ideologen ...."

— „Sie sind hart und ungerecht, Cousine, und ich verzeihe Ihnen diesen Ausfall nur, weil Sie den Vetter nicht genau genug

kennen," fiel ihr Mathilde mit Hoheit in's Wort. „Wüßten Sie, was unter jener schweigsamen Hülle für eine Fülle von Geist und Willenskraft verborgen liegt, Sie würden nicht so denken, geschweige denn sprechen!"

„Ereifern Sie sich nicht, mein Kind! ich will zugeben, daß es mich nie gelüstet hat, in das räthselhafte Wesen meines Schwagers einzudringen," erwiderte Charlotte ironisch. „Allein mein Vater mit seiner Erfahrung und Menschenkenntniß, mein Schwiegervater Louis und Onkel Jérôme, Ihr eigener Papa, haben mir ihn so geschildert, und das sind doch sicher Zeugnisse, gegen welche wenig genug einzuwenden!"

— „Es sind nur animose, vorurtheilsvolle, absprechende Aeußerungen, denen ich wenig Werth beilege, liebe Cousine!" rief Mathilde wie inspirirt. — „Ist es das erste Mal, daß die alten Herren ungerecht aburtheilen über ein junges Geschlecht, das sie nicht verstehen? Ich biete Ihnen jede Wette an, Cousine, daß unser Vetter — der Baustein, den die Bauleute verworfen haben, — noch der Eckstein werden wird, welcher ...."

„Der Himmel erhalte Ihnen diesen Köhlerglauben, meine Liebe!" sagte Charlotte mit lautem sarkastischem Lachen. „Worauf gründet sich denn Ihre Ueberzeugung von der hohen Zukunft meines verschlossenen Schwagers?"

— „Auf seinen unerschütterlichen Glauben an seine künftige Bestimmung, auf das unermüdliche eiserne Bestreben, alle jene Eigenschaften zu erwerben, welche ihn befähigen, die Plane und Ideen des Kaisers zu verwirklichen, das Testament von St. Helena durchzuführen ...."

„Mein liebes Kind, was wissen denn Sie von diesem Testament?" rief Charlotte beinahe geringschätzig und im Tone der Ueberlegenheit, und erschien in diesem Augenblicke ihrer jungen Cousine als eine recht häßliche, boshafte und hochfahrende Person, — ordentlich wie eine böse Fee aus einem Märchen.

— „Jenun, wie sollt' ich nicht wissen, was alle Welt weiß, daß unser Oheim der Kaiser in der Verbannung außer seinen Denkwürdigkeiten auch noch Aufzeichnungen niedergeschrieben hat,

welche seine Gedanken und Pläne über die künftige Gestaltung Europa's und die Gruppirung der Reiche enthalten?!" rief Mathilde etwas verletzt. — „Das weiß ja heutzutage jedes Kind."

„Ja, die Leute sprechen davon, aber wie von einer verklungenen Sage, wie der Blinde von der Farbe," äußerte Charlotte in einem beinahe triumphirenden Tone. „Sie fabeln und faseln viel davon und wissen doch nicht, was jenes sogenannte Testament enthält?"

— „Mag sein, liebe Cousine," versetzte Mathilde. „Ich kenne allerdings seinen Inhalt nicht, aber mich dünkt, das ist auch nicht nöthig, denn was würden, wie Papa sagt, die Mächte der heiligen Allianz darum geben, wenn sie im Stande wären, jenes Dokument zu lesen und die geheimsten Gedanken und Pläne des gewaltigen Mannes zu erfahren, den sie elendiglich, schmachvoll auf dem Felsen von St. Helena untergehen ließen? Aber Einer kennt dieses Testament und besitzt es, und das ist genug, denn dieser Eine zählt für Viele!"

„Und dieß wäre mein Schwager und Vetter Louis?" fragte Charlotte halb skeptisch, halb ironisch.

— „Derselbe, liebe Cousine! ich weiß es aus seinem eigenen Munde, daß er eine Abschrift, oder wenigstens einen Theil von einer Abschrift jenes Testaments besitzt, dessen Original sich in den Händen seiner Mutter, der Cousine und Tante Hortense, befindet!"

„Köstlich! vortrefflich!" rief Charlotte mit sarkastischem Lächeln; „es wird immer besser!"

— „Sie lachen mich aus, Cousine? Sie zweifeln an der Wahrheit meiner Worte?" fragte Mathilde mit ernster Miene.

„Nicht doch, liebes Kind! ich bin überzeugt, daß Sie selbst all das glauben, was Sie soeben äußerten, und daß man Ihnen all das erzählt hat; allein leider bin ich in der Lage, beweisen zu können, daß dieß eitel Wind und Schwindel ist," versetzte Charlotte mit lächelnder Zuversicht. — „Wenn Tante Hortense behauptet, das echte Testament von St. Helena zu besitzen, so ist sie entweder düpirt worden oder sie hält es für angemessen,

selbst zu täuschen, vielleicht aus Liebe zu ihrem Sohn Louis, den sie von je her bevorzugte."

— „Wie soll ich dieß verstehen, liebe Cousine?" rief Mathilde verwundert; „Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Tante Hortense . . . ."

„Ich behaupte nur dieses Eine, mein liebes Kind, daß meine Schwiegermutter und mein Schwager nicht im Besitz des echten Testaments unseres großen Oheims ist, welches er auf St. Helena seinem Beichtvater in die Feder diktirt hat," entgegnete Charlotte mit sieghafter, lächelnder Ueberlegenheit. „Ich will durchaus nicht in Abrede ziehen, daß mein Herr Schwager und Cousin auch ein Dokument hat, welches er für das echte politische Vermächtniß des Kaisers ausgibt; aber ich behaupte, daß dasselbe nicht echt ist!"

— „Ich wäre sehr neugierig, zu erfahren, wie Sie diese Behauptung unterstützen wollen, liebe Cousine Charlotte!" sagte Mathilde halb lauernd, halb ungläubig. „Haben Sie denn jemals schon das Original gesehen, welches in Tante Hortensens Besitz ist?"

„Keineswegs, aber dennoch bin ich im Stande, zu beweisen, daß es nicht das echte Testament ist," rief Charlotte triumphirend. „Das echte und wahrhaft-politische Testament nämlich ist in meinem Besitz!"

— „Nicht möglich, Cousine! Und wie sollte es an Sie gelangt sein?" rief Mathilde erstaunt. „Bitte, bitte, sagen Sie mir Alles! zeigen Sie mir es! Wie kamen Sie in seinen Besitz und was thun Sie damit?"

„Ja, das ist eine lange Geschichte, und keineswegs uninteressant," entgegnete Charlotte mit selbstzufriedenem Lächeln. „Es gelangte in meinen Besitz durch Kauf und wird von mir verwahrt, bis mein Papa aus Amerika zurückkehrt und sich hier in Italien oder in Frankreich niederläßt. Ich werde es dann meinem Papa übergeben, und er als der Senior und das Haupt der Familie soll es dann prüfen und darüber entscheiden, was damit zu thun sei. Ich habe in dieser Richtung an ihn geschrieben

und ihm die erforderlichen Mittheilungen gemacht, und er billigt meinen Plan. Ich hatte anfangs die Absicht, selbst nach Amerika zu reisen und das Dokument Papa zu überbringen; allein Mama redete mir diese Idee aus, denn ein Schiffbruch könnte ja den Verlust dieses kostbaren Schriftstücks herbeiführen. Und dann die Fatiguen und Entbehrungen einer Seereise, denen meine Gesundheit nicht gewachsen wäre! Und Papa wünscht ja schon längst seine Besitzungen in Amerika zu veräußern und nach Europa zurückzukehren, und hat zu verschiedenen Malen beim Großherzog von Toscana um die Erlaubniß angehalten, sich in dessen Staaten niederlassen und ankaufen zu dürfen. Allein Mama's Behauptungen und meinen eigenen Wahrnehmungen zufolge wäre Seine Hoheit nicht eben abgeneigt, diese Erlaubniß zu ertheilen, wenn nur nicht die Oesterreicher dagegen intriguirten. Man sagt, Fürst Metternich beargwöhne gerade meinen Papa am meisten, daß er auf Konspirationen sinne."

— „Eine größere Ehre vermag jener Henker von der heiligen Allianz dem Oheim Joseph nicht anzuthun!" rief Mathilde beinahe begeistert. „Onkel Joseph ist der reichste und unabhängigste und der Aelteste der Familie, daher auch der erfahrenste und einflußreichste, und muß den Diplomaten und Monarchen der heiligen Allianz deßhalb als der gefährlichste erscheinen. Allein wir Alle konspiriren, und mit der vollsten Berechtigung, nicht wahr, liebe Cousine? Jedes Geschöpf gebraucht diejenigen Waffen, welche ihm die paratesten und geläufigsten sind, und wir erwehren uns nur unseres Daseins. Ich bewundere jedoch und billige vollkommen Ihre Ansichten und Maßnahmen mit jenem Dokument. Ah, fürwahr, es konnte nicht in bessere und geschicktere Hände gelangen, als in die Ihrigen, liebe Cousine Charlotte! Sie sind so weise, so besonnen, so überlegt und scharfblickend, — Jedermann muß dieß mit Bewunderung anerkennen. Allein bitte, bitte, liebe Cousine, erzählen Sie mir, auf welche Weise jenes wichtige Dokument in Ihren Besitz kam! Sie haben es wohl schon lange?"

„Mit nichten — erst seit zehn Monaten," war die Antwort.

„Ich kaufte es von einem alten Geistlichen, welcher zu meinen gewöhnlichen Armen gehörte. Es war ein einfacher armer Dorfpfarrer aus dem Apennin gewesen, hatte sich in irgend eine Konspiration oder einen Putsch der letzten Jahre eingelassen und war dadurch mit seinem Bischof zerfallen und von diesem exkle-risirt worden. So lebte er denn abwechselnd hier und in Fiesole, unterrichtete Kinder in Latein und Gesang und brachte sich kümmerlich durch, bis er eines Tages durch einen Herrn von unserer Bekanntschaft dem Intendanten meiner Mama empfohlen und auf die Liste unserer ständischen Armen gesetzt ward. Es war ein schöner alter Mann und von jenen freundlichen gewinnenden Manieren, welche das glückliche Vorrecht und das Geheimniß dieses italienischen Volkes zu sein scheinen. Eines Tags, als wir ausfahren wollten, stand er am Fuße der Treppe und überreichte Mama ein hübsches Sträußchen Frühlingsblumen und ein Sonnett, welches seinen Dank für unsere Unterstützung und die höfliche Bitte aussprach, sich persönlich bei Mama für die kleinen Monatsgelder bedanken zu dürfen, welche wir ihm reichten. Mama übertrug mir auf meinen Wunsch die Pflicht, den Greis zu empfangen, weil ihr die italienische Sprache nicht so geläufig ist, und als der alte Herr am Ende des nächsten Monats wieder von Castell Poggio bei Fiesole herunterkam, wo er damals wohnte, empfing ich ihn an der Stelle des Intendanten und reichte ihm sein Almosen. Der schöne alte Mann gefiel mir so sehr, daß ich ihn fragte: ob ich ihn malen dürfe, was er bereitwillig bejahte. Ich bestimmte ihm also die Zeit zu einigen Sitzungen, und er war das gewandteste und geduldigste Modell, das sich ein Maler nur wünschen konnte, und plauderte so hübsch und naiv, wenn ich ihn zum Reden aufforderte. In einer der letzten Sitzungen erschien er aber gedankenvoll und etwas verlegen; es war, als ob er irgend ein besonderes Anliegen auf dem Herzen habe. Ich bemerkte es bald und bat ihn, offen auszusprechen, was ihm auf den Lippen schwebe. — ‚Meine gnädige Prinzessin,‘ hub er nun an und erfaßte den Saum meines Gewandes, den er an Stirne und Lippen

drückte, — ‚Sie waren so gut und freundlich gegen mich, daß Sie mir Muth gemacht haben, Ihnen eine Fürbitte vorzutragen, welche mich schon lange drückt. Ich möchte Ihre Theilnahme einem armen Manne zuwenden, welcher Ihrer Unterstützung noch mehr bedarf als ich.‘ — Ich bat ihn, mit seiner Fürbitte herauszurücken, deren Gewährung ich ihm im Voraus zusagte, falls eine solche in meinen Kräften liege, und nun theilte er mir mit, daß in einem Dorfe im Apennin, nahe der römischen Grenze, ein Priester lebe, welcher einst auf der Insel St. Helena gewesen sei und das Vertrauen des Kaisers genossen habe ...."

— „Der Abbé Vignali?" fragte Mathilde lebhaft und mit dem größten Interesse.

„Nicht doch, sondern der Abbé Buonavita, wie sich hernach ergab," fuhr Prinzessin Charlotte fort. „Der gute Abbé hat eine Reihe der widrigsten Schicksale durchlebt, seit er, kurz vor dem Tode des Kaisers, unseres Oheims, nach Europa zurückgesandt worden war. Er hatte Zuflucht in einem Kloster gesucht, aber sich mit seinem Prior überworfen, der ihn gemartert und verfolgt haben soll, bis durch Kerkerhaft und Einsamkeit, durch Hunger und Mißhandlungen der arme Mann an Geist und Körper gebrochen war. Nach mancherlei Wanderungen hatte ihn ein kleiner Gutsbesitzer, der früher unter dem Kaiser gedient, aus Mitleid aufgenommen und ihm Dach und Fach gegeben; aber der Veteran war nun gestorben, und dessen Sohn, ein geiziger geldgieriger Italiener, gab dem kranken halbverrückten Manne kaum satt zu essen und ließ ihn frieren und halbnackt gehen. Mein alter Abbate Patuzzi bat mich, doch im Kreise der Familie eine kleine Kollekte für den Abbé Buonavita zu veranstalten, damit man ihm mehr in der Nähe eine bessere Unterkunft verschaffen oder ihn in ein Spital oder Pfründhaus bringen könne. Der Abbate Buonavita wisse in den Stunden, wo er bei klarem Kopfe sei, auf das Interessanteste von St. Helena und von dem Kaiser zu erzählen, und lasse Andeutungen und Winke von einem Geheimnisse fallen, dessen Bewahrer er sei und das einst nach seinem Tode großes Aufsehen machen werde ...."

— „Ah, eben das politische Vermächtniß des Kaisers?“ rief Mathilde mit steigendem Interesse.

Prinzessin Charlotte nickte und fuhr fort: „Abbate Patuzzi, mein Schützling, reiste alsbald nach Beendigung unserer Sitzungen mit Reisegeld und Unterstützung von mir nach dem fernen Gebirgsdorfe, um wo möglich den ehrwürdigen einstmaligen Beichtvater des Kaisers abzuholen und in angemessenere Verhältnisse zu bringen, und Mama und ich und Onkel Louis, den wir in das Geheimniß eingeweiht hatten, warteten täglich mit Sehnsucht auf die Ankunft des Mannes. Allein statt seiner kam nach zehn oder zwölf Tagen ein Brief von Buonavita, worin er sich bei mir aufs innigste für die geleistete Hülfe bedankte und mir seinen Besuch auf spätere Zeit in Aussicht stellte, da er zu leidend sei, um in der rauhen Winterszeit die Reise zu wagen, und worin er mir meldete, daß er bei seiner Abreise von St. Helena im März 1821 von dem Kaiser mit wichtigen Dokumenten betraut worden sei, die er einem ganz positiven Auftrag zufolge nur in die Hände Napoleons II., des Königs von Rom, oder in diejenigen des Familienhaupts der Bonaparte abgeben dürfe. Diese von ihm seit Jahren mit größter Mühe bewahrten und aus den verschiedensten Gefahren geretteten Papiere mir zu übergeben, sei eine Lebensaufgabe und Pflicht für ihn, nach deren Erledigung er sein müdes Haupt gerne zum ewigen Schlafe betten werde . . . .“

— „Wie rührend! welch eine Treue und Ergebenheit!“ flüsterte Mathilde bewegt.

„Schließlich bat er mich noch dringend um die tiefste Verschwiegenheit, da die Offenbarungen dieses Geheimnisses ihm sonst leicht Verfolgungen von Seiten der geheimen Polizei, der Oesterreicher und der eifersüchtigen Priester zuziehen könnte, und ersuchte mich dringend, ihm etwaige Briefe nur durch den treuen und zuverlässigen Patuzzi zu senden und keine Boten an ihn abzuschicken noch selbst ihn zu besuchen, da dieß die Aufmerksamkeit und den Argwohn seines mißtrauischen Wirthes rege machen würden, gegen welchen er vorerst noch Verpflichtungen habe.“

— „Das war sehr klug und besonnen von dem guten Manne, dessen Uneigennützigkeit ihn in meinen Augen sehr hoch stellt," sagte Mathilde mit aufrichtiger Anerkennung und zog ihre Börse hervor. „Wenn Sie mir erlauben wollen, meine theure Cousine, ein kleines Scherflein für den edlen Mann anzufügen, der unserer Familie eine solch rührende Treue . . . ."

„Ich danke Ihnen, liebes Kind!" erwiderte Charlotte gerührt, drückte Mathilden die Hand und küßte sie auf die Stirne. „Der edle wackere Greis bedarf unserer Unterstützung nicht mehr! Ihm ist wohl; er hat die ewige Ruhe nach einem harten Dasein gefunden, wie er es sich gewünscht hatte."

— „Todt?" fragte Mathilde tief bewegt. „Du lieber Himmel, wie hätte ich mich gefreut, ihn kennen zu lernen und aus seinem eigenen Munde zu erfahren, wie es dem großen Kaiser in der Verbannung ergangen!"

„Dieser ersehnte Genuß ist auch mir nicht vergönnt gewesen, meine theure Mathilde," erwiderte Charlotte wehmüthig. „Ich erhielt noch einige Briefe von dem würdigen Greise und zwei oder dreimal mündliche Nachrichten von ihm durch meinen Schützling Patuzzi. Seine Mittheilungen interessirten mich in hohem Grade, denn Buonavita hatte unsern Großonkel Fesch genau gekannt und war früher von ihm unterstützt worden, ebenso von Madame-Mère (Lätitia Bonaparte), aber alle diese Unterstützungen hatten nun aufgehört, und die unserigen nützten ihm nicht mehr viel, denn er bemerkte mit stiller Ergebung das Sinken seiner Kräfte. Eines Tages kam Patuzzi zu ungewöhnlicher Zeit nach Florenz und ließ mich um eine Audienz bitten. Mit Schluchzen brachte er mir die Goldstücke wieder, welche ich ihm bei seinem letzten Besuche für Buonavita mitgegeben hatte, und meldete mir den Tod seines armen Freundes. Ein Schlaganfall hatte den armen Buonavita hingerafft, während Patuzzi in einem Dörfchen im Apennin krank darniederlag, und der Arme war schon seit einigen Tagen beerdigt, als Patuzzi nach seiner Genesung Val Cosella erreichte. Seine Erkundigung nach den Papieren des Verstorbenen und dessen sonstiger Hinterlassenschaft

wurde von dem Wirthe des Verstorbenen mürrisch und ausweichend beantwortet und Patuzzi hegte den Argwohn, daß Masetto Baldi, der kleine Gutsbesitzer, in dessen Hause Buonavita gestorben war, sich der wichtigen Dokumente bemächtigt habe, deren Werth er vielleicht nicht einmal kenne. Dieß war eine große Enttäuschung für mich, die ich darauf gerechnet hatte, von dem armen Buonavita selbst die Papiere zu erhalten. Allein die Umsicht und der Scharfsinn meines Schützlings kamen mir sehr zu Statten, denn sobald Patuzzi bemerkte, daß ich einigen Werth auf den Besitz jener Papiere lege, so erbot er sich, alsbald nach Val Cosella zu reisen, sich auf genauere Kundschaft zu legen und wo möglich den Baldi zur Herausgabe der Papiere zu veranlassen. Briefe gingen hin und her und es ward ermittelt, daß Masetto Baldi in Folge eines älteren Testaments von Abbé Buonavita der Erbe von dessen ganzer Verlassenschaft war, die vorzugsweise nur in einigen Büchern und Papieren bestand, deren Herausgabe selbst gegen Entschädigung Baldi nun verweigerte. Um die Sache kurz zu machen, liebe Cousine, es blieb mir am Ende nichts Anderes übrig, als mich zum Kauf der Papiere zu erbieten, nachdem mir deren Einsicht verstattet worden sein würde. Baldi war durch die beeiferten Bemühungen meines Bevollmächtigten Patuzzi zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Papiere einen ganz besondern Werth haben müßten. Mit all der Schlauheit, Zähigkeit und Geldgier eines Italieners hielt er mich hin, als ich ihn nach Florenz beschieden und die Papiere in Augenschein genommen hatte, bis er mir eines Tages mittheilte, ein junger Advokat, dem er die Papiere zur Einsicht und Schätzung vorgelegt, habe ihm 4000 Scudi dafür geboten. Wohl oder übel mußte ich dieses Angebot überbieten und die Papiere so rasch wie möglich erwerben, ehe sich die Polizei und die Diplomatie hinein mengten. Nur der uneigennützigen und gewandten Vermittlung Patuzzis verdanke ich es, daß ich die Papiere endlich um fünftausend Theresienthaler erstand."

— „Ah, das war ja wohlfeil im Verhältniß zum innern

Werthe der Papiere!" sagte Mathilde fröhlich. „Und Sie haben dieselben noch in Händen, liebe Cousine?"

„Ei natürlich; ich hüte sie wie meinen Augapfel! sie sollen unserer Familie noch von großem Nutzen sein."

— „Und ich darf sie sehen, beste Cousine, nicht wahr? bitte, lassen Sie mich diese theuren Dokumente betrachten und küssen!"

„Jenun, wenn Sie mir versprechen wollen, liebes Kind, darüber zu schweigen, da ich nicht wünsche, von den Oheimen darum angegangen zu werden, oder sie mir aus den Händen gespielt zu sehen, bevor mein Papa darüber entschieden hat!..."

— „Nein, kein Versprechen, meine theure Carlotta! bitte, nehmen Sie mich nicht in Pflicht, wo ich vielleicht nicht halten kann, was ich versprechen müßte!" sagte Mathilde mit herzlicher Offenheit. „Nehmen Sie mich bedingungslos zur Vertrauten an. Wir haben ja Alle dasselbe Interesse, und ich anerkenne vollkommen, daß Onkel Joseph das erste Anrecht daran hat, diese Papiere zu erhalten und zu verwahren. Allein bitte, bitte, liebste beste Cousine, lassen Sie mich die Papiere betrachten, die theuren gewichtigen Worte lesen. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, Carlottina! Sie sind ja so beneidenswerth, Sie haben sich ein solch unschätzbar hohes Verdienst um die ganze Familie erworben, — Sie sind so edel und großmüthig, Carlotta; Sie werden gegen mich nicht neidisch sein!"

Charlotte konnte der kleinen Schmeichlerin nicht widerstehen und brachte das Heft zum Vorschein, welches das politische Vermächtniß des Kaisers enthielt. Beide Damen betrachteten es zusammen. Es waren die kräftigen Züge einer männlichen Hand, welche die letzten Diktate des Kaisers hier niedergeschrieben hatte. Dabei lag ein Zettel von der Handschrift des Abbate Buonavita, welcher die Authenticität dieser Schrift beglaubigte und erzählte, wie und unter welchen Umständen dieselbe in seine Hände gelangt sei.

„Als ich im März 1821 wegen geschwächter Gesundheit und in Folge von Umtrieben des Generals Sir Hudson Lowe Long-

wood House und die Insel St. Helena verlassen und nach Europa zurückkehren sollte," schrieb der Abbate Buonavita, „da beschied mich Seine Majestät eines Abends nach der Tafel in das Bibliothekzimmer, um mir, wie sie sagte, noch einige Aufträge nach Europa zu geben. Der Kaiser war damals schon leidend und abgemagert und sein Zustand hatte uns Allen gewisse Befürchtungen eingeflößt. Das Vertrauen Sr. Majestät war mir außerordentlich ehrend, und mit der größten Begeisterung und dem glühendsten Eifer nahm ich aus den Händen unseres vielgeliebten erlauchten Herrn zuerst Briefe an Ihre Hoheit Seine Mutter und an Seine Eminenz den Kardinal Fesch, an den Prinzen Eugen Vicekönig von Italien, sowie an mehrere andere Personen in Empfang, zu deren sorgfältiger Geheimhaltung und treuer Bestellung mich Seine Majestät verpflichtete. Endlich geruhte der Kaiser mich noch zu befragen: ob ich den Muth und die Zuversicht habe, ein weiteres wichtiges Schriftstück mit mir zu nehmen, auf welches der Gouverneur Sir Hudson Lowe besonders Jagd machen würde, wenn er ahnte, daß es unter meinen Effekten versteckt wäre. Ich bejahte unbedingt und gelobte mein Bestes zu thun, um dieses Schriftstück sicher zu befördern. Seine Majestät geruhte hierauf mir anzuvertrauen, daß es wichtige Aufschlüsse und Eröffnungen enthalte, welche für die Hand seines Sohnes bestimmt seien und jedenfalls von den britischen Kerkermeistern konfiscirt werden würden, wenn ein jäher Tod den Kaiser ereile und dieses Schriftstück sich unter seinen Papieren vorfände, weßhalb er verschiedene Abschriften davon habe fertigen lassen, deren eine er mir anvertraue, damit ich sie in die Hände Napoleons II. persönlich übergebe, oder, falls dieses nicht gelänge, dem jeweiligen Aeltesten der Familie unter seinen Brüdern, Neffen oder sonstigen Verwandten anvertraue. Ich gelobte dieses Seiner Majestät bei meinem Priestereid, und es gelang mir, das Heft in den Deckel meiner Vulgata eingeleimt glücklich den Augen der britischen Schergen zu entziehen, welche mein Gepäck und meine Kleider vor meiner Einschiffung mit der größten Sorgfalt musterten. Alle meine Bemühungen, mich dem

Könige von Rom zu nähern, waren vergeblich. Die österreichische Polizei wies mich zweimal aus Wien aus, und mein Versuch, dieß Papier Seiner Hoheit dem König Joseph zu behändigen, scheiterte daran, daß derselbe in Amerika lebte, als ich nach Europa zurückgekehrt war. Zweimal habe ich Versuche gemacht, nach Amerika zu reisen; das erste Mal im Jahr 1826 als Missionär der Propaganda in Rom; da scheiterte unser Schiff in einem Sturme auf der Höhe der Balearen, und ich rettete nichts als mein Leben und meine Vulgata, welche meinen Schatz noch immer barg. Das zweite Mal aber ward ich von der französischen Polizei gehindert, mich in Havre einzuschiffen, weil man in mir einen politischen Spion sehen wollte. So ward ich denn unter polizeilicher Aufsicht nach Piemont zurückgebracht und begab mich von da nach der Romagna. Jetzt endlich, nach unzähligen Mühen und Nöthen, scheint mir die Gnade des Himmels gestatten zu wollen, das mir anvertraute theure Gut in die würdigsten Hände niederlegen zu dürfen, indem ich zugleich eine hohe Pflicht der Dankbarkeit gegen eine erlauchte edle Dame aus jener hochbegnadeten Familie abtrage, welche in ihrer engelgleichen Herzensgüte so wesentlich dazu beigetragen hat, den späten Abend meines Lebens freundlich zu gestalten. Ich danke dem lieben Gott und seinen Heiligen für die unverdiente Gnade, welche mich nach so vielen Drangsalen und Gefahren noch die Freude erleben lassen will, im Schooße einer Familie zu sterben, für welche ich als Corse mein Leben und meine Habe stets freudig aufs Spiel gesetzt habe, und mein letzter Wunsch und Gebet wird sein: die heilige Dreieinigkeit segne die ganze Familie meines glorreichen Kaisers! — Val Cosella, am Tage des heiligen Michael 1834.

Giuseppe Buonavita, Ord. Sti. Benedicti."

„Wie tiefergreifend!" flüsterte Mathilde bewegt und mit Thränen in den feuchten Augen und umarmte ihre Cousine ungestüm. „Ja, der arme Mann hat Recht: Sie haben wie ein Engel an ihm gehandelt, Carlotta. Es war eine sichtbare Fügung der Vorsehung, daß dieses Dokument gerade in Ihre Hände kam,

der Lohn Ihrer Tugend, Ihrer menschenfreundlichen Milde und Barmherzigkeit! Ich bewundere Sie nicht nur, meine theure Cousine, ich beneide Sie!"

— „Sie sind ein liebes, gutes Kind, Mathilde!" versetzte Charlotte weich. „Sie überschätzen mein Verdienst in dieser Sache. Aber ich gebe zu, daß mir noch niemals eine Handlung meines Lebens solche innere Befriedigung gewährt hat, wie dieses Ergebniß einer ganz absichtslosen kleinen Freigebigkeit gegen den alten guten Abbate Patuzzi."

„Sie müssen mich mit ihm bekannt machen und mir erlauben, liebe Cousine, daß ich diesen Patuzzi ebenfalls unter meine ständigen Armen setze," sagte Mathilde lebhaft. „Es drängt mich, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn abzutragen."

— „Gut, Sie sollen ihn sehen, wenn er wieder kömmt, liebe Mathilde! Ich habe ihn selbst nämlich schon seit acht oder neun Monaten nicht mehr gesehen," entgegnete Charlotte. „Es war mir ein Anliegen, ihm meine Dankbarkeit und Zufriedenheit mit seiner erfolgreichen und gewandten Vermittelung in der Angelegenheit mit Masetto Baldi durch ein größeres Geldgeschenk darzuthun. Und der Greis war darob so gerührt und tief innerlich bewegt, daß er kaum Worte fand, um mir zu danken. Einige Tage später erhielt ich einen Brief von ihm aus Siena, worin er mir anzeigte, daß er sich entschlossen habe, das Geldgeschenk, welches er mir verdanke, zu einer Wallfahrt nach den heiligen Stätten des gelobten Landes zu verwenden und für mich und das Heil unserer ganzen Familie am Grabe des Erlösers zu beten."

„Der edle, fromme, treffliche Greis! sich noch in seinem Alter solchen Strapazen zu unterziehen!" sagte Mathilde theilnehmend. „Aber du lieber Himmel, es ist spät! ich muß aufbrechen, liebe Cousine, um nicht in tiefer Nacht in die Stadt zurückzukehren. Sie müssen das Maß Ihres ehrenden Wohlwollens voll machen; Sie müssen mir ein ander Mal erlauben, das Vermächtniß des großen Kaisers zu lesen, und mich mit den erhabenen Ideen und Plänen bekannt zu machen, welche . . . ."

— „Aber mein Kind, dazu sind Sie ja noch zu jung und mädchenhaft . . . .“

„Pah, liebe Cousine, wenn dieß ein Fehler ist, dann verbessert er sich ja täglich von selbst. Nein, Sie waren seither meine Lehrmeisterin, von welcher ich so vieles gelernt habe, — Sie sollen es auch künftig sein. Ich habe Ihr Wort, nicht wahr, daß ich Ihre Vertraute in diesem Stücke bin?“

— „Nun denn, wir wollen sehen! Gute Nacht, mein theures Kind! meine Grüße an Onkel und Tante! Auf Wiedersehen!“

„A bientôt, mon ange! und nochmals tausend Dank und meine Versicherung, daß ich mir alle Mühe geben werde, zu schweigen!“

* * *

Prinzessin Charlotte war gewöhnt gewesen, ihre „kleine Cousine Mathilde“ noch wie ein Kind zu behandeln, denn diese war ja um ein halbes Lustrum jünger als sie, und hatte sich diese Behandlung von der ernsten Charlotte gerne gefallen lassen. Allein Mathilde bewies jetzt, daß sie kein Kind mehr war. Die Mittheilungen Charlottens über jene wichtigen Papiere hatten in ihr eine tiefe Gemüthsbewegung hervorgerufen. Was sollten diese Papiere der melancholischen Cousine frommen, die nur Sinn für ihre Musik und Aquarell-Gemälde und für neuere französische Romane hatte? Welch ganz anderen praktischen Werth dagegen mußten sie für Vetter Louis Napoleon haben, den nunmehr berechtigten Intestaterben des großen Kaisers, der arm war im Vergleich zu Cousine Charlotte? dessen ganzes Dichten und Trachten nur darauf gerichtet war, dem großen Oheim nachzueifern und das Werk fortzusetzen, welches der Verbannte von St. Helena unter der Ungunst der Verhältnisse unvollendet gelassen hatte? Sollte und durfte sie ihm verhehlen, was sich ihr auf solch wunderbare Weise enthüllt hatte? Durfte sie das Gelübde des Stillschweigens brechen, welches sie Charlotten gegeben? . . . .

Diese und ähnliche Fragen und Grübeleien beschäftigten in

den nächsten Tagen das feurige jugendliche Gemüth Mathildens, das mit einer Art schwärmerischer Bewunderung an dem präsumtiven Erben des Kaiserthrones hing. Die Prinzessin Mathilde war ein energischer Charakter, leicht erregbar zwar, aber auch beharrlich in Allem, was sie angriff, ausdauernd in jedem Unternehmen. Sie brachte einmal bei Tische die Rede auf den Prinzen Louis Napoleon und seine Plane, und bemühte sich, zu ermitteln, was ihre Eltern von ihm dachten. Jérôme machte auch kein Hehl daraus, daß er weder die Hoffnungen noch die Absichten seines Neffen theile.

„Louis Napoleon ist ein junger Mann von schönen Gaben und ungewöhnlichen Kenntnissen," sagte er; „aber er wiegt sich in thörichten Illusionen, welche vielleicht zum Theil auf Kosten seiner Erziehung zu setzen sind, denn seine Mutter ist die ehrgeizigste, unruhigste Frau, die ich kenne. Hortense feiert nie; immer muß sie etwas zu intriguiren und zu zetteln haben. Immer muß sie irgend jemand stacheln, beherrschen, vorwärts drängen. Immer hat sie ein Katzenpfötchen und hält die Krallen schlagfertig, um denjenigen zu verletzen, welcher sie streichelt. Wir Andern haben alle schon mehr oder weniger jene feinen Krallen empfunden."

— „Aber Louis Napoleon gleicht ihr hierin nicht," wagte Mathilde einzuwenden; „er ist so zurückhaltend, so besonnen, daß er nicht schmeichelt oder heuchelt. Er ist zu stolz dazu."

„Meine Gute, das verstehst Du noch nicht," entgegnete Jérôme mit feinem Lächeln. „Mein Herr Neffe, der vermeintliche Napoleon III., ist viel zu ehrgeizig, viel zu gerieben und selbstsüchtig, um nicht jedes Mittel auszubeuten, welches seine Zwecke fördert. Wer eine große Laufbahn in der Welt erreichen und die Menschen beherrschen will, der muß ihren Schwächen schmeicheln und auf ihre Leidenschaften bauen. Seine Mutter verstand dieß von je her meisterhaft, und ihr Unterricht wird an ihm nicht verloren gegangen sein. Mein Bruder Louis und ich verstanden dieß nie, und darum haben wir weder den Beifall des Kaisers erlangt noch ein größeres Ziel erreicht."

— „Das spräche aber gerade dafür, daß der Vetter sich noch seinen Weg bahnen wird!“ wandte Mathilde ein und heftete ihre großen Augen erwartungsvoll auf ihren Vater.

„Was wir ihm gönnen wollen,“ versetzte der Exkönig von Westphalen kurz. „Von seinen politischen Fähigkeiten und seiner Besonnenheit hat er Bruder Joseph und mir im Herbst 1832, als wir die Berathung in London hatten, eben keine hohe Meinung gegeben. Er war ein Brausekopf, ein Phantast, dessen Hirn von Chimären und abenteuerlichen Plänen wimmelte, die in ihrer Unreife für uns ebenso ermüdend als langweilig waren und uns jedes Gespräch unter vier Augen mit ihm entleideten. Er ist ein Schwärmer, ein Romantiker!“

— „Die Zeit wird ihn ruhiger gemacht, abgekühlt und abgeklärt haben,“ bemerkte die Exkönigin Katharine in ihrer besonnenen klaren Weise. „Seine Schriften verrathen doch ungemein viel scharfen Verstand und Urtheilskraft und eine eiserne Beharrlichkeit des auf Ein großes Ziel gerichteten Willens. Ich wünschte sehr, daß meine Söhne ihm in diesem Stücke nacheiferten. Wenn Louis Napoleon vielleicht auch nicht Alles erreicht, was er sich jetzt in seinen sanguinischen Erwartungen träumt, so ist doch anzuerkennen, daß er sich wenigstens Mühe gibt, dem Namen und dem Ruhm der Bonaparte Ehre zu machen.“

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, liebe Mama, die Sie von dem Vetter hegen,“ sagte Mathilde sichtlich erfreut. „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Papa etwas gegen ihn eingenommen ist!“

— „Und wenn ich dieß wäre, hätte ich sicher einigen Grund dazu,“ erwiderte der Exkönig von Westphalen. „Die unaufhörlichen Umtriebe meiner Schwägerin Hortense und ihres Sohnes durchkreuzen alle Berechnungen und Pläne, welche wir Brüder gemacht haben. Zwanzig Jahre der Verbannung haben uns gelehrt — mich wenigstens, der ich über das Alter der Illusionen hinaus bin —, daß wir uns in unseren Erwartungen bescheiden müssen. Ich würde mich damit begnügen, wenn mir der Bürger-

könig nur die persönliche Vergünstigung einräumte, mit meiner Familie wieder nach Frankreich zurückzukehren und in Paris zu leben. Ich würde mich sogar zu dem demüthigenden Schritte herablassen, diesen Orleans darum zu bitten, wenn mir nur einigermaßen die Aussicht eines Erfolges winkte. Allein so lange jener jugendliche Heißsporn und Phantast dem Bürgerkönig schlaflose Nächte macht und in unaufhörlichen Broschüren sich als den Prätendenten auf den französischen Thron, als das geheime Ziel der Hoffnungen der Mehrzahl der Armee und des Volks hinstellen läßt, wird mir der Bürgerkönig Orleans diese persönliche Concession niemals machen."

„Aber bitte, mein Lieber, was sollte denn dieses Zugeständniß Ihnen auch frommen?" fragte die Exkönigin Katharine.

— „O, ich denke, sehr viel, Madame!" erwiderte Jérôme mit besonderer Betonung. „Würden wir erst in Frankreich, in Paris leben, so würden wir die Augen der Menge wieder auf uns lenken; man würde von uns sprechen, sich an uns drängen, wir würden tausend kleine Anknüpfungspunkte finden, und aufhören, für die große Menge gleichsam todt und vergessen zu sein. Wir würden uns bemühen, in unsere Salons die Minister, Abgeordneten und Pairs, Künstler, Schriftsteller, Journalisten, Sommitäten aller Art zu ziehen, und die nächste Folge davon wäre, daß man mit Zeit und Weile der Kammer eine Vorlage machte, daß uns eine Apanage gewährt würde, wie meiner Schwester Caroline. Damit wäre ja Alles gewonnen, denn auf dem so gesicherten Boden könnten wir erst die richtigen Fäden legen, und ich würde mich glücklich schätzen, meine Söhne in der Uniform französischer Soldaten zu sehen."

„Der Bürgerkönig ist meines Bedünkens zu klug, um nicht die ganze Tragweite einer derartigen Einräumung zu durchschauen, und ich bin daher überzeugt, daß er dieselbe niemals machen wird," sagte die Königin in zuversichtlichem Tone. „Es hieße, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, sich zu viel vergeben, wenn man ein derartiges Ansuchen an Orleans stellte. Er wird, auch abgesehen von den etwas voreiligen Anstrengungen unseres

Neffen Louis Napoleon, die ich ebenfalls, und zwar um seiner selbst willen, nicht billige, sich nicht jenen Pfahl in's Fleisch stoßen."

— „Es käme unter Umständen nur darauf an, von welcher Seite dem Bürgerkönig dieser Vorschlag gemacht oder befürwortet würde," entgegnete Jérôme. „Bruder Joseph und ich, wir würden ihm vielleicht beide in Paris, unter seinen eigenen Augen, weniger gefährlich erscheinen als im Ausland, und es würde vielleicht als ein Akt sehr feiner Politik angesehen werden, daß er uns diese Erlaubniß einräumte, wenn Louis Napoleon sich nicht immer und immer wieder bemühte, sich und uns lächerlich zu machen durch seine Donquixoterieen."

„Vielleicht dient Louis Napoleon doch dem Ganzen, wenn auch seine Bemühungen erst in späterer Zeit Früchte tragen," äußerte die Königin mild, und Mathilde hätte ihr dafür die Hand drücken mögen.

Die abgünstigen Aeußerungen ihres Vaters über Louis Napoleon vermochten jedoch Mathildens Glauben an diesen nicht zu erschüttern, sondern umgaben ihn bei reiferem Nachdenken mit der stillen Glorie eines Märtyrers seiner Ueberzeugung. Es war dem liebenden, bewundernden, vertrauenden Herzen der jungen Prinzessin ein förmliches Anliegen, die Partei des Verkannten zu nehmen und sich im Stillen noch inniger an ihn anzuschließen, für ihn zu wirken, ihn mit der Thatsache bekannt zu machen, daß Dokumente existirten, welche für ihn von der größten Bedeutung und Wichtigkeit sein würden. Mit der ganzen Sophistik der Liebe entband sie sich des versprochenen Stillschweigens und schrieb an Louis Napoleon, ohne jedoch zu verrathen, in wessen Händen sich diese Papiere befänden; mit großer Spannung erwartete sie seine Antwort, von welcher ihre weiteren Schritte bei der Cousine abhängig sein sollten.

Ein günstiger Zufall kam ihr zuvor. Die Prinzessin Charlotte lud Mathilden ein, einige Tage bei ihr auf ihrer Villa zuzubringen, da ihr Schwiegervater in die Bäder von Lucca gereist war und sie sich etwas vereinsamt fühlte. Mathilde ergriff

diese Gelegenheit begierig, denn nur aus instinktmäßiger Klugheit und mit einer Selbstbeherrschung, welche über ihre Jahre ging, hatte sie seither nicht wieder eine gewisse Beeiferung in dem Wunsche, den Inhalt jenes politischen Vermächtnisses kennen zu lernen, an den Tag gelegt, obschon sie vor Begierde brannte, jene Papiere wieder in der Hand zu haben. Charlotte war zu Argwohn geneigt, wie alle zurückhaltenden, ernst gestimmten, der Einsamkeit ergebenen Personen. Sie legte überdieß dem Besitz jener Papiere einen ganz besonderen Affektionswerth bei.

Prinzessin Charlotte entsann sich übrigens schon in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens mit Mathilden, daß sie der jungen Cousine die Besichtigung jener Papiere versprochen hatte, auf deren Eigenthum sie stolz war.

„Warum haben Sie mich denn nicht daran erinnert, mein Kind?“ fragte sie.

— „Weil ich nicht indiscret sein wollte, liebe Cousine, da Sie mir darüber Schweigen auferlegt hatten,“ versetzte Mathilde mit unbefangenem Lächeln.

„Jenun, so ernst war es mir damit nicht. Sie hatten es also nicht vergessen, meine Liebe?“

— „Vergessen, liebe Cousine?“ rief Mathilde mit begeistertem Blick und Ton; „einen Gegenstand vergessen, der von solcher Bedeutung für unser Haus, unsern Namen ist, der mich Tag und Nacht so sehr beschäftigt hat, daß ich sogar davon geträumt habe?!“

„Sieh, sieh! das verdient ja eine ganz besondere Belohnung!“ lächelte Charlotte. „Kommen Sie, mein Kind, nun sollen Sie auch nach Herzenslust die Papiere betrachten, und wir wollen sie mit einander lesen!“

Es war eine altväterische, hakige, etwas schwierig zu lesende Schrift einer festen Hand, und die beiden Damen, auf dem niedrigen Divan sitzend, machten sich gemeinsam an die Lektüre derselben, welche aber auf die Länge doch nicht ganz befriedigte, denn diese Aufzeichnungen handelten von Dingen, welche den weiblichen Anschauungen und Gedanken einigermaßen ferne lagen,

und waren zunächst vorherrschend retrospektiver Art. Charlotte konnte bald ein Gähnen nicht unterdrücken, denn ihre natürliche Indolenz überwog die Neugierde. Sie hatte schon zu verschiedenen Malen einen Ansatz gemacht, das Dokument zu lesen, war aber nie über ein flüchtiges Blättern hinausgekommen. Sie ließ daher jetzt das Heft auf ihren Schoos sinken, sah Mathilden an und fragte mit einem freundlichen Lächeln:

„Nun, mein Kind, wie finden Sie es? Ist es interessant? Habe ich mein Geld nicht weggeworfen?“

— „Oh, Sie verdienen den höchsten Dank der ganzen Familie! Das sind ja höchst merkwürdige Rückblicke,“ erwiderte Mathilde. „Wie schade, daß diese lehrreichen Selbstbetrachtungen nicht den jungen Männern unserer Familie zu gute kommen!“

„Ich habe keine Brüder, und mein armer theurer Gatte, dem diese Enthüllungen zunächst gebührt hätten, ist todt,“ sagte Charlotte wehmüthig.

— „Aber sein Bruder und Nachfolger?“ flüsterte Mathilde schüchtern und etwas lauernd. „Wie glücklich würde es ihn machen! Du lieber Himmel, wenn Louis Napoleon diese Papiere und Ihr Vermögen hätte, liebe Cousine, was würde Er ausrichten können!“

„Er würde seinem Ehrgeiz und seinen Chimären einige Millionen Franken und einige tausend Menschenleben opfern, und zwar ohne Erfolg — voilà tout!“ sagte Charlotte finster. „Mein Vater soll entscheiden, ob diese Papiere in die Hand des Vetters gelangen dürfen!“

— „Louis Napoleon wäre Ihnen lebenslang zum Danke verpflichtet, liebe Cousine!“

„Glauben Sie?“ fragte Charlotte mit einem harten trockenen Lachen. „Der unternehmende Herr Vetter denkt nicht daran, dankbar zu sein. Er denkt immer und zunächst nur an sich selber. Mit schönen Phrasen vielleicht wäre er sehr freigebig, aber der Dieb gibt der Leiter einen Fußtritt, wenn er mittelst derselben zu seinem Ziele hinangestiegen. Man kennt das!“

— „Sie sind bitter gegen ihn, liebe theure Base, — bitterer als er es verdient!“

„Und Sie sind ein argloses, allzu vertrauendes Kind, meine Liebe! Sie kennen die Menschen noch nicht und speziell nicht den Vetter!“ versetzte Charlotte ernst. „Ich habe kein Vorurtheil gegen ihn und habe ihm vergeben — aber vergessen kann und werde ich es nie, daß er mich um meinen Gatten . . . .“

— „Oh, nicht doch! suchen Sie nicht härter zu erscheinen als Sie sind, theuerste Cousine! Ihr Herz, Ihr gutes, edles, weiches Herz weiß nichts von dem, was Ihre Lippen sprechen,“ bat die jugendliche Schmeichlerin. „Wir wollen nicht mehr von dem Vetter sprechen. Es thut mir weh, wenn ich Sie so von ihm reden höre.“

„Sie lieben ihn doch nicht, mein gutes Kind?“ fragte Charlotte erschrocken und betrachtete forschend das erröthende junge Mädchen, das den Blick zu Boden senkte. — „Oh, hüten Sie sich, ich beschwöre Sie, Liebe, sich von ihm einnehmen zu lassen, Ihre Neigung an ihn zu hängen. Jener Mensch ist nicht im Stande, etwas Anderes zu lieben als sich selbst; er wird jedes natürliche und menschliche Gefühl seinem maßlosen Ehrgeiz zum Opfer bringen . . . .“

— „Cousine, Sie thun mir weh; Sie greifen mir an's Herz!“ stammelte Mathilde feuchten Auges, und der Schmerz überwog den Zorn des Kindes.

„Und wenn auch, Mathilde, ich muß Sie warnen, Sie enttäuschen, nachdem Sie mir das Geheimniß Ihrer unschuldigen naiven Neigung verrathen haben!“ versetzte Charlotte lebhaft. „Ich hege die aufrichtigste Liebe, die innigsten Wünsche für Ihre Wohlfahrt, mein Kind; ich erachte es für meine heilige Pflicht, Ihnen durch diesen kleinen vorübergehenden Schmerz dereinst einen großen, tief einschneidenden zu ersparen. Geben Sie sich seinethalben keinen Illusionen hin, sonst würden Sie eines Tages noch mit Reue dieser Stunde gedenken! Sie sind so gut und offen; es würde mir meinen Seelenfrieden rauben, wenn ich er-

fahren müßte, daß Ihr vertrauendes Herz durch ihn getäuscht worden sei, mein liebes süßes Mädchen!"

Prinzessin Mathilde erwiderte den Kuß nicht, welchen die Base Charlotte auf ihre weiße Stirne hauchte. Sie blickte trüb vor sich hin und grübelte. Wäre sie ein gewöhnliches Mädchen gewesen, so hätte sie geweint oder mit der Warnerin gehadert. Allein eine Prinzessin darf nicht weinen und soll nicht zanken und hadern. Sie war jedoch der Cousine innerlich sehr böse und nichts weniger als dankbar. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu: diese Warnung ist zu neun Zehntheilen unaufrichtig und von Eifersucht eingegeben. Der Vetter hat Charlottens Hand ausgeschlagen, und diese Demüthigung verzeiht ihm die Stolze nie. Nun will sie uns trennen, denn sie mißgönnt ihn mir; sie grollt mir, weil er mich scheinbar ihr vorgezogen. Ah, ich errathe Alles; aber ich werde mich an ihr rächen. Ich habe schon mein Plänchen.

„Sind Sie mir wirklich böse, liebes Kind? glauben Sie denn nicht an die Lauterkeit meiner Absicht und die Aufrichtigkeit meiner Warnung, beste Mathilde?" fragte Charlotte nach einer Weile.

— „Oh, doch, ganz gewiß, liebe Cousine! ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar," erwiderte Mathilde und schmiegte sich an ihre Base zärtlich an. „Ich werde mir Alles überlegen, was Sie gesagt haben, und auf meiner Hut sein. Es wäre ja unerträglich hart, eine solche Zuneigung getäuscht zu sehen .... Ich dachte schon nicht mehr an Vetter Louis Napoleon, sondern an etwas ganz Anderes, liebe Cousine! Ich dachte an den hohen Werth dieses Dokuments, an die Gefahren, denen es ausgesetzt ist ...."

„Welche Gefahren, Liebe?" fragte Charlotte überrascht.

— „Sie besitzen wohl nur diese eine Handschrift, Cousine?"

„Ganz gewiß, und sollte diese nicht genügen?"

— „Ich dächte, nein! Erwägen Sie, meine Theure, wenn dieses Dokument Ihnen gestohlen, wenn es durch eine Feuersbrunst zerstört würde, wenn irgend einer jener tausenderlei un-

berechenbaren Zufälle es beträfe, welche schon oft in solchen Angelegenheiten alle menschliche Berechnung und Zuversicht Lügen straften! . . . .“

„Es ist in meiner Verwahrung sicher; nur wenige Personen außer Ihnen kennen das Geheimniß!“

— „Und wenn auch, meine Liebe! Sie können erkranken, Sie können bestohlen werden — wer ist vor solchen Unglücksfällen sicher?“ rief Mathilde. „Ich vermesse mich nicht, etwas davon zu verstehen, meine theure Cousine, aber wäre ein solches unersetzliches Dokument mein, ich würde nicht eher ruhig sein, als bis ich eine oder zwei Abschriften davon gemacht und an verschiedenen Orten niedergelegt hätte, — bei meinem Notar, bei meinem Banquier, meinem Geschäftsmann, damit wenigstens der Inhalt des Dokuments nicht unersetzlich verloren gehen könnte!“

„Sie haben ganz recht, meine Theure! Sie sind ein besonnenes, kluges Kind,“ versetzte Charlotte gedankenvoll. „Ich habe ebenfalls schon daran gedacht, — ich habe mich längst mit der Absicht getragen, es abzuschreiben, allein das Heft ist so dick, meine Zeit so sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen und dann — man könnte es auf meinem Schreibtische sehen, mich dabei überraschen, mir mein Geheimniß entreißen. Und es einem Andern zur Abschrift anzuvertrauen, ist unthunlich! Ich darf es nicht in fremde Hände geben, und wer nennt mir eine Person, der ich ein Papier von solcher Wichtigkeit anvertrauen dürfte?“

— „Ich, ich weiß Ihnen eine Person, welche Ihres Vertrauens werth ist, liebe Cousine!“ rief Mathilde lebhaft und erfaßte beide Hände Charlottens. „Es soll hier, unter Ihren Augen abgeschrieben werden, ohne daß irgend ein Vertrauensmißbrauch stattfinden kann. Ich selbst will eine Abschrift davon nehmen, während ich hier bei Ihnen bin, meine theuerste Charlotte!“

„Von dem ganzen dicken Hefte, liebes Kind? ah, Sie unterschätzen die Mühe . . . .“

— „Nein, nein, ich werde Geduld und Ausdauer haben!" rief Mathilde fröhlich. „Ich will Ihnen beweisen, welcher Energie ich fähig bin, wenn es die heilige Sache unserer Familie gilt! Ich werde noch heute beginnen, und Sie, Charlotte, Sie geben mir die Erlaubniß, hier bei Ihnen, unter Ihren Augen, Tag und Nacht zu schreiben . . . ."

„Und auf Ihre Gesellschaft ganz zu verzichten, liebes Kind? Nein, das wäre eine schnöde, unverzeihliche Selbstsucht von meiner Seite, ein monströser Mißbrauch der Gastlichkeit. Denken Sie an Ihre hübsche kleine Hand, die von all dem Schreiben ganz krampfig, an diese schönen munteren Augen, die darob ganz trübe werden würden!"

— „Nein, nein, nein, theuerste Cousine, ich bin ein Starrkopf, ich gebe nicht nach! Denken Sie an den Zweck, den wir im Auge haben und für den kein Opfer zu groß ist! Sie müssen ja selbst zugeben, daß dieses Dokument nie einem Uneingeweihten vor Augen kommen darf! Ich habe mir's einmal vorgenommen, und Sie sollen sehen, was ich vermag!"

„Nun denn, wie Sie wollen! Ich willige ein, mein Kind, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihren Eifer zu werthen weiß. Hier ist das Dokument; aber Sie dürfen nur hier daran schreiben, ganz nach Lust und Muße; es darf kein Opfer sein, das Sie einer augenblicklichen Laune bringen!" sagte Charlotte, deren passive Natur vor der überlegenen Willensfestigkeit Mathildens die Segel strich. —

Die junge Prinzessin begann die Abschrift noch am selben Tage und mit einem eisernen Fleiße. Die Arbeit war nicht halb so groß als Charlotte gemeint hatte, und Mathildens Eifer befeuerte der geheime Plan, den sie dabei hatte. Sie kannte halb instinkt-, halb erfahrungsmäßig die geringe Ausdauer der Cousine. Anfangs durfte sie nur in Charlottens Anwesenheit und an deren Schreibtisch die Abschrift besorgen, und Original und Kopie wurden sorgsam eingeschlossen, so oft Gäste kamen. Allmählig aber ward dieß der Cousine langweilig und sie ließ es geschehen, daß Mathilde nun Abends und Morgens daran

schrieb und sogar das Original auf ihre Zimmer nahm, um desto ungestörter daran zu arbeiten.

Endlich zeigte Mathilde der Cousine die vollendete Abschrift, welche nur noch der Revision bedurfte, wie sie behauptete. Charlotte umarmte das Kind bewundernd und schenkte ihr eine Brosche mit ihrer Chiffre in Brillanten. Das Original ward wieder eingeschlossen, und von der Kopie war einige Tage keine Rede. Mathilde aber machte davon noch eine Abschrift auf feines dünnes Briefpapier, und diese Abschrift war für denjenigen bestimmt, dem Charlotte so Unrecht gethan hatte, dem unternehmenden Vetter Louis Napoleon auf Arenenberg. Die Absendung an ihn war nur noch eine Frage der Zeit und der Gelegenheit.

* * *

Der Aufenthalt auf Charlottens Villa hätte sich vielleicht noch in die Länge gezogen, denn Mathilden gefiel diese Ruhe und das trauliche Zusammenleben mit der älteren Cousine, die sich von dem „Kinde" nachgerade lenken ließ. Allein der Hochsommer des Jahres 1835 war in Italien gekennzeichnet durch ein furchtbares verheerendes Auftreten der Cholera. Tausende und aber Tausende waren von der entsetzlichen Seuche hingewürgt worden, welche von Sicilien und Calabrien aus heraufzog, langsam, leise, unabweisbar wie das Fatum. Täglich rückte sie weiter nach Norden vor, und spottete aller Gebete und Bußgänge, aller Contumazen und gesundheitspolizeilichen Vorkehrungen, aller Hoffnungen auf ihr Aufhören. In Florenz glaubte man sich lange sicher; Hunderte von Fremden aus Neapel, Rom, Pisa, Livorno waren hieher geeilt in der Hoffnung, hier in diesem schönen und gesunden Arnothal vor der Völkergeißel bewahrt zu bleiben. Als aber die Seuche bis Siena vorgeschritten war, da erfaßte ein panischer Schreck die ganze „Gesellschaft" von Florenz, und weil die Zeitungen nichts von den Fortschritten und Verheerungen der Krankheit berichten durften, war das Gerücht um so thätiger, um so eifriger in Erfindungen und Uebertreibungen der Angst, welche die allgemeine Furcht und Zerknirschung

noch steigerten. An einem schönen Tage hieß es in Florenz: rette sich wer kann, und der Hof, die einheimischen und fremden Residenten, die Reisenden, — alle enteilten der engen Stadt am Arno und flüchteten, zunächst nordwärts.

Auch Prinzessin Mathilde ward eines Tages schleunigst nach Florenz zurückberufen, und fand ihre Eltern schon zur Abreise gerüstet. Jérôme und seine Gemahlin flüchteten nach dem Genfer See. In dem wunderlieblich gelegenen milden Lausanne ward Halt gemacht; hier fühlte man sich ganz sicher, denn Lausanne war seit Jahrhunderten nicht mehr von einer verheerenden Seuche heimgesucht worden. Mathilde hatte sich dort nicht so bald in ihren Appartements eingerichtet, als sie die Abschrift jenes Dokuments hervorsuchte, die sie für den Vetter gemacht, und sie ihm zur Post zusandte.

Tage, Wochen vergingen und keine Antwort von ihm kam. Getheilt zwischen Zweifel und Besorgniß, vermochte die Prinzessin kaum ihre Unruhe zu verhehlen. Da trat eine Gemüthsbewegung anderer Art an sie heran: Königin Katharina, ihre Mutter, war erkrankt; die Krankheit nahm überraschend schnell einen heftigen verhängnißvollen Verlauf, und im September starb sie, tief betrauert von der Tochter, welche an dieser Mutter unsäglich viel verloren hatte. Katharina's Willensfestigkeit und Seelengröße, als sie nach dem Sturze der Napoleoniden mit ihrem ungeliebten Gatten, der sie so oft betrogen hatte, Freud' und Leid der Verbannung und den Druck beschränkter Verhältnisse lieber ertrug, als sich von ihm lossagte, um am Hofe ihres Vaters zu leben, — als sie auf die Aufforderung ihres königlichen Vaters, den Gatten zu verlassen, einfach antwortet: „Als ich diesen Mann heirathen mußte, hat man mich nicht um meine Neigung befragt, sondern mir eine Pflicht auferlegt; man soll nun nicht sagen, daß ich meine Pflicht vergesse, da er von seiner Höhe heruntersteigen mußte,“ — diese Erklärung voll echter Weiblichkeit und wahrhaft königlicher Gesinnung, — wird ihr in der Geschichte der Frauen eine unvergeßliche hohe Stellung anweisen.

Unter den Verwandten, welche nach Lausanne eilten, um dieser wirklichen Fürstin die letzte Ehre zu erweisen, war auch Prinz Louis Bonaparte. Der Seelenadel und die sittliche Reinheit, der durchdringende Verstand und die hohe Bildung der Verewigten hatten ihm stets imponirt, und seine Beziehungen zur Prinzessin Mathilde, sowie jene Verehrung für die Entschlafene stellten ihn unter die wirklich Leidtragenden. Es war ein eigenthümliches, tief erschütterndes Wiedersehen mit Mathilden an diesem Sarge. Alle Empfindungen, welche sich seither zwischen beiden von Herz zu Herzen geschwungen, mußten jetzt verstummen vor dem einschneidenden Gefühle der Trauer, der Beraubtheit. Es ist der furchtbarste Riß durch ein Familienband, wenn die Mutter stirbt; es ist die intensivste, nie vernarbende Wunde, die der Verlust der Mutter unserer Seele schlägt. Der Prinz liebte seine eigene Mutter, und wußte Mathildens Schmerz zu werthen. Für sie war es ein noch unendlich höherer Verlust, als für irgend eine andere Tochter, denn wie wenige andere Frauen hätten sich mit Katharina zu messen vermocht? Diese Mutter war Mathilden Alles gewesen, was nur Liebe, Verehrung, Vorbild heißt. Ihren Vater verstand sie nicht in seiner Herzensdürre und Selbstsucht, in seiner Genußsucht und Frivolität, die so sehr mit seinen vorgerückten Jahren kontrastirten und denen nichts heilig schien, wenn es nur seine eigenen Zwecke förderte. Und eine solche Mutter gerade jetzt zu verlieren, wo Mathilde in die Welt eingeführt werden sollte, auf jenen glatten gleißnerischen Boden, auf welchem diejenigen am leichtesten straucheln und gleiten, die den meisten tüchtigen innern Kern haben! Sie ahnte nur allzu gut, was ihr mit dieser Mutter verloren gegangen war. Sie las es in den Augen Louis Napoleon's, daß er es ebenfalls fühlte, wie viel ihr geraubt war, und wenn es ihm auch nicht gegeben war, phrasenreiche Tröstungen an die Geliebte zu richten, so las sie doch in seinen Zügen, seinen Blicken das Verständniß ihrer Gefühle und die regste Theilnahme dafür. Und Eine Aeußerung vor Allem hatte sie überzeugt, daß die Neigung des Prinzen eine aufrichtige war.

Er hatte schon bei der ersten Begegnung zwischen Oheim Jérôme und ihm diesem gesagt: „Lassen Sie die Prinzessin meiner theuren Mutter; senden Sie sie uns auf den Arenenberg. Sie wird dann erfahren, daß es Menschen gibt, welche wenigstens den ernstesten Willen haben, sie ihren unersetzlichen Verlust vergessen zu machen. Sie wird in meiner Mutter einigen Ersatz finden!" Sie hatte es am Tone, an jeder Inflexion der Stimme erkannt, wie treu und aufrichtig Louis Napoleon es meinte; sie hatte mit einem stummen Blick auf den Vater diese Bitte unterstützt, aber es war wie ein Frostreif auf ihr blutendes Herz gefallen, als der Exkönig von Westphalen mit einer kühlen glatten Phrase die Gewähr dieser Bitte einer späteren Zeit vorbehielt.

Mathilde und ihr Vetter sahen sich in diesen ernsten Tagen nur selten allein, und erst als Louis Napoleon kam, um nach den Leichenfeierlichkeiten Abschied zu nehmen und seinen kleinen dreizehnjährigen Vetter Napoleon mit nach Arenenberg zu nehmen und ihn zu unterrichten, womit der Vater einverstanden war, — als Mathilde dem Vetter ihren jüngern Bruder auf die Seele band und dem Knaben vorstellte, welche beneidenswerthe Wohlthat ihm durch das schöne Vorrecht, Schüler solch eines Lehrers zu sein, zu Theil werde; da vermochte sie im vorletzten Momente des Abschieds noch zu fragen: „Haben Sie meine Sendung erhalten, lieber Vetter?"

— „Gewiß, meine Theure, erhalten und gebührend gewürdigt, und wenn ich bis jetzt noch nicht bemüht gewesen war, Ihnen nach Verdienst zu danken, so geschah es nur, weil noch Zweifel an der Authenticität der Urkunde in mir vorwalten, die ich erst gelöst sehen möchte," versetzte der Vetter.

— „Zweifel, lieber Vetter?" fragte Mathilde verwundert; „aber ich versichere Sie, daß ich selbst das Original in Händen gehabt und dasselbe gewissenhaft kopirt habe!"

„Dieß habe ich erkannt und bewundert, aber meine Zweifel gelten dem Original und der Quelle, aus welcher unsere Cousine Charlotte es bezog," entgegnete der Prinz. „Mein Freund Conneau hier, welcher mein unbeschränktes Vertrauen genießt, hat

für mich Schritte gethan, um über die Echtheit des Dokuments in's Klare zu kommen. Allein wie das Ergebniß dieser Nachforschungen auch ausfallen möge, meine theure Cousine, seien Sie überzeugt, daß ich mit ganzem Herzen und Verständniß Ihre liebevolle Fürsorge und geduldige Bemühung, mit Einem Worte: Ihre ganze Absicht, zu werthen, zu bewundern und zu verdanken weiß."

Mehr zu äußern war dem Prinzen nicht vergönnt, und Mathildens momentane Stimmung ließ sie auch in dieser Stunde nicht allzu emsig und eingehend über diese Andeutung nachdenken. Erst nach der Trennung von ihrem Vater und Vetter, nach ihrer Rückkehr in die Heimath ihrer Mutter, wohin ihr Oheim, der König von Württemberg, sie geladen hatte, fand sie zuweilen Stunden, wo sie jenen Andeutungen Louis Napoleon's nachdenken konnte.

Eines Tags erhielt sie Briefe von ihrem jüngern Bruder Napoleon vom Arenenberg; der lebhafte ehrgeizige Knabe beneidete sie um den Aufenthalt am Hof des königlichen Oheims, obgleich er sich auf dem kleinen Schlößchen am Bodensee königlich amusirte. „Der Vetter hat mir ein Briefchen für Dich beigelegt, und glaubt, sein Inhalt werde Dich interessiren," schloß der nach Knabenart ziemlich lakonische und rein persönliche Brief. Das Billet des Vetters aber lautete:

„Es macht mir förmlich Schmerz, meine theuerste Mathilde, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihre fabelhafte Aufopferung bei der Abschrift jenes langen Aktenstücks eine Vergeudung des edelsten Eifers war, der aber Ihrem Herzen und Geiste zur größten Ehre gereicht. Die Nachforschungen, welche Enrico Conneau durch vertraute und befähigte Persönlichkeiten in Florenz mit ebenso viel Umsicht als Discretion anstellen ließ, haben dargethan, was ich von der ersten Bekanntschaft mit dem Manuskript an geahnt hatte, daß es eine Fälschung ist. Ja, meine theuerste Mathilda, an der Leichtgläubigkeit und dem Eifer meiner Schwägerin ist eine infame, obwohl ziemlich plump angelegte Gaunerei begangen worden, um ihr eine namhafte Geldsumme abzuschwin-

deln. Es ist eine echt italienische, eine echt florentinische Gaunerei, aber mit einer Geduld und Umsicht ausgeführt, welche einer besseren Sache würdig gewesen wären. Der Abbate Buonavita lebt noch und zwar in einem römischen Kloster, und war niemals mit einem solch wichtigen Schriftstück von unserem theuren Oheim auf St. Helena betraut worden. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß ein sogenanntes politisches Testament des Kaisers existirte — ich glaube diesen Schluß auf Thatsachen gründen zu können — aber wo es sich befindet, wenn nicht in den Archiven des britischen Ministeriums des Innern, das vermag Niemand zu sagen. Erwiesen ist nur, daß der angebliche ehemalige Priester und politische Märtyrer Giocondo Patuzzi und der ehrenwerthe Gutsbesitzer Masetto Baldi zwei Vögel vom gleichen Gefieder waren, welchen das Pflaster von Florenz zu heiß sein wird. Ich bedaure die gute Cousine Carlotta, und werde sie ihrer Illusion natürlich nicht berauben, schon um Ihretwillen nicht. Aber Ihnen bleibe ich jedenfalls nichts desto weniger zum herzinnigsten Dank verbunden, und lege es auf Ihre Seele, meine theure Mathilda: forschen Sie jederzeit und mit der größten Umsicht und Beeiferung nach dem verschollenen echten Testament von St. Helena."

Ende des ersten Bandes.